Hist. 3223

Geſchichte

des

Conſulats und Kaiſerreichs.

Von

M. A. Thiers,

Mitglied der Akademie, Deputirten und vormals Conſeil-Präſidenten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Fenner von Fennberg.

Erſter Band.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Mannheim,

Verlag von Heinrich Hoff.

1845.

Erſtes Buch.

Die Verfaſſung vom Jahre VIII.

Amtsantritt der proviſoriſchen Conſuln. — Theilung der Macht zwiſchen Hern Sieyès und dem General Bonaparte. — Der General bemächtigt ſich der Verwaltung der Staatsgeſchäfte und überläßt es Herrn Sieyès, eine neue Verfaſſung zu entwerfen. — Lage Frankreichs im Brumaire des Jahres VIII. — Unordnung in der Verwaltung und den Finanzen. — Elender Zuſtand der Armeen. — Unruhen in der Vendée. — Bewegungen der revolutionären Partei in einigen Städten des Südens. — Erſte Anſtrengungen der proviſoriſchen Conſuln, um in den verſchiedenen Regierungszweigen wieder Ordnung herzuſtellen. — Ernennung der Herren Cambacérès zum Juſtizminiſter, Laplace zum Miniſter des Innern, Fouché zum Polizeiminiſter, Talleyrand zum Miniſter des Auswärtigen, Berthier zum Kriegsminiſter, Forfait zum Marineminiſter, Gaudin zum Finanzminiſter. — Erſte Finanzmaßregeln. — Unterdrükkung der progreſſiven Zwangsanleihe. — Bildung einer Verwaltung der directen Steuern und unmittelbare Entwerfung der ſeit mehreren Jahren rückſtändigen Steuerliſten. — Einführung der General-Einnehmer-Schuldſcheine. — Herſtellung des öffentlichen Vertrauens; die Banquiers von Paris leihen der Regierung die Geldmittel, deren ſie vorläufig bedarf. — Abſendung einer Unterſtützung an die Armeen. — Politiſche Maaßregeln der proviſoriſchen Conſuln. — Widerruf des Geſetzes hinſichtlich der Geißeln; Freilaſſung der verhafteten Prieſter, ſo wie der Schiffbrüchigen von Calais. — Beſprechungen mit den Häuptern der royaliſtiſchen Partei. — Abſchluß eines Waffenſtillſtandes in der Vendée mit den Herren

von Bourmont, d'Autichamp und von Chatillon. — Anknüpfung von Verbindungen mit den fremden Cabinetten. Lage Europa's. — Entſchluß Englands und Oeſterreichs, den Krieg fortzuſetzen. Paul I., gegen ſeine Verbündeten aufgebracht, iſt geneigt, ſich von der Coalition zurückzuziehen und ſich dem von Preußen angenommenen Neutralitätsſyſteme anzuſchließen. — Augenblickliche Wichtigkeit Preußens. — Der General Bonaparte ſchickt ſeinen Adjutanten Duroc nach Berlin. — Friedensgerüchte. — Sichtbare Verbeſſerung des materiellen und moraliſchen Zuſtandes Frankreichs in Folge der erſten Maaßregeln der proviſoriſchen Conſuln. — Man beginnt ſich mit der Verfaſſung zu beſchäftigen. Der von Herrn Sievès ſeit langer Zeit entworfene und durchdachte Plan. — Die Notabilitätsliſten, der Erhaltungsſenat, der geſetzgebende Körper, das Tribunat, der Großwähler. — Uneinigkeit zwiſchen Herrn Sièyes und dem General Bonaparte bezüglich der Organiſation der ausübenden Gewalt. Gefahr eines Bruches zwiſchen dieſen beiden Männern. — Vermittler bewirken eine Annäherung. — Der Großwähler wird durch drei Conſuln erſetzt. Annahme der Verfaſſung des Jahres VIII., beſtimmt, am 4. Nivoſe des Jahres VIII. in Kraft zu treten.

Der achtzehnte Brumaire hatte dem Daſein des Directoriums ein Ende gemacht.

Die Männer, die nach den Stürmen des Convents dieſe Art von Republik erdacht hatten, waren durchaus nicht von der Trefflichkeit oder Dauerhaftigkeit ihres Werkes überzeugt; aber beim Austritt aus jener blutigen Regierungsform, deren Phaſen ſie ſo eben durchlaufen hatten, war es ſchwer, einen beſſern oder andern Weg einſchlagen. Es war in der That unmöglich, an die Bourbons, die die allgemeine Meinung zurückwies, zu denken, aber auch nicht minder unmöglich, ſich irgend einem berühmten General in die Arme zu werfen, da in dieſer Epoche noch keiner unſerer Krieger Ruhm genug erworben hatte, um die Geiſter zu unterjochen. Ueberdies hatte die Erfahrung noch nicht alle Täuſchungen zerſtört. Man war den Händen des

Wohlfahrtsausſchuſſes entſchlüpft; man hatte nur die blutige Republik von 93, die in einer einzigen, alle Regierungsgewalt in ſich vereinenden Verſammlung beſtand, erprobt und es blieb nun noch ein letzter Verſuch zu wagen übrig. Man mußte es mit einer gemäßigten Republik verſuchen, in der die Gewalt gleichmäßig und weiſe vertheilt und deren Verwaltung neuen Männern anvertraut war, die all' den Zügelloſigkeiten, die Frankreich mit Schrecken erfüllt hatten, gänzlich fremd geblieben. Man erdachte das Directorium.

Dieſer neue Verſuch einer Republik währte vier Jahre, vom 14. Brumaire des Jahres IV. bis zum 18. Brumaire des Jahres VIII. Er wurde in aller Treue und mit dem beſten Willen von Männern unternommen, deren Mehrzahl rechtſchaffen und von den trefflichſten Geſinnungen beſeelt war. Es hatten ſich allerdings einige Perſönlichkeiten leidenſchaftlichen Charakters oder zweifelhafter Rechtlichkeit, wie der Director Barras, den Reihen der Regierenden, unter denen in dieſen vier Jahren die Staatsgewalt wechſelte, anzuſchließen vermocht, aber Rewbell, La Reveillère-Lepaux, Le Tourneur, Carnot, Barthélemy, Roger-Ducos, Sieyès waren rechtliche Männer, deren Einige große Fähigkeiten beſaßen, während der Letztgenannte, Herr Sieyès, ein Allen weit überlegener Geiſt war. Und doch hatte die Directorialrepublik bald nur ein Bild troſtloſer Verwirrung dargeboten. Weniger Grauſamkeit, aber mehr Anarchie, dies war der Charakter der neuen Regierung geweſen. Man guillotinirte nicht, aber man deportirte. Man zwang Niemanden bei Todesſtrafe, die Aſſignaten anzunehmen, aber man bezahlte auch Niemanden. Unſere Soldaten, ohne Waffen und

ohne Brod, wurden beſiegt ſtatt zu ſiegen. Dem Schrecken war ein unerträgliches Mißbehagen gefolgt. Da auch der Schwäche Augenblicke heftiger Aufwallungen eigen ſind, ſo hatte dieſe, ihrer Anlage nach durchaus gemäßigte Republik durch zwei durchaus tyranniſche Maßregeln, das progreſſive Zwangsanlehen und das Geſetz der Geißeln, ihr Ende gefunden. Dieſe letztere Maßregel, obgleich an ſich nicht blutdürſtig, war doch eine der gehäſſigſten Bedrückungen, die je von der grauſamen und furchtbaren Phantaſie des Parteigeiſtes erdacht wurden.

Iſt es wohl erſtaunenswerth, daß Frankreich, dem man 1799 die Bourbons nicht aufbürden konnte, und das nach den traurigen Folgen der Directorial-Verfaſſung an der Republik zu zweifeln begann, ſich in die Arme dieſes jungen Generals warf, des Siegers von Italien und Egypten, der allen Parteien fremd, gegen Alle Geringſchätzung zeigte, eine energiſche Willenskraft beſaß, für die Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens gleiche Fähigkeiten bewies und einen Ehrgeiz entfaltete, der weit entfernt die Gemüther zu beunruhigen, damals als ein neuer Hoffnungsanker begrüßt wurde? Es hätte ein geringerer Ruhm als der ſeine genügt, um ſich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, denn einige Zeit vorher hatte man ja den General Joubert nach Novi geſchickt, damit er ſich dort die ihm noch mangelnden Anrechte erwerben könnte, um dann die ſeither in unſern Annalen „der 18. Brumaire" benannte Revolution ins Leben zu rufen.

Der unglückliche Joubert war bei Novi beſiegt und getödtet worden, während Bonaparte ſtets glücklich und ſiegreich, zum wenigſten damals, den Gefahren der See wie der Schlachten entgehend, aus Egypten auf eine

beinahe wunderbare Weiſe nach Frankreich zurückgekehrt war, woſelbſt das Directorium bei ſeinem Erſcheinen gefallen war. Alle Parteien waren ihm entgegengeeilt und hatten von ihm Ordnung, Sieg und Frieden geheiſcht.

Es war indeß nicht das Werk eines Tages, die Autorität eines Einzigen an die Stelle einer Demagogie zu ſetzen, in der Jedermann, abwechſelnd Unterdrückter oder Unterdrücker, ſich eines augenblicklichen Beſitzes der höchſten Gewalt erfreut hatte. Man mußte mit Schonung verfahren und um das ermüdete Frankreich der unumſchränkten Gewalt zuzuführen mußte eine glorreiche, ausgleichende und halbrepulikaniſche Regierung den Uebergang bilden. Mit einem Worte, man bedurfte des Conſulates, ehe man zum Kaiſerthum gelangte. Dieſer Theil unſerer Zeitgeſchichte iſt es, den ich jetzt darſtellen werde. Fünfzehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich die Annalen unſerer erſten Revolution niederſchrieb. Dieſe fünfzehn Jahre, ich habe ſie mitten unter den Stürmen des öffentlichen Lebens verlebt; ich ſah einen alten Thron ſtürzen, einen neuen ſich erheben, und die franzöſiſche Revolution ihren unaufhaltſamen Lauf verfolgen. Obgleich meine Erlebniſſe mich nur wenig überraſchten, ſo hege ich doch nicht die Anmaßung zu glauben, als könnte die Erfahrung der Menſchen wie der Geſchäfte mich nichts mehr lehren; ich glaube im Gegentheil viel gelernt zu haben und deshalb vielleicht fähiger zu ſein, die in jenen heroiſchen Zeiten vollbrachten Großthaten unſerer Väter aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber ich bin auch ſicher, daß die Erfahrung die hochherzigen Gefühle meiner Jugend nicht abgekühlt hat, ich fühle in mir, daß ich die Freiheit

und den Ruhm Frankreichs noch eben ſo glühend wie einſt liebe.

Ich nehme den Faden meiner Schilderung wieder mit dem 18. Brumaire des Jahre VIII. (9. November 1799) auf.

Nachdem das Geſetz vom 19. Brumaire, welches das proviſoriſche Conſulat feſtſtellte, erlaſſen war, begaben ſich die drei neuen Conſuln, Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos von St. Cloud nach Paris. Die Herren Sieyès und Roger-Ducos, ehemalige Mitglieder des Directoriums waren bereits im Pallaſt Luxembourg eingerichtet. Der General Bonaparte verließ ſein kleines Haus in der Rue de la Victoire und bezog mit ſeiner Frau, ſeinen Adoptivkindern und ſeinen Adjutanten die Gemächer des Petit-Luxembourg. Dort legte er in der Nähe ſeiner beiden Collegen, umgeben von den Trümmern der geſtürzten und den Elementen der neuen Regierung, mit jener ſichern und raſchen Einſicht ſo wie jener außergewöhnlichen Thätigkeit, durch die ſich ſein Benehmen im Felde immer ausgezeichnet, die Hand an das große Werk.

Man hatte ihm zwei Collegen beigeſellt, die H. H. Roger-Ducos und Sieyès, die beide dem geſtürzten Direktorium angehörig, eifrig an dem Sturze dieſer von ihnen verachteten Regierung gearbeitet hatten. Herr Sieyès hauptſächlich war dem General Bonaparte zur Seite geſtellt worden, da er die zweite Perſon der Republik war. Als Urheber der größten und trefflichſten Gedanken der franzöſiſchen Revolution, wie der Vereinigung der drei Stände, der Eintheilung Frankreichs in Departements, der Errichtung der Nationalgarden, hatte Sieyès, der Gabe der Beredtſamkeit ermangelnd, in

den erſten Tagen der Revolution, wo die Macht der Rede vor allen andern den Vorrang behauptete, mit Mirabeau gewetteifert. Jetzt, wo der allgemeine Krieg dem militairiſchen Genie den erſten Platz anwies, ſtand Sieyès, der noch nie einen Degen getragen hatte, dem General Bonaparte faſt gleich, denn ſo groß iſt die Macht des Geiſtes, ſelbſt wenn er nicht von jenen Talenten, die ihn nützlich oder anwendbar machen, begleitet iſt. Jetzt aber, da es galt, die Hand ans Werk zu legen, konnte Sieyès, der träge, launiſch, in ſeinen Anſichten herriſch und von jedem leiſeſten Widerſpruch gereizt oder verwirrt war, nicht mehr lange mit ſeinem jungen Collegen an Einfluß wetteifern; denn dieſer war im Stande Tag und Nacht zu arbeiten, wurde durch keinen Widerſpruch geſtört, war barſch aber nicht mürriſch, wußte die Menſchen, wenn er wollte, zu bezaubern und hatte, wenn er ſich dazu die Mühe nicht geben wollte, ſtets die Macht, ſie mit Gewalt zu beherrſchen.

Es war indeß noch immer eine Aufgabe da, die man Herrn Sieyès allgemein zugewieſen, und zwar die, die neue Verfaſſung vorzubereiten, mit deren Entwurf die proviſoriſchen Conſuln beauftragt waren und die ſie in kurzer Zeit Frankreich vorlegen ſollten. Man war noch einigermaaßen in den Ideen des 18. Jahrhunderts befangen. Man hing zwar weniger aber doch noch zu ſehr an der vorgefaßten Idee, daß die geſellſchaftlichen Einrichtungen ein bloßes Werk des Geiſtes ſeien und die Verfaſſung eines Volkes ganz vollendet aus dem Kopfe des Geſetzgebers hervorzugehen vermöchte. Wenn die franzöſiſche Revolution eines Solon oder Lycurg bedurft hätte, ſo würde Herr Sieyès gewiß verdient haben, deren Stelle zu vertreten; aber in der Neuzeit

gibt es nur einen Geſetzgeber: die Erfahrung. Man dachte damals nicht ſo wie jetzt und es galt allgemein als ausgemacht, daß Herr Sieyès der Verfaſſer der neuen Conſtitution ſein ſollte. Man hoffte es, man erzählte es, ja man behauptete ſogar, daß er bereits eine reiflich durchdachte beſitze, daß dieſelbe ein tiefes, bewunderungswürdiges Werk ſei, und er daſſelbe jetzt, befreit von allen jenen Hinderniſſen, die ihm früher durch die revolutionären Leidenſchaften entgegengeſtellt worden waren, ungehindert zum Vorſchein bringen könne. Man behauptete, er würde der Geſetzgeber und der General Bonaparte der Leiter der Verwaltung ſein und ſie beide vereint Frankreich mächtig und glücklich machen. Jede Epoche der Revolution hatte ihre Täuſchungen, die gegenwärtige mußte ſie ebenfalls beſitzen, obgleich dies in der That die letzten ſein ſollten.

Man war daher allgemein übereingekommen, daß ſich Herr Sieyès mit der Verfaſſung beſchäftigen und der General Bonaparte regieren ſollte. Das Regieren war in der That zur dringendſten Nothwendigkeit geworden, denn die gegenwärtige Lage war in jeder Hinſicht kläglich und die moraliſche wie materielle Zerrüttung auf der höchſten Stufe angelangt.

Die zu St. Cloud beſiegten, eifrigen Revolutionäre, zählten in der Reitſchulgeſellſchaft (société du manége) ſowie in den ähnlichen in ganz Frankreich verbreiteten Geſellſchaften noch Anhänger. Von den beiden Verſammlungen ſtanden nur wenige bedeutende Männer an ihrer Spitze, dagegen zählten ſie einige in den Armeen ſehr geachtete Offiziere zu den Ihrigen, wie Bernadotte, ein mittelmäßiger Kopf, eitlen und ehrgeizigen Charakters; Augereau, ein tapferer Soldat, höchſt unvernünftig und

glücklicherweiſe von geringem Einfluſſe; endlich Jourdan, ein guter Bürger, guter General, der über ſeine militäriſchen Mißgeſchicke erbittert ſich einer überſpannten Oppoſition in die Arme geworfen hatten. Es war zu fürchten, daß die Flüchtlinge aus dem Rath der Fünfhundert ſich in irgend einer bedeutenden Stadt verſammeln, daſelbſt eine Art geſetzgebenden Körpers und ein Directorium bilden, und um ſich alle jene Männer verſammeln möchten, welche noch mit dem vollen Eifer der revolutionären Geſinnungen erfüllt waren: die Einen, weil ſie durch Ausſchweifungen oder den Beſitz von Nationalgütern gefährdet waren, die Andern, weil ſie das republikaniſche Syſtem an und für ſich liebten, und fürchteten, es unter der Hand eines neuen Cromwell erliegen zu ſehen. Ein ſolcher Verſuch würde bei der ohnehin ſchon ſehr ſchwierigen Lage die neue Regierung in die äußerſte Verlegenheit gebracht haben, und man war nicht ohne Beſorgniß, ihn in Paris ſelbſt ausgeführt zu ſehen.

Auch in Bezug auf die entgegengeſetzte Faction konnte man ernſte Beſorgniſſe hegen, denn die Vendée ſtand von Neuem in Flammen. Herr von Châtillon auf dem rechten, Herr d'Autichamp auf dem linken Ufer der Loire, Georges Cadoudal in Morbihan, Herr von Bourmont in der Maine, Herr von Frotté an den Küſten der Normandie, hatten ſämmtlich, von den Engländern aufgereizt und unterſtützt, den Bürgerkrieg auf's Neue begonnen. Das Geſetz, bezüglich der Geißeln, die Schwäche der Regierung, die Niederlagen unſerer Armeen, dies waren die Gründe, welche ſie bewogen hatten, wieder die Waffen zu ergreifen. Herr von Châtillon hatte einen Augenblick Nantes beſetzt, war

zwar nicht darin geblieben, aber doch eingedrungen. Dieſer Umſtand war hinreichend geweſen, daß alle bedeutenden Ortſchaften des empörten Landes ſich durch raſch aufgeworfene Verſchanzungen deckten und mit Palliſaden umgaben, ſobald ſie ſich nicht mit Mauern umgeben konnten. Einige behielten ſogar, um ſich zu ihrer Vertheidigung beſſer in Stand zu ſetzen, die geringen Geldmittel zurück, welche das empörte Land in die Staatskaſſen zahlte, indem ſie ſagten, da die Regierung nicht daran denke, ſie zu beſchützen, ſo müßten ſie es wohl ſelbſt thun.

Das Directorium, obgleich feſt entſchloſſen ſich vor den Ausſchweifungen des Convents zu hüten, hatte doch nicht alle heftige Maßregeln, welche der Krieg in der Vendée bei ſeinem jedesmaligen Ausbruche der revolutionären Partei gewöhnlich eingab, zu vermeiden vermocht. Von der Bewegung der Geiſter überwältigt, hatte es das Geſetz der Geißeln erlaſſen, wonach alle jene, die Verwandte oder vermeintliche Mitſchuldige von Vendéern waren, gefangen gehalten und mit gewiſſen Strafen belegt werden ſollten, gleichſam zur Sühne von Handlungen, die an jenen Orten, für die ſie als Geißeln einſtanden, begangen wurden. Dieſes ungerechte und gewaltthätige Geſetz hatte die Leidenſchaften nur noch mehr aufgereizt, ohne deßhalb auch nur einen einzigen Arm in der Vendée zu entwaffnen, und gleichzeitig eine unerhörte Wuth gegen das Direktorium erweckt.

Der auswärtige Krieg war gegen das Ende des letzten Feldzuges etwas weniger unglücklich geführt worden. Die Siege des Generals Maſſena bei Zürich und des Generals Brune am Texel hatten den Feind weit

von unſern Grenzen zurückgeworfen, aber unſere Soldaten waren von Allem entblößt. Sie waren weder bezahlt, noch bekleidet, noch genährt. Die Armee, welche in Holland die Anglo-Ruſſen beſiegt hatte, war minder ſchlimm daran als die andern, da ſie von der bataviſchen Republik unterhalten wurde; die Rheinarmee dagegen, welche die Schlacht bei Stockach verloren, ſo wie die von Helvetien, welche die Schlacht bei Zürich gewonnen hatte, befanden ſich im tiefſten Elend. Die auf franzöſiſchem Boden befindliche Rheinarmee übte ohne Maaß wie ohne Nutzen das Requiſitionsſyſtem aus, während die helvetiſche Armee von Kriegsſteuern lebte, die man Baſel, Zürich und Bern auferlegt hatte; Steuern, die ſchlecht erhoben, ſchlecht verwendet und außerdem für das Bedürfniß unſerer Soldaten unzureichend, den Unabhängigkeitsſinn ſo wie die Sparſamkeit des Schweizervolkes verletzten. Die italieniſche Armee, die ſich ſeit der Unglücksfälle bei Novi und der Trebbia nach den Apenninen in eine unfruchtbare, durch den Krieg verheerte Gegend zurückgezogen hatte, wurde Krankheiten und der furchtbarſten Hungersnoth zum Raub. Dieſe Soldaten, die unerſchütterlich die größten Unglücksfälle ertragen und im Mißgeſchicke eine heldenmüthige Ausdauer bewieſen hatten, bettelten mit Lumpen bedeckt, durch Fieber und Hunger aufgerieben, auf den Straßen der Apenninen, genöthigt, die nur wenig nahrhaften Früchte, welche der dürre Boden dieſer Gebirge hervorbringt, zu verſchlingen. Viele von ihnen deſertirten, oder verſtärkten jene Räuberbanden, welche im Süden wie im Weſten Frankreichs die Heerſtraßen überſchwemmten. Man hatte ganze Truppencorps ohne Befehl ihrer Generale ihre Stellungen verlaſſen und andere einneh-

men ſehen, wo ſie minder elend zu leben hofften. Die See wurde von den Engländern bewacht und zeigte ihnen im vollen Sinne des Wortes nur eine einzige feindliche Flagge und führte ihnen demnach auch nicht die geringſte Unterſtützung zu. Es gab Diviſionen, welche ſeit achtzehn Monaten keinen Sold erhalten hatten. Man erhielt zwar durch die Requiſitionen einige Lebensmittel; allein an Flinten, Kanonen, Kriegsmunition, welche man ſich nicht mittelſt Requiſitionen verſchaffen kann, mangelte es unſern Soldaten gänzlich. Die Pferde, ohnehin ſchon unzureichend für den Dienſt der Artillerie und Reiterei, waren faſt ſämmtlich durch Seuchen und Hunger umgekommen.

Dieß waren die Folgen einer ſchwachen zerrütteten Verwaltung und hauptſächlich einer ſchrecklichen finanziellen Bedrängniß. Die Armeen der Republik hatten mehrere Jahre von Aſſignaten und vom Siege gelebt. Aſſignaten exiſtirten nicht mehr und der Sieg hatte ſich, nachdem er uns plötzlich verlaſſen, unſern Legionen kaum wieder gezeigt, ohne ihnen jedoch die fruchtbaren Ebenen Deutſchlands und Italiens aufzuſchließen.

Es iſt hier nöthig, eine Idee unſerer finanziellen Zuſtände, der Hauptquelle der Leiden unſerer Armeen, zu geben. Dieſe Lage überſtieg Alles, was man in den vorhergehenden Epochen geſehen. Die conſtituirende Verſammlung hatte zwei Fehler begangen, welchen man bis zu einem gewiſſen Punkte mittelſt der Aſſignaten abgeholfen hatte, für die es aber nun keine Abhülfe mehr gab, ſeitdem dieſelben zu Grunde gegangen waren. Dieſe beiden Fehler beſtanden erſtens: in der Abſchaffung der indirecten Steuern, mit denen die Getränke, das Salz und die Conſumtionsartikel überhaupt belaſtet

waren, und zweitens darin, daß man es den Municipalverwaltungen überlaſſen hatte, die Liſten der Grundſteuern und der andern directen Abgaben ſelbſt zu fertigen.

Durch die Abſchaffung der indirecten Steuern hatte der Schatz, ohne irgend einen Erſatz, ein Drittel ſeiner Einkünfte verloren. — Da die Erträgniſſe der Staatsdomainen durch eine ſchlechte Verwaltung, die der Einregiſtrirung durch den Mangel an Privatcontracten, die der Zölle durch den Krieg beinahe auf Null herabgebracht waren, ſo bildeten die directen Abgaben beinahe die einzige Hülfsquelle des Staatsſchatzes. — Aber auch dieſe Abgaben, die bei einem Budget von 500 Millionen ungefähr 300 Millionen Francs betrugen, waren noch außerordentlich im Rückſtande. Es gab noch Rückſtände von den Jahren V, VI und VII. Die Liſten für das Jahr VI waren noch nicht vollſtändig, für das Jahr VII war noch ein Drittel derſelben zu fertigen, und die des Jahres VIII waren noch kaum angefangen. In Folge dieſer Verſpätung in Anfertigung der Steuerliſten war es unmöglich, die laufenden Abgaben zu erheben und die Anhäufung der Rückſtände zog neue Schwierigkeiten in der Erhebung mit ſich, da man häufig genöthigt war, von den Steuerpflichtigen die gleichzeitige Zahlung mehrerer Jahresbeträge auf einmal zu verlangen. Dieſe Sachlage entſprang aus der Annahme des dem Anſcheine nach richtigen, in der Wirklichkeit aber verhängnißvollen Prinzips, die Ortsbehörden gewiſſermaaßen durch die ſelbſtſtändige Entwerfung der Steuerliſten ſich ſelbſt beſteuern zu laſſen.

Die Departemental- und Municipalverwaltungen waren damals, wie bekannt, collectiv. Statt der Präfecten, Unterpräfecten und Maires, die erſt ſpäter ein-

geführt wurden, gab es bei allen dieſen Verwaltungen Commiſſäre, die eine berathende Stimme und den Beruf hatten, die Beſchleunigung der Verwaltungsarbeiten zu betreiben, ſolche hervorzurufen, nicht aber ſie ſelbſt auszuführen. Das Syſtem der Cantonsmunicipalitäten, wodurch die 44,000 Gemeinden Frankreichs in 5000 Collectivgemeinden vereinigt wurden, hatte die Unordnung noch vergrößert. Alle Localangelegenheiten wurden bei Seite gelegt; aber ein noch ſchwereres Uebel war es, daß die beiden Hauptangelegenheiten des Staates, die Recrutirung der Armee und die Steuererhebung gänzlich vernachläſſigt wurden. Um dieſem Mangel an Verwaltungsthätigkeit abzuhelfen, hatte man den 5000 bei den Cantonsmunicipalitäten angeſtellten Commiſſären aufgetragen, die Fertigung der Steuerliſten zu beſchleunigen. Allein ſie beſaßen nicht die Befugniß, welche hier allein wirkſam geweſen wäre, die Liſten ſelbſt zu fertigen. Ueberdies waren ſie von tauſend andern Beſchäftigungen ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie der äußerſt wichtigen Anfertigung der Liſten nur geringe Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. — Die Entſchädigungen, welche man ihnen für dieſe Arbeiten zuerkannte, waren weit koſtſpieliger, als nachher die Beſoldung des Verwaltungsperſonals der directen Steuern und bildeten für den Schatz eine große Ausgabe ohne irgend einen Erſatz.

Demnach wurden die directen Steuern, die Hauptquelle des Staatseinkommens, gar nicht erhoben. Außer dieſem, durch den Mangel an Einkommen erzeugten, fortdauernden Deficit, gab es noch ein zweites, das ſich von der, die Einnahme damals weit überſteigenden, Größe der Ausgaben herleitete. — Die gewöhnlichen Ausgaben hätten mittelſt eines Einkommens von unge-

fähr 500 Millionen beſtritten werden können, aber der Krieg hatte dieſelben bis auf 700 Millionen erhöht. Zur Aushülfe waren nur noch die Nationalgüter da, deren größerer Theil ohnehin ſchon verwendet und die überdies auch ſchwer ohne Nachtheil zu verkaufen waren, da der endliche Triumph der Revolution noch höchſt zweifelhaft erſchien.

Dieſe Sachlage hatte empörende Mißbräuche herbeigeführt und den Staat in eine Stellung verſetzt, deren Schilderung für die Regierungen wie die Völker gleich wichtig und belehrend iſt.

Die Aſſignaten waren, wie wir ſchon geſagt haben, verſchwunden, und nach ihnen auch die Mandate, die an deren Stelle getreten. Das Papiergeld war alſo völlig aufgegeben und ſo groß auch die Lücke ſein mochte, ſo war es doch immer beſſer, ſie gar nicht auszufüllen, als es, wie früher, mit jenen Zwangspapieren zu thun, die trotz des Zwanges doch nicht leicht an Zahlungsſtatt genommen wurden und nur unnützerweiſe die ganze Strenge des Geſetzes hervorriefen, um irgend Geltung zu erlangen. Das unterdrückte Papiergeld wurde, wie folgt, erſetzt.

Zuerſt beſchloß man, die Beamten, die im Brumaire des Jahres VIII ſeit zehn Monaten keinen Gehalt empfangen hatten, gar nicht, auch nicht in Papier, zu bezahlen. Da man indeſſen doch den Rentenbeſitzern und Staatspenſionairs etwas geben mußte, ſo lieferte man ihnen Rückſtandsſcheine (Bons d'arrérage) aus, deren einziger Werth darin beſtand, daß ſie bei den Steuerzahlungen als baares Geld angenommen wurden. Man gab den Truppen keinen Sold, aber man bezahlte das, was die Armeen an Ort und Stelle zu ihrem

Unterhalte nahmen, mittelſt Requiſitionsſcheinen (bons de réquisition) gleichfalls zur Steuerbezahlung verwendbar. Die Geſellſchaften, welche die Lieferungen einzelner Bedürfniſſe des Soldaten übernommen hatten und ihren Verpflichtungen nur ſchlecht oder auch gar nicht nachkamen, ließen ſich ſtatt des Geldes Anweiſungen auf die nächſten Baareinnahmen des Schatzes geben und bemächtigten ſich ſo, mittelſt dieſer auf höchſt willkührliche Weiſe ertheilten Urkunden beinahe alles baaren Geldes, was man den Staatskaſſen zu verſchaffen vermocht hatte. Zu allen von uns aufgezählten, im Umlauf befindlichen Papieren geſellten ſich endlich noch die Einſchreibungen auf die Nationalgüter, die als Zahlung für ſolche verwendbar, zu der furchtbarſten Agiotage beitrugen.

Dieſe Effecten hatten allerdings keinen Zwangscours wie früher die Aſſignaten, allein in Umlauf geſetzt, am Platze von Paris fortwährend gekauft oder verkauft, bei dem leiſeſten Hauche einer guten oder ſchlimmen Nachricht, ſteigend oder fallend, dienten ſie zum Gegenſtand einer für den Staat verderblichen Spekulation, ſo wie gleichzeitig zu einem mächtigen Hebel der furchtbarſten Demoraliſation des Volkes. Die Geſchäftsleute, in deren Händen ſich Alles baare Geld befand, konnten ſich dieſelben wohlfeilen Kaufs verſchaffen. Sie kauften dieſelben von den Rentenbeſitzern, Lieferanten und andern Beſitzern zum niedrigſten Preiſe, ließen ſie dann dem Staatsſchatze als Steuerzahlungen zuſtellen, und verausgabten ein Papier für 100 Francs, welches ihnen höchſtens 80, und manchmal nur 60 oder 50 gekoſtet hatte. Die Kaſſenbeamten ſelbſt befaßten ſich mit dieſer Spekulation, indem ſie ſtatt des baaren

Geldes, welches ſie von einem Theil der Steuerpflichtigen erhielten, Effecten, die ſie zu dem niedrigſten Preiſe erkauft hatten, im gleichen Nennwerthe in die Staatskaſſe legten. Es bezahlten übrigens nur ſehr wenige Leute ihre Abgaben baar, da es viel vortheilhafter war, die Zahlung in Papieren zu leiſten. Der öffentliche Schatz erhielt auf dieſe Weiſe beinahe gar keine wirklichen Werthe und die Bedrängniß mehrte ſich jeden Tag.

Gleich wie die allgemeine Aufregung gegen die Vendéer das Geſetz der Geißeln hervorgerufen hatte, ſo wurde durch den Unwillen gegen die Geſchäftsmacher die Maßregel des progreſſiven Zwangsanlehens, mittelſt deſſen man die großen Capitaliſten zu treffen und ihnen die Laſt der Kriegskoſten aufzubürden beabſichtigte, hervorgerufen. Es war dieſelbe Maßregel, die man in Frankreich während der Schreckenstage „Beſteuerung der Reichen" genannt hatte, die man in England „Einkommenſteuer" (Income-tax) nannte und deren ſich eben Pitt bediente, um den von ihm gegen Frankreich unterhaltenen hartnäckigen Krieg fortzuſetzen. Dieſe nicht nach der Ausdehnung der unbeweglichen Güter, was eine ſichere Grundlage bietet, ſondern nach dem vermeintlichen Reichthum der Privaten bemeſſene Steuer, ließ ſich zwar in England, obgleich auch dort mit vieler Mühe, einführen, da dies ein geregelter Staat war, in dem die Parteiwuth die Verwerthung des Vermögens nicht zu den Zwecken ihrer Rache benützen konnte. In Frankreich dagegen war ſie durchaus unausführbar, da in den Wirren jener Zeit die Schätzungsjury eine Art Revolutionscomité war, das nach ſeinem launiſchen Gutdünken für arm oder für reich erklärte und nie für

unparteilich galt, ſelbſt wenn es dies wirklich war, welcher Umſtand faſt eben ſo ſchlimm als die Parteilichkeit ſelbſt iſt. Man hatte dieſe Maßregel nicht wie ehemals unter der einfachen Form einer Abgabe einzuführen gewagt, ſondern hatte ſie unter dem Namen eines Zwangsanlehens verborgen, das, wie man ſagte, nach Möglichkeit wieder rückerſtattet und nach Maßgabe der Glücksgüter durch eine Schätzungsjury vertheilt werden ſollte. Dieſe Maßregel war in der That einer der größten Uebelſtände jenes Zeitpunktes geworden. Sie bildete im Vereine mit dem Geißelgeſetze die beiden am häufigſten gegen das Directorium gerichteten Beſchwerden. Sie war nicht ſowohl, wie man ſagte, an der finanziellen Bedrängniß, die aus einem unglücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden entſprang, ſchuld, wohl aber hatte ſie die reichen Speculanten zurückgeſchreckt, deren Unterſtützung doch die Regierung nothwendig bedurfte und deren ſie ſich, wenn auch nur für den Augenblick, bedienen mußte, um ſie dann ſpäter entbehren zu können.

Dieſe finanziellen Verhältniſſe waren, wie wir ſchon früher angedeutet, die Haupturſache des elenden Zuſtandes unſerer Armeen. Da ſie den fremden Mächten nicht verborgen geblieben waren, ſo hatten ſie denſelben die Hoffnung eingeflößt, uns mit einiger Ausdauer endlich zu beſiegen. Die beiden Siege bei Zürich und am Texel hatten zwar zweifelsohne ſie von dem Ziele, das ſie verfolgt, etwas weiter entfernt, aber doch nicht gänzlich abgelenkt. Oeſterreich, ſtolz auf die Wiedereroberung Italiens, hatte ſich entſchloſſen, eher den Kampf bis auf's Aeußerſte zu treiben, als daſſelbe wieder fahren zu laſſen. Bereits verfuhr es in dieſem Lande als

unumſchränkter Gebieter. Obgleich es Piemont, Toscana und den Kirchenſtaat beſetzt hielt, ſo rief es doch weder den König von Sardinien nach Turin, noch den Großherzog von Toscana nach Florenz oder den Papſt nach Rom zurück. Die Niederlage, die Korſakow und Suwarow bei Zürich erlitten, hatte es weit weniger berührt, als man erwartet hatte. Es war dies in ſeinen Augen eine Niederlage der ruſſiſchen und nicht der öſterreichiſchen Waffen, ein Fehler der beiden Generale Korſakow und Suwarow, ein militäriſcher Unglücksfall, der ſich leicht wieder gut machen ließ und nur dann höchſt unangenehm war, wenn er die Ruſſen des Krieges überdrüßig machte. Zudem hoffte es, dieſelben mittelſt brittiſchen Einfluſſes und Unterſtützung doch wieder auf den Kampfplatz zu bringen. England dagegen, reich durch ſeine Einkommenſteuer, die bereits über 200 Millionen jährlich eintrug, blokirte Malta, das es durch Aushungerung zu erobern gedachte, fing jede unſerer Armee nach Egypten geſandte Unterſtützung auf, ſie durch Mangel wie durch den Krieg aufzureiben gedenkend, und feſt entſchloſſen, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis es alle jene Reſultate erlangt hatte, die zu erhalten ſeine Politik ſich ſchmeichelte. Ueberdies zählte es auf eine Art geſellſchaftlicher Auflöſung in Frankreich, die unſer Vaterland bald zu einem offenen, für Jeden zugänglichen Lande machen würde.

Preußen, die einzige nordiſche Macht, die bei dieſem Kriege theilnahmlos geblieben war, beobachtete der franzöſiſchen Regierung gegenüber eine kalte Zurückhaltung. Spanien, durch den Allianzvertrag vou St. Ildefonſo gehalten, mit uns gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſchien über dieſe Intereſſen-Gemeinſchaft höchſt erboßt.

Aller Welt ſchien nur wenig daran gelegen, mit einer dem Untergang nahen Regierung in Verbindung zu ſtehen. Die Siege von Zürich und am Texel hatten ihr zwar die Beobachtung der äußern Höflichkeit, aber nicht das Vertrauen der Cabinette, mit denen ſie im Frieden oder in Bündniß war, wieder gewonnen.

Die Gefahren des Krieges waren demnach in dem Augenblicke, wo im Innern die Vendée auf's Neue empört und auswärts die Hauptmächte Europa's unter den Waffen ſtanden, doppelt dringend. Man mußte mittelſt Schöpfung einiger Finanzmittel den ausgehungerten Armeen eine vorläufige Unterſtützung ſenden, dieſelben reorganiſiren, ſie vorwärts führen, gut befehligen, den Siegen, die man am Ende des letzten Feldzugs erworben, neue hinzufügen und hauptſächlich den fremden Cabinetten die Idee einer in Frankreich nahe bevorſtehenden Auflöſung aller ſocialen Verhältniſſe benehmen, da eben dieſe Idee den Einen Vertrauen auf die Reſultate des Krieges, den Andern Mißtrauen in ihren Beziehungen zu uns einflößte. Alles dies konnte man aber nur durch eine kräftige Regierung erzielen, welche die Parteien niederzuhalten, und den Geiſtern Einigkeit des Antriebs einzuprägen vermochte, ohne welche alle Rettungsverſuche der Energie wie des Erfolgs ermangeln.

Das Leiden hatte jetzt jenen äußerſten Grad erreicht, der oft die Beſſerung herbeiführt, jedoch ſtets mit der Bedingung, daß der kranke Körper, deſſen Heilung man erwartet, nicht ganz entkräftet ſei. Glücklicherweiſe waren Frankreichs Kräfte noch lange nicht erſchöpft. Die Revolution, obgleich von jenen, die ſie verletzt oder deren Illuſionen ſie nicht verwirklicht hatte, verläſtert, war doch

nichts deſto weniger die Sache der Vernunft und der Gerechtigkeit und flößte noch immer jene Anhänglichkeit ein, die das ſtete Erbtheil einer großen Sache iſt. Sie hatte zudem zahlreiche, an ihr Schickſal geknüpfte Anhänger in allen Jenen, die eine neue Stellung erlangt, Emigrantengüter gekauft, oder irgend eine ſie gefährdende Rolle geſpielt hatten. Die Nation war endlich weder moraliſch noch phyſiſch hinreichend erſchöpft, um ſich gutwillig darin zu fügen, daß die Oeſterreicher und Ruſſen ihr Gebiet überfielen. Sie war im Gegentheil nur bei dem Gedanken daran entrüſtet, ihre Armeen wimmelten von trefflichen Soldaten, Offizieren und Generalen, die ſämmtlich nur einer überlegenen Leitung bedurften. Alle dieſe Kräfte waren bereit ſich freiwillig in einer Hand zu concentriren, ſobald dieſelbe fähig war ſie zu leiten. Die Umſtände begünſtigten alſo den Mann von Genie, der jetzt auftreten ſollte, denn ſelbſt das Genie bedarf der Gunſt der Verhältniſſe.

Wenn der junge Bonaparte ſich z. B. im Jahre 1789 auch mit all ſeinen Fähigkeiten und all ſeinem Ruhme erboten hätte, die franzöſiſche Geſellſchaft, deren Elemente fürder unverträglich geworden und die deßhalb von allen Seiten der Auflöſung zuſtrebte, zuſammenzuhalten, ſo hätte er ſie immerhin in ſeine gewaltigen Arme ſchließen mögen, die Arme des Menſchen würden nichts gegen die Kräfte der Natur vermocht haben. Jetzt dagegen, wo dieſe alte Geſellſchaft zertrümmert, wie ſie war und es auch ſein mußte, ehe ſie nach einem neuen Plane wieder hergeſtellt werden konnte, mit allen ihren zerſtreuten, aber unter ſich nach Einigung ſtrebenden Elementen vor ihm lag, beugte ſie ſich willig allen Bewegungen der geſchickten Hand, die ſich ihrer zu

bemächtigen verſtand. General Bonaparte hatte demnach ſein Genie, ſo wie die Gunſt der Verhältniſſe für ſich. Er hatte die Aufgabe, eine Geſellſchaft zu organiſiren, es war aber dies eine Geſellſchaft, die organiſirt ſein wollte und zwar durch ihn, da ſie in Folge ſeiner unerhörten Erfolge ein ungeheueres Vertrauen in ihn ſetzte.

Das Geſetz, welches das proviſoriſche Conſulat decretirte, verſah die drei Conſuln mit einer ausgedehnten Gewalt. Dies Geſetz bekleidete ſie mit der vollen „Directorialgewalt" und beauftragte ſie beſonders, „die Ordnung in allen Theilen der Verwaltung, ſo wie die innere Ruhe wieder herzuſtellen und Frankreich einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu ſichern." Es theilte ihnen zwei geſetzgebende Commiſſionen zu, jede aus 25 Mitgliedern beſtehend, aus dem Rath der Alten und dem der Fünfhundert gewählt, die den geſetzgebenden Körper zu erſetzen und den Amtshandlungen der Conſuln den geſetzlichen Charakter verleihen ſollten. Es ermächtigte dieſe beiden Commiſſionen alle von der ausübenden Gewalt angetragenen nothwendigen Maßregeln zu decretiren und vertraute ihnen außerdem noch die höchſt wichtige Sorge, die neue Verfaſſung vorzubereiten. Da man ihnen indeß eine ſolche Gewalt nicht für eine unbegrenzte Zeit ertheilen konnte, ſo wurde durch das nämliche Geſetz feſtgeſetzt, daß der Rath der Alten und der Rath der Fünfhundert ſich wieder mit vollem Rechte verſammeln ſollten, ſobald bis zum 1. Ventoſe nicht eine neue Verfaſſung veröffentlicht und angenommen worden wäre. Für dieſen Fall ſollten die Mitglieder des gegenwärtigen geſetzgebenden Körpers, mit Ausnahme von 60 unter ihnen, die durch eine Ausnahmsmaß-

regel von den Rathsliſten geſtrichen worden waren, ihre volle geſetzliche Gewalt beibehalten. Da die eventuelle Verſammlung auf den nächſten 1. Ventoſe feſtgeſetzt war, ſo war dadurch die den proviſoriſchen Conſuln vertraute Dictatur auf drei Monate beſchränkt. Es war in der That eine wahre Dictatur, mit der man ſie bekleidet hatte; denn da die in verſchiedene Sectionen für Finanzen, Geſetzgebung und Conſtitution getheilten Commiſſionen, bei verſchloſſenen Thüren berathſchlagten und nur zuſammentraten, um die von der Regierung vorgeſchlagenen Maßregeln zu Geſetzen zu erheben, ſo waren ſie die ſicherſten, ſo wie die bequemſten Werkzeuge zu einem raſchen und entſchiedenen Handeln. Es war übrigens nicht ſehr zu fürchten, daß man die ertheilte Macht mißbrauchen würde, denn wenn man ſo viel Gutes zu wirken hat und ſo ſchnell, ſo verlieren die Menſchen nicht ihre Zeit damit Böſes zu thun.

Am Tage ihres Einzugs im Luxembourg ſelbſt verſammelten ſich die drei Conſuln, um über die dringendſten Staatsangelegenheiten zu berathen. Es war dies am 11. November 1799 (20. Brumaire). Man mußte einen Präſidenten wählen und obgleich das Alter und die Stellung des Hrn. Sieyès ihn zu dieſer Auszeichnung zu berufen ſchienen, ſo ſagte doch Roger-Ducos, obgleich ſein Freund, wie von dem augenblicklichen Eindrucke fortgeriſſen, zum General Bonaparte: „Nehmen Sie den Vorſitz und berathen wir.“ General Bonaparte nahm ihn ſogleich. Die Erlaſſe der proviſoriſchen Conſuln erwähnten indeß keines Präſidenten. Man ſtellte zunächſt eine ſummariſche Prüfung des gegenwärtigen Zuſtandes an. Der junge Bonaparte war noch über viele Dinge in Unwiſſenheit, errieth aber, was er nicht

wußte. Er hatte Krieg geführt, für die Unterhaltung zahlreicher Heere geſorgt, eroberte Provinzen verwaltet und mit Europa unterhandelt, dies war die beſte Lehrzeit in der Kunſt zu regieren. Für die überlegenen Geiſter, aber auch nur für dieſe allein, iſt der Krieg eine treffliche Schule. Da lernt man befehlen, ſich entſcheiden, hauptſächlich aber verwalten. So ſchien auch der neue Conſul über alle Dinge bereits eine vorgefaßte Meinung zu haben, oder ſich dieſelbe mit Blitzesſchnelle zu bilden, hauptſächlich ſobald er Männer vom Fach gehört hatte, die übrigens auch die einzigen waren, die er anhörte und auch dann nur über Gegenſtände ihres Faches. Es mangelte ihm damals eine gewiſſe Kenntniß, deren Abgang bei der Ausübung der höchſten Gewalt höchſt beklagenswerth iſt, die Kenntniß nämlich, nicht ſowohl der Menſchen als der Individuen. Der General beſaß eine tiefe Menſchenkenntniß, da er aber ſtets bei den Armeen gelebt hatte, ſo waren ihm die Individuen, die in der Revolution eine Rolle geſpielt hatten, fremd geblieben. Er ergänzte dieſen Mangel durch die Berichte ſeiner Collegen. Mittelſt ſeines raſchen Scharfblickes und ſeines erſtaunlichen Gedächtniſſes gelang es ihm bald das Perſonal der Regierung eben ſo gut, wie das ſeiner Armee kennen zu lernen.

Nach dieſer erſten Conferenz war die gegenſeitige Stellung der drei Conſuln feſtgeſtellt. Der junge General äußerte, ohne erſt auf die Anſicht ſeiner Collegen zu warten, die ſeinige im Augenblick und recapitulirte und ordnete jede Angelegenheit mit der Entſchiedenheit eines thatkräftigen Mannes. Es war augenſcheinlich, daß jeder Antrieb von ihm allein ausgehen würde. Man zog ſich zurück, nachdem man über die dringendſten An-

gelegenheiten die nothwendige Uebereinkunft getroffen hatte und Hr. Sieyès ſagte denſelben Abend mit einer Reſignation, die ſeinem Verſtande, wie ſeinem Patriotismus gleiche Ehre macht, zu den Hrn. von Talleyrand und Röderer: „Wir haben einen Meiſter, der Alles zu machen verſteht, Alles machen kann und Alles machen will.“ — Er ſchloß ſehr richtig und weiſe, daß man ihn handeln laſſen müſſe, da perſönliche Rivalitäten in dieſem Augenblicke Frankreich zu Grunde gerichtet haben würden. Man kam neuerdings mittelſt einer ganz freiwilligen Vertheilung der geſetzlichen Macht überein, daß während dieſer Dictatur, die kurz und fruchtbar ſein mußte, Bonaparte regieren und Sieyès ſich mit der Conſtitution befaſſen ſollte. Dies war, wie ſchon erwähnt, das Amt, das die öffentliche Meinung dieſem Letztern zuwies und in deſſen Erfüllung er von ſeinem Collegen nur wenig Einwendungen zu erwarten hatte, mit Ausnahme der Organiſation der ausübenden Gewalt.

Was in dem gegenwärtigen Augenblicke am dringendſten war, war die Bildung eines Miniſteriums. In einer Monarchie beruft man dazu die ausgezeichnetſten Männer des Landes. In der Republik dagegen, in der die ausgezeichnetſten Männer ſelbſt Oberhäupter des Staates geworden ſind, bleiben für die Miniſterien nur Männer untergeordneten Ranges übrig; wahre Commis, ohne irgend eine Verantwortlichkeit, da die wirkliche Verantwortlichkeit viel höher hinaufgeſtiegen iſt. Sobald Männer, wie Hr. Sieyès und General Bonaparte Conſuln waren, ſo konnten ſelbſt ganz ausgezeichnete Männer, wie die Hrn. Fouché, Cambacérès, Reinhart, von Talleyrand, keine wahrhaften Miniſter ſein. Deren Wahl hatte daher keine andere Wichtigkeit, als eine gewiſſe

politiſche Bedeutung und die treffliche Erledigung der Geſchäfte. Unter dieſem Geſichtspunkte allein boten dieſe Wahlen einiges Intereſſe dar.

Der Rechtsgelehrte Cambacérès, ein gelehrter und weiſer Mann, den wir ſpäter werden näher kennen lernen, wurde ohne Anſtand im Juſtizminiſterium belaſſen. Hr. Fouché behielt nach einer lebhaften Erörterung unter den Conſuln das Polizeiminiſterium. Hr. Sieyès wollte nichts von ihm wiſſen, weil er, wie er ſagte, ein unzuverläßiges Individuum und eine Kreatur des Directors Barras ſei. Der General Bonaparte unterſtützte ihn, und erhielt ihn in ſeinem Amte. Er glaubte ſich ihm für die, von ihm während der Ereigniſſe des 18. Brumaire geleiſteten Dienſte, verpflichtet. Zudem beſaß Hr. Fouché einen durchdringenden Geiſt und eine tiefe Kenntniß der Menſchen und Dinge der Revolution. Er war demnach eben ſo zum Polizeiminiſter berufen, wie Hr. von Talleyrand bei ſeiner Vertrautheit mit den Höfen, ſeiner Erfahrung in Staatsangelegenheiten, ſeinem feinen und verſöhnenden Geiſte nothwendig zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten berufen war. Fouché wurde in ſeinem Poſten erhalten, aber die Wuth der Revolutionäre gegen Talleyrand war, ſei es nun wegen ſeiner dauernden Verbindung mit der gemäßigten Partei oder wegen der Rolle, die er in den letzten Ereigniſſen geſpielt hatte, ſo groß, daß man genöthigt war, ſeine Rückkehr zum Miniſterium des Auswärtigen noch um einige Wochen zu verſchieben, und Hrn. Reinhart noch für ungefähr 14 Tage an ſeinem Poſten zu belaſſen. General Berthier, der treue Gefährte des Siegers von Italien und Egypten, ſein unzertrennlicher Chef des Generalſtabes,

der ſeine Anordnungen ſo gut zu verſtehen und auszufüh-
ren wußte; Berthier erhielt das Portefeuille des Krieges,
welches man dem Hrn. Dubois-Cramé entzog, den man,
als in ſeinen Meinungen viel zu ſehr exaltirt, betrachtete.

Im Miniſterium des Innern wurde Herr Quinette
durch einen berühmten Gelehrten, Herrn La Place,
erſetzt. Es war dies eine große und gerechte Huldigung,
die man der Wiſſenſchaft brachte, aber kein Dienſt, den
man der Verwaltung leiſtete. Dieſer geniale Mann
war für die Details der Geſchäfte nur wenig geeignet.
Ein gewandter Ingenieur der Schiffsbauten, Herr Forfait,
erſetzte Herrn Bourdon (von der Oiſe) im Marine-
miniſterium. Die wichtigſte Wahl in dieſem Augenblicke
war die eines Finanzminiſters. In den ſchon erwähn-
ten Regierungszweigen konnten die Conſuln nöthigenfalls
die Miniſter erſetzen, beſonders in den zwei wichtigſten,
dem Kriegsminiſterium und dem Miniſterium des Aus-
wärtigen, indem General Bonaparte in der That die
Herrn Berthier und Reinhart vollkommen zu erſetzen
vermochte. Bei den Finanzen war es jedoch anders.
Dies iſt ein Gegenſtand, bei dem ſpezielle Kenntniſſe
unerläßlich nothwendig ſind und in dem Miniſterium,
das mit dem geſtürzten Directorium abtrat, war Nie-
mand, der mit Erfolg an der ſo dringend nothwendig
gewordenen Reorganiſation der Finanzen hätte arbeiten
können. Es gab einen ehemaligen erſten Commis, kein
glänzender aber gründlicher und geübter Geiſt, welcher
ſowohl unter dem alten Régime als in den erſten Zeiten
der Revolution jene adminiſtrativen Dienſte geleiſtet, die,
obgleich dunkel doch werthvoll, von den Regierungen
nie entbehrt werden können und von ihnen ſtets in
großer Achtung gehalten werden müſſen. Der erſte

Commis, um den es ſich hier handelt, war Gaudin, nachmals Herzog von Gaeta. Sieyès, obgleich unfähig, Menſchen zu behandeln, wußte dieſelben jedoch trefflich zu beurtheilen; er hatte Herrn Gaudin herausgefunden und ihm ſchon gegen das Ende der Directioralherrſchaft das Portefeuille der Finanzen anvertrauen wollen. Herr Gaudin, ein trefflicher Finanzmann aber ſchüchterner Bürger, hatte es zurückgewieſen, ein Portefeuille unter einer Regierung zu übernehmen, welcher die erſte Bedingung des Credits, die Kraft und die Wahrſcheinlichkeit der Dauer fehlte. Als aber die Staatsgewalt ohne weitern Widerſpruch geſchickten und kräftigen Händen anheim zu fallen ſchien, konnte er nicht wohl dieſelbe Abneigung empfinden. Der General Bonaparte, der für praktiſche Menſchen eine entſchiedene Vorliebe hegte, theilte ohne zu zögern die Anſicht ſeines Collegen Sieyès und bot Herrn Gaudin das Finanzminiſterium an. Herr Gaudin nahm dieſen Poſten an, in dem er fünfzehn Jahre hindurch die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete.

Das Miniſterium war demnach vollſtändig. Eine letzte Ernennung wurde noch den vorhergehenden zugefügt, es war die des Hrn. Maret, ſpäter Herzog von Baſſano, der unter dem Titel eines Staatsſekretärs, Sekretär der Conſuln wurde. Beauftragt, für die Conſuln die Elemente ihrer Arbeiten vorzubereiten, ihre Beſchlüſſe zu entwerfen, dieſelben den Chefs der verſchiedenen Abtheilungen mitzutheilen, alle Staatsgeheimniſſe zu bewahren, bekleidete er eine Art von Miniſterium, dazu beſtimmt, die andern Miniſterien zu vertreten, zu ergänzen und zu centraliſiren. Ein ausgebildeter Geiſt, eine gewiſſe Kenntniß Europas, mit welchem er bereits unterhandelt hatte, hauptſächlich zu Lille mit Lord Mal-

mesbury, ein treues Gedächtniß und unverbrüchliche Treue machten ihn zu einem der bequemſten und fortwährend verwendeten Arbeitsgehülfen Bonapartes. Der General Bonaparte zog bei jenen, die ihm dienten, Genauigkeit und Einſicht dem Geiſte vor. Dies iſt ſtets die Neigung der überlegenen Genies, denen Verſtändniß und Gehorſam, aber keine Stellvertreter nöthig ſind. Dies war das Motiv der großen Gunſt, in der General Berthier 20 Jahre hindurch ſtand. Herr Maret entfaltete, ohne ihm eben ſehr zu gleichen, in der bürgerlichen Laufbahn einige jener Vorzüge, die jenem berühmten Chef des Generalſtabs in ſeiner militäriſchen Laufbahn eigen waren.

Dem General Lefebvre wurde das Commando der 17. Militärdiviſion belaſſen. Man erinnert ſich, daß er am Morgen des 18. Brumaire zuerſt etwas gezögert und ſich dann blindlings in die Arme des neuen Dictators geworfen hatte. Er wurde mit dem Commando der 17. Militärdiviſion und dem Oberbefehl in Paris belehnt. In Zukunft konnte man auf ſeine Treue zählen.

Mitglieder der beiden Conſeils, die ſich durch ihre Mitwirkung am 18. Brumaire ausgezeichnet hatten, wurden in die Provinzen geſandt, um dies Ereigniß zu erklären und zu rechtfertigen und nöthigenfalls die Agenten der Regierung, die ſich widerſpenſtig oder unbrauchbar erwieſen, zu erſetzen. Das Ereigniß des 18. Brumaire war überall freudig aufgenommen worden; ungeachtet deſſen hatte die revolutionäre Partei doch in jenen Männern, die ſich durch Ausſchweifungen compromittirt hatten, Anhänger, die beſonders im Bereich der ſüdlichen Provinzen gefährlich werden konnten.

Da wo ſie ſich zeigten, war die ſogenannte goldene Jugend ſtets bereit, mit ihnen handgemein zu werden. Die Niederlage oder der Sieg der Einen wie der Andern konnten ſchwere Uebelſtände nach ſich ziehen.

In der Vertheilung der größern militäriſchen Commandos wurden einige Abänderungen vorgenommen. Der General Moreau, gegen das Direktorium, das ſeine patriotiſche Aufopferung während des Feldzuges von 1799 ſo ſchlecht vergolten hatte, tief erbittert, hatte eingewilligt, ſich zum Untergebenen Bonapartes zu machen, um ihn bei der Ausführung der Revolution des 18. Brumaire zu unterſtützen. Er hatte ſich ſo weit erniedrigt, an der Spitze von 300 Mann den Palaſt Luxembourg zu bewachen, in welchem ſich die Direktoren als Gefangene befanden, während man in St. Cloud ihre Abſetzung beſchloß. Der General Bonaparte, der dem Stolze wie dem Grolle Moreaus geſchickt zu ſchmeicheln und ihn zur Uebernahme dieſer ſonderbaren Rolle zu bewegen gewußt hatte, war ihm eine Entſchädigung ſchuldig. Er vereinigte die beiden Armeen vom Rhein und von Helvetien in eine und übertrug ihm deren Oberbefehl. Es war dies die zahlreichſte und trefflichſte Armee der Republik und man konnte ſie nicht in beſſere Hände geben. General Moreau hatte im letzten Feldzuge keinen beſondern Glanz erworben. Seine ſehr weſentlichen Dienſte, als er mit einer Handvoll Leute das ſiegreiche Vorrücken Suwarows hemmte, waren doch keine Siege und wurden nicht nach ihrem vollen Werthe erkannt. Zu dieſer Zeit hatte die Schlacht bei Zürich alles verdunkelt. Ueberdies hatte das politiſche Betragen Moreaus in der Angelegenheit des 18. Fructidors, als er Pichegru entweder zu früh oder

zu ſpät anklagte, in ihm der öffentlichen Meinung ſehr geſchadet und ihn als einen ſchwankenden Charakter erſcheinen laſſen, der ganz unter ſich ſelbſt herabſinke, ſobald er den Bereich des Schlachtfeldes verlaſſe. Der General Bonaparte hob ihn durch die Ertheilung eines ſo wichtigen Commandos ausnehmend in der öffentlichen Meinung und traf dadurch auch gleichzeitig eine ſehr kluge Anordnung. In den Legionen des Rheins und Helvetiens befanden ſich die glühendſten Republikaner, ſo wie viele Neider ſeines in Italien und Egypten erworbenen Ruhms. Maſſena kommandirte dieſelben und er liebte den General Bonaparte nicht beſonders, obwohl er ſich vor deſſen Genie beugte. Er ging hinſichtlich ſeiner bald zur Bewunderung, bald zu entſchiedener Mißſtimmung über. Man konnte bezüglich des 18. Brumaire von ihm irgend eine nachtheilige Demonſtration erwarten. Die Wahl Moreaus ſchnitt alle möglichen Manifeſtationen ab und entzog einer mißvergnügten Armee einen übelgeſtimmten General. Dieſe Wahl ließ ſich auch vom militäriſchen Standpunkte aus rechtfertigen, denn dieſe Armee hatte die Beſtimmung bei dem Wiederausbruche des Krieges in Deutſchland zu operiren und Niemand hatte dieſen Theil des Kriegsſchauplatzes ſo gut ſtudirt wie Moreau.

Maſſena wurde zur Armee von Italien, nach Gegenden und zu Soldaten, die ihm vollkommen bekannt waren, beordert. Es war ehrenvoll für ihn, zur Verbeſſerung der im Jahre 1799 begangenen Fehler ſo wie zur Fortſetzung der Großthaten des Generals Bonaparte im Jahre 1796, erwählt zu werden. Von der Armee, mit der er geſiegt und in der er ſich feſte Stützpunkte erworben hatte, getrennt, wurde er in die Mitte einer

Armee verſetzt, der das Direktorium verhaßt war und in der er nur Lobredner des 18. Brumaire finden konnte. Auch dieſe Wahl war, wie die vorerwähnte, vom militäriſchen Geſichtspunkte aus ganz vortrefflich, denn da man den Oeſterreichern die Apenninen ſtreitig machen mußte, ſo fand Maſſena für einen ſolchen Krieg auf einem ſolchen Kriegsſchauplatze nicht ſeines Gleichen.

Nachdem die Conſuln dieſe unerläßlichen Ernennungen getroffen, mußten ſie ſich mit einer nicht weniger dringenden Angelegenheit, nämlich mit den Finanzen, beſchäftigen. Bevor man von den Capitaliſten Geld erhalten konnte, mußte man ihnen die Genugthuung geben, das progreſſive Zwangsanlehen, das mit dem Geißelgeſetz die allgemeine Mißbilligung theilte, zu unterdrücken. Das Zwangsanlehen ſo wie das Geißelgeſetz waren weit entfernt, alle jene Uebel, deren man ſie anklagte, hervorgerufen zu haben. Allein dieſe beiden hinſichtlich ihres weſentlichen Nutzens nur höchſt erbärmlichen Maßregeln führten in moraliſcher Hinſicht die Unklugheit mit ſich, die gehäſſigſten Erinnerungen der Schreckenszeit wieder wach zu rufen, weshalb auch die ganze Welt über ſie einſtimmig das Verdammungsurtheil ausſprach. Die Revolutionaire ſelbſt, die in ihrem patriotiſchen Eifer dieſelben vom Direktorium verlangt hatten, hatten ſich mit einem bei Parteien ſehr gewöhnlichen Widerſpruche, ſogleich gegen dieſe Maßregeln erklärt, ſobald ſie den verhängnißvollen Erfolg derſelben wahrnahmen.

Kaum hatte der Miniſter Gaudin ſein Amt angetreten, als er auf Befehl der Conſuln den geſetzgebenden Commiſſionen einen Beſchluß vorlegte, der die Aufhebung des progreſſiven Zwangsanlehens bezweckte.

Dieſe Aufhebung wurde vom allgemeinſten Beifall begleitet. Man erſetzte das Zwangsanlehen durch einen Kriegsbeitrag, der in einem Zuſatze von 25 Centimes zu der urſprünglichen Grund-, Mobilien- und Perſonalſteuer beſtand. Dieſer Beitrag war wie die übrigen Abgaben in Geld oder Papieren jeder Art zahlbar, nur verlangte man in Anbetracht der dringlichen Nothwendigkeit, daß die Hälfte derſelben in baarem Gelde entrichtet werde.

Dieſer Kriegsbeitrag, den man dem progreſſiven Zwangsanlehen ſubſtituirt hatte, bot in der That keine unmittelbaren Hülfsquellen dar, denn er konnte nur nach den Liſten der directen Steuern und mit dieſen zugleich erhoben werden, welche eigentlich durch dieſen Zuſatz nur um ein Viertel erhöht wurden. Man bedurfte für die laufenden Ausgaben und hauptſächlich für die Armeen augenblicklich einiger Fonds. Herr Gaudin erließ auf die Grundlage ſeiner neuen Maßregeln, die auf die Billigung der großen Capitaliſten abzweckten, einen Aufruf an die erſten Bankiers der Hauptſtadt und verlangte von ihnen eine Unterſtützung, deren Dringlichkeit Allen einleuchtete. General Bonaparte verwandte ſich perſönlich bei ihnen und die Regierung erhielt eine Summe von 12 Millionen baaren Geldes als Darlehen, das von der erſten Einnahme des Kriegsbeitrages ſollte rückgezahlt werden.

Dieſe Unterſtützung war eine große Wohlthat und gereichte dem guten Geiſte der Bankiers der Hauptſtadt zur Ehre. Leider war dies nur ein Auskunftsmittel für wenige Tage und man mußte auf dauerhaftere Hülfsquellen bedacht ſein.

Man hat am Anfange dieſes Buches geſehen, wie die beim Beginn der Revolution ſchon bewirkte Auf-

hebung der indirecten Abgaben den Schatz auf das alleinige Einkommen der directen Steuern reducirt hatte, wie dies Einkommen ſelbſt durch Verzögerung in Anfertigung der Steuerliſten faſt ganz annullirt worden, wie endlich, nachdem die Aſſignaten, das gewöhnliche Auskunftsmittel alle Deficits zu decken, gänzlich verſchwunden waren, man mit verſchiedenartigen Effecten Zahlung leiſtete, die, da ſie keinen Zwangscours als Geld hatten, zwar nicht wie früher den Privatverkehr hemmten, wohl aber die Regierung ohne Hülfsquellen ließen und die ſcheußlichſte Agiotage hervorriefen. Man mußte dieſem Zuſtande ein Ende machen, die Steuererhebung reorganiſiren, wenn man die Quellen des öffentlichen Einkommens und mit ihnen die Quellen des öffentlichen Credits wieder in Fluß bringen wollte.

In jedem Lande, wo der Grundbeſitz und die Perſon mit Abgaben belaſtet ſind, Abgaben, die wir in Frankreich „directe“ nennen, muß eine Ueberſicht des Grundbeſitzes mit Veranſchlagung der Erträgniſſe und eine Namenliſte der Perſonen mit Veranſchlagung ihrer Geldmittel beſtehen. Dieſe Ueberſichten müſſen jedes Jahr nach Maßgabe der Uebertragung des Grundbeſitzes von einer Hand in die andere, nach Maßgabe der Geburts- und Sterbefälle ſo wie nach dem Aufenthaltswechſel der Perſonen modificirt werden. Ferner bedarf es einer genauen und zugleich klugen Steuereintreibung; einer genauen, um die Entrichtung der Abgaben ſicher zu ſtellen, und einer klugen, um die Steuerpflichtigen ſchonend zu behandeln. Von allem dem beſtand nichts im Jahre VIII (1799).

Der Cataſter, ein Werk der verfloſſenen 10 Jahre, war noch gar nicht begonnen. Es exiſtirten in einigen

Gemeinden alte Flurbücher und ein allgemeiner unter der conſtituirenden Verſammlung angelegter überſichtlicher Ausweis der Grundbeſitzungen. Dieſe obgleich ſehr ungenauen Grundlagen waren indeß doch benutzt worden. Allein die Operationen, welche in der Reviſion der Grundbeſitz- und Perſonalausweiſe nach dem fortwährenden Wechſel derſelben, ſo wie in der jährlichen Vertheilung des ausgeſchriebenen Steuerbetrages beſtanden; dieſe Operationen, aus welchen eigentlich die Fertigung der Steuerliſten beſteht, waren den Munizipalverwaltungen überlaſſen, deren gänzliche Zerrüttung und Fahrläſſigkeit wir bereits kennen gelernt haben.

Die Steuererhebung ſelbſt befand ſich in keiner geringern Verwirrung. Sie wurde auf dem Wege der Abſteigerung denjenigen zuerkannt, die ſich mit den geringſten Koſten mit der Erhebung befaſſen wollten. Dieſe Mindeſtfordernden lieferten die erhobenen Steuern an Steueraufſeher, die zwiſchen ihnen und dem Generaleinnehmer als Mittelsperſonen dienten. Die Einen wie die Andern ſtanden im Debet. Die Verwirrung, die in allen Angelegenheiten herrſchte, erlaubte nicht, ſie gehörig zu überwachen. Ueberdies bot ihnen die Nichtanfertigung der Steuerliſten ſtets einen triftigen Grund für die Verzögerung der Zahlungen, ſo wie die Agiotage ein Mittel, ſich mit werthloſen Papieren ihrer Verbindlichkeit zu entledigen. Mit einem Worte, ſie nahmen wenig ein und bezahlten noch weniger.

In Folge des Gutachtens des Hrn. Gaudin, trugen die Conſuln kein Bedenken, zu gewiſſen Hülfsmitteln des Ancien Régime, die ſich als gut und nützlich erwieſen hatten, ihre Zuflucht zu nehmen. Nach einem verbeſſerten Plane der ehemaligen Verwaltung der

Zwanzigſtel, errichtete man eine Agentur der directen Abgaben, die man bisher ſtets in der verderblichen Idee, man müſſe den Lokalverwaltungen die Sorge der Selbſtbeſteuerung überlaſſen, hartnäckig zurückgewieſen hatte. Ein Director und ein Inſpicient für jedes Departement, 840 in größerer oder kleinerer Anzahl in den Arrondiſſements vertheilte Controleurs ſollten ſich ſelbſt mit der Ausarbeitung der Steuerliſten befaſſen, d. i. das Verzeichniß der Grundſtücke und Perſonen entwerfen, die im Jahre vorgekommenen Veränderungen conſtatiren, und ſie mit dem ſie treffenden Steuerantheile belegen. Auf dieſe Weiſe hatte man ſtatt der 5000 Cantonalcommiſſaire, die darauf beſchränkt waren, die Anfertigung der Steuerliſten bei den Gemeinden zu betreiben, 99 Directoren, 99 Inſpicienten und 840 Controleurs, die dieſe Arbeit ſelbſt verrichteten und dem Staate nur 3 ſtatt 5 Millionen koſteten. Man hoffte, daß dieſe Verwaltung in ſechs Wochen vollkommen organiſirt ſein und in zwei bis drei Monaten das noch rückſtändige Drittel der Steuerliſten des Jahres VII (des vergangenen Jahres), alle jene des Jahres VIII (des laufenden Jahres) und endlich noch die des Jahres IX (des kommenden Jahres) vollendet haben würde.

Man mußte den Muth haben, einige Vorurtheile zu beſiegen und der General Bonaparte war nicht der Mann, ſich von Vorurtheilen zurückſchrecken zu laſſen. Die geſetzgebenden Commiſſionen nahmen in ihren geheimen Berathungen, nach einigen Einwürfen das vorgeſchlagene Geſetz an. Jenen Steuerpflichtigen, die Reclamationen zu machen hatten, wurden Garantien gewährt, Garantien, die in der Folge durch Einführung der Präfecturräthe noch genauer feſtgeſtellt wurden. So

wurde die Grundlage der regelmäßigen Beſteuerung wieder hergeſtellt.

Nachdem dies bewerkſtelligt, mußte man die Erhebung ſo wie die Einzahlung der Beträge an den Staatsſchatz organiſiren.

Heut zu Tage wird die Einnahme der Staatsgelder, in Folge der vollkommenen Ordnung, welche das Kaiſerreich und die nachfolgenden Regierungen in unſere Finanzen gebracht haben, mit einer Leichtigkeit und Regelmäßigkeit bewerkſtelligt, die in der That nichts zu wünſchen übrig laſſen. Die Einnehmer erheben jeden Monat die directen Abgaben, d. h. die auf den Grundſtücken, Gebäuden und Perſonen laſtenden Steuern, überliefern ſie dem in jedem Arrondiſſements-Hauptort angeſtellten Privateinnehmer, welcher ſie dann ſeinerſeits an den im Hauptort des Departements angeſtellten Generaleinnehmer abliefert. Die Einnehmer der indirecten Abgaben, die in den, an den Grenzen auf fremde Waaren gelegten Zollgefällen, den bei Uebertragung des Grundeigenthums oder auf gerichtliche Documente gelegten Einregiſtrirungsgebühren und endlich in den auf Conſumtionsartikel aller Art, wie Getränke, Taback, Salz u. dgl. gelegten Abgaben beſtehen, die Einnehmer dieſer Steuern überliefern die Erträgniſſe, nach Maßgabe ihres Einlaufens, dem Untereinnehmer, der ſie dann wieder dem Generaleinnehmer überweiſt, dem wahren Bankier des Staates, der beauftragt iſt die Fonds zu ſammeln und ſie nach den ihm von der Verwaltung des öffentlichen Schatzes ertheilten Befehlen, in Bewegung zu ſetzen.

Die gleiche Vertheilung der öffentlichen Laſten und der allgemeine Wohlſtand, haben die Abtragung der

Steuern ſo erleichtert und überdies iſt das Rechnungsweſen, das gegenwärtig nur in der Beſchreibung aller auf die Einnahme und Ausgabe bezüglichen Operationen beſteht, ſo einfach und klar geworden, daß die Fonds ſtets am beſtimmten Tage, ja oft noch früher eintreffen und man überdies den Augenblick ihres Einlaufens, wie ihres Abgehens genau kennt. Man iſt alſo dahin gekommen, ein auf wirkliche Thatſachen, nach Maßgabe ihres Eintreffens, gegründetes Syſtem einzuführen. Es liegt in der Natur der directen Steuern, die auf Grundbeſitz und Perſonen laſten und gleichſam eine Art Rente bilden, daß ſowohl ihr Betrag als der Zahlungstermin im voraus beſtimmt werden kann. Man verlangt ſie daher in Zwölfteln und monatlich. Die Rechnungsbeamten werden dafür alle Monate „belaſtet,“ d. h. als Schuldner beſtellt. Man nimmt jedoch an, daß ſie dieſelben erſt zwei oder drei Monate, nachdem das Zwölftel fällig geworden, erhalten haben, um ihnen die Möglichkeit zu verſchaffen, die Steuerpflichtigen zu ſchonen und ſie ſelbſt zum Eintreiben der Steuern zu veranlaſſen; denn ſobald ſie dieſelben vor dem beſtimmten Auszahlungstermine einliefern, ſo kömmt ihnen davon ein der Schnelligkeit des Einlaufens entſprechender Zinsgenuß zu gute. Es liegt dagegen in der Natur der indirecten Steuern, die nur nach Maßgabe der in Frankreich eingeführten fremden Producte, nach Maßgabe des Eigenthumswechſels oder des Verbrauchs aller Art erhoben werden, daß dieſelben nur unregelmäßig und der Bewegung der Gegenſtände auf denen ſie laſten, entſprechend einkommen. Dieſerhalb werden die Rechnungsbeamten nicht zwölftelweiſe oder monatlich, wie es bei den directen Abgaben der Fall iſt, ſondern in

dem Augenblicke, wo ſie bei ihnen einkommen, dafür belaſtet, d. h. als Schuldner beſtellt. Der Generaleinnehmer wird alle 10 Tage für das während der verfloſſenen 10 Tage Eingelaufene als Schuldner beſtellt.

Sobald der Generaleinnehmer, für was immer für eine Steuer belaſtet iſt, ſo verzinſt er die ihm zur Laſt gelegten Summen bis zum Tage, wo er ſie zur Bezahlung der öffentlichen Ausgaben verwendet. Der Staat dagegen verzinſt ihm ebenfalls die Summe, von dem Tage an, an dem er ſie vor der geſetzlichen Friſt für den Staat verausgabt. Sodann werden die Zinſen, welche der Generaleinnehmer für die Summen, die er über die geſetzliche Zeit rückbehalten, mit den Zinſen, welche ihm die Staatskaſſe für vorgeſchoſſene Summen zu entrichten hat, compenſirt. Es gehen ſo für beide Theile keinen einzigen Tag die Zinſen verloren und der Generaleinnehmer iſt ein wahrer Bankier, der mit dem öffentlichen Schatze in laufender Rechnung ſteht und verpflichtet iſt, ſtets die Summen, die für die Staatsausgaben erforderlich werden können, in was immer für einem Verhältniß, zur Dispoſition der Regierung bereit zu halten.

Dies iſt das Syſtem, welches theils durch die Erfahrung, theils durch den wachſenden Wohlſtand der Steuerpflichtigen allmälig bei Erhebung der Staatsgelder, Platz gegriffen hat.

Aber zur Zeit, deren Geſchichte wir ſchildern, gingen die Steuern nur ſchlecht ein und das Rechnungsweſen lag im Dunkeln. Der Rechnungsbeamte, der nicht bezahlt hatte, konnte entweder die verzögerte Anfertigung der Steuerliſten, oder die Armuth des Steuerpflichtigen vorſchützen; überdies konnte er auch in Folge des Man=

gels an Klarheit in der Beſchreibung der Operationen leicht ſeine Einnahmen verhehlen. Die Regierung wußte damals nicht, wie jetzt, was täglich in einigen tauſend größern oder kleinern Kaſſen, aus denen die große Staatskaſſe beſteht, vorgeht.

Herr Gaudin ſchlug dem General ein ſinnreiches Syſtem vor und brachte es auch zur Annahme, das größtentheils dem Ancien Régime entlehnt war und unmerklich zu der gegenwärtig beſtehenden Einrichtung hingeleitet hat. Dies Syſtem war das der Generaleinnehmer-Schuldſcheine (Obligations des receveurs généraux). Dieſe Einnehmer, wahre Bankiers des Staates, wie wir ſie ſchon früher genannt haben, mußten für den ganzen Betrag der direkten Abgaben, für 300 Millionen von den 500 Millionen Francs, aus denen damals das Budget beſtand, monatsweiſe fällige Schuldſcheine ausſtellen. Dieſe Schuldſcheine waren bei ihrer Verfallzeit bei der Caſſe des Generaleinnehmers zahlbar. Um auch Rückſicht auf Verſpätung der Zahlung von Seite des Steuerpflichtigen eintreten zu laſſen, nahm man an, daß jedes Zwölftel ungefähr vier Monate nach der Verfallzeit abgetragen ſei. Demzufolge mußten Schuldſcheine für das am 1. Januar zahlbare Zwölftel auf den 31. Mai als Verfalltag lauten, ſo daß der Generaleinnehmer, mit einer viermonatlichen Friſt vor ſich, gleichzeitig die Mittel, die Steuerpflichtigen zu ſchonen und aber auch einen Antrieb hatte, die Steuern zu erheben, indem, wenn er ſolche ſtatt in vier, in zwei Monaten eintrieb, er zwei Monate Zinſen gewann.

Dieſe Combination hatte außer dem Vortheil, die Steuerpflichtigen zu ſchonen und den Rechnungsbeamten für die ſchnelle Erhebung der Steuern thätig zu intereſ-

ſiren, auch noch den, der Zahlungsverzögerung der Generaleinnehmer zu ſteuern, da der Staatsſchatz Wechſelbriefe mit beſtimmter Verfallzeit auf ihre Kaſſen in Händen hatte, die ſie entweder proteſtiren oder bezahlen mußten. Es iſt richtig, daß dieſe Einrichtung nur dann ausführbar war, wenn die Steuerliſten gefertigt und die Steuererhebung geſichert waren, da die Generaleinnehmer nur dann pünktlich bezahlen konnten ſobald ſie pünktlich eingenommen hatten Da aber dies auf die ſchon oben angedeutete Weiſe bereits vollbracht war, ſo war das Schuldſcheinſyſtem leicht einzuführen und hatte, unabhängig von den bereits aufgezählten Vortheilen, auch noch den, die 300 Millionen directe Abgaben dem öffentlichen Schatze gleich am erſten Tage des Jahres in ſichern und leicht discontirbaren Wechſeln zur Verfügung zu ſtellen. Um dieſen Effecten, die den jetzt in Frankreich von den königlichen Bons (bons royaux) und in England von den Schatzkammer-Bons (exchequer-bills) verſehenen Dienſt zu leiſten beſtimmt waren, Credit zu verſchaffen, erſann man die Amortiſationskaſſe. Dieſe Kaſſe, die bald alle die Staatsſchuld betreffenden Befugniſſe erhalten ſollte, war anfänglich nur zu dem Zwecke errichtet, die Schuldſcheine der Generaleinnehmer in Cours zu erhalten. Man verfuhr dabei folgendermaßen. Die Rechnungsbeamten erlegten damals als Garantie ihrer Operationen nur eine unbewegliche Caution. Dieſe Cautionen ſetzten den Staat, ſobald er ſich daran halten mußte, allen Schwierigkeiten einer Zwangsexpropriation aus und erfüllten durchaus nicht den Zweck ihrer Einrichtung. Man beſchloß daher von den Rechnungsbeamten eine Caution in baarem Gelde zu verlangen. Sie alle zogen damals in

Folge der mit den Steuern ſelbſt betriebenen Agiotage einen ſo bedeutenden Gewinn aus ihrem Amte, daß ſie ſich eher gerne einer ſolchen Bedingung unterwarfen, als ihren Poſten entſagten.

Dieſe in die Amortiſationskaſſe eingezahlten Cautionen hatten die Beſtimmung, zur Sicherſtellung der Schuldſcheine zu dienen. Jeder Schuldſchein mußte zur Verfallzeit aus der Kaſſe des Generaleinnehmers oder in Ermangelung deſſen aus der Amortiſationskaſſe bezahlt werden, welche ſich dann für den proteſtirten Wechſel augenblicklich aus der Caution des betreffenden Beamten bezahlt machte. Dadurch wurden dieſe Schuldſcheine augenblicklich den beſten Handelseffecten gleichgeſtellt. Dies war nicht der einzige Vortheil dieſer Einrichtung. Wahrſcheinlicherweiſe mußte ein ſehr geringer Theil der hinterlegten Cautionsgelder genügen, um den Credit der Schuldſcheine aufrecht zn erhalten, da nur wenige Generaleinnehmer geneigt ſein mochten, ihre Unterſchrift proteſtiren zu laſſen. Der größere Theil dieſer Summe blieb daher dem Staate zur Verfügung, der ſich dann mit der Amortiſationskaſſe durch Abtretung von liegenden Gründen oder Renten verſtändigen konnte.

Man erlangte daher durch dieſe Einrichtung den Vortheil, daß man den Cours der Schuldſcheine ſichern und ſich augenblicklich eine Summe baaren Geldes verſchaffen konnte, was in den damaligen Zeiten keine gering anzuſchlagende Hülfsquelle war.

Dies war das Syſtem der Steuererhebung und Einzahlung, welches in kurzer Zeit die Finanzen wieder in einen geordneten Zuſtand brachte. Es beſtand, wie man ſieht, darin, die Anfertigung der Steuerliſten, ſo wie deren Erhebung genau und raſch zu bewerkſtelligen,

dann auf die erſten Beamten Wechſel für den ganzen Steuerbetrag zu ziehen, die vermöge der getroffenen Vorkehrungen, mittelſt welcher die Generaleinnehmer ihre Schuldſcheine ſelbſt bezahlen oder die Amortiſations-Kaſſe es für ſie thun konnte, ſicher und leicht discontirbar waren.

Wir haben nur von den directen Abgaben geſprochen. Da die indirecten Abgaben weder regelmäßig noch in Zwölfteln einlaufen, ſo ſollten die Generaleinnehmer nach geſchehenem Empfange und nicht eher der Staatskaſſe Anweiſungen auf Sicht überſenden. Dieſe Beträge wurden alſo erſt dann disponibel, nachdem der Beamte dieſelben baar empfangen hatte. Dieſer Theil des Syſtems, der den Generaleinnehmern noch eine zu große Benützung der Fonds geſtattete, wurde in der Folge mehr vervollkommnet.

Bei jedem neuen Syſteme ergeben ſich in dem Augenblicke der Einführung Anſtände, welche in der Schwierigkeit, den beſtehenden Zuſtand mit dem künftigen in Einklang zu bringen, ihren Urſprung haben. So konnten hier alle Berechnungen umgeworfen werden, durch die Scheine über Zinsrückſtände (bons d'arrérages), welche den Staatsgläubigern behändigt worden waren; durch die Lieferungsſcheine (bons de réquisition), welche man den Pächtern für die an Ort und Stelle weggenommenen Lebensmittel zugeſtellt, endlich durch die Anweiſungen (délégations) auf künftige Bezüge der Staatskaſſe, welche man mit ſtrafbarer Eigenmächtigkeit an Lieferanten begeben hatte. Man traf verſchiedene Anordnungen, um die Uebelſtände zu beſeitigen, welche aus dem Vorhandenſein aller dieſer Papiere in dem Umlaufe entſprangen. Den Scheinen über Zins-

rückſtände, die man den Staatsgläubigern zugeſtellt hatte, blieb allein die Begünſtigung bei Steuerzahlungen angenommen zu werden; da man aber ihren Betrag für das laufende Jahr kannte, ſo ſtellte man die Summe der von den Generaleinnehmern zu beſcheinigenden Steuerablieferungen um eben ſo viel niederer.

Die Lieferungsſcheine und Anweiſungen dagegen, Papiere verdächtigen Urſprungs und von unbekanntem Geſammtbelaufe, unterwarf man einer beſondern Liquidation. Man löſte ſie ſpäter theils mit Nationalgütern, theils gegen Werthzeichen verſchiedener Art in ganz billigem Anſchlage ein.

Dadurch, daß man die Staatsgläubiger baar bezahlte, wie man demnächſt zu thun gedachte, ſo bald der Steuereinzug geſichert wäre; daß man für den Unterhalt der Heere ſorgte, und dieſelben der Requiſitionen überhob; daß man den Lieferanten die bis daher mißbräuchlich auf die Einahmen des Schatzes ausgeſtellten Anweiſungen ſtandhaft verweigerte, — mußte es gelingen, die Papierquelle auszutrocknen, und die Steuererhebung in Metallgeld überall wieder herzuſtellen.

Mit dieſen Vorkehrungen zur Sicherung der Einkünfte des Staates, brachte man weitere Maßregeln in Verbindung, wovon einige jederzeit als durchaus rechtmäßig galten, andere dagegen noch die Kennzeichen von Nothmitteln an ſich trugen, und nur die Nothwendigkeit als Entſchuldigung zur Seite hatten. Die Erwerber von Nationalgütern machten es wie damals Jedermann, das heißt, ſie befolgten die Geſetze nicht, und bezahlten den Preis nicht, um welchen ſie die Liegenſchaften gekauft hatten. Sie wurden angehalten, denſelben innerhalb einer Friſt von vier Monaten einzuzahlen, widrigenfalls

der Kauf für ungültig erklärt werden ſollte. Dieſe Verpflichtung mußte einen großen Theil der im Umlaufe befindlichen Papiere, welche vorzugsweiſe für Nationalgüter an Zahlungsſtatt genommen wurden, hereinbringen. Gewiſſe Klaſſen von Erwerbern mußten einen Theil des Kaufpreiſes **baar** entrichten. Man zwang ſie, für den Betrag dieſes Theiles umſetzbare Schuldverſchreibungen auszuſtellen, die als gute Papiere leicht anzubringen waren, da ſich die Ausſteller mit dem Verluſte ihrer Güter bedroht ſahen, wenn ſie ihre Verſchreibungen proteſtiren ließen.

Noch waren für drei- bis vierhundert Millionen unverkaufte Nationalgüter übrig; dieſer auf den Abſchätzungen von 1790 beruhende, rein unzuverläſſige Werthanſchlag, konnte auf das doppelte, dreifache, ſelbſt noch höher ſteigen, wenn man beſſere Zeiten abzuwarten verſtand. Gar nicht veräußern wäre noch beſſer geweſen. Allein die Dringlichkeit der Bedürfniſſe veranlaßte eine neue Veräußerung. Man beſchloß **Reſcriptionen**, Werthzeichen der zu veräußernden Güter, im Belaufe von 150 Millionen, an Spekulanten abzuſetzen; glücklicherweiſe ward nur ein ſehr kleiner Theil dieſer Summe wirklich ausgegeben.

Endlich kam man auf den Gedanken, das Kapital gewiſſer, dem Staate zugehöriger Grundgefälle, deren Ablöſung die früheren Geſetze den Pflichtigen geſtattet hatten, durch ähnliche Verſchreibungen darzuſtellen. Man konnte hiedurch gegen 40 Millionen flüſſig machen. Die Pflichtigen entrichteten dieſe Gefälle nicht mehr, obſchon ſie dieſelben nicht abgelöst hatten. Es wurden Scheine ausgegeben, welche dieſes Kapital von 40 Millionen darſtellen, und wie die Reſcriptionen auf die National-

güter, mit Hülfe der Börſenmäkler umgeſetzt werden ſollten.

Dieſe künſtlichen Werthzeichen waren die letzten Zugeſtändniſſe an dringende Bedürfniſſe. An Spekulanten veräußert, ſollten ſie einige Hülfsmittel herbeiſchaffen, bis zur Wiederherſtellung der Finanzen, die man von der pünktlichen Aufſtellung der Steuerregiſter und von der Einführung der Obligationen der Generaleinnehmer erwartete. Uebrigens wurden dieſe Werthe, wie man weiter unten ſehen wird, mit großer Zurückhaltung ausgegeben, und hatten ihre gewöhnlichen Uebelſtände, nämlich die Entwerthung und die Verſchleuderung der Staatsmittel, nicht in ihrem Gefolge.

Dieſe ſämmtlichen Maßnahmen, wenn ſie ſchon gut waren, konnten doch nicht mehr gelten, als die Regierung ſelbſt Geltung zu erlangen vermochte. Gebaut auf die Vorausſetzung der Rückkehr der Ordnung, konnten ſie den erwarteten Erfolg haben, wenn die Ordnung wirklich wiederkehrte, wenn die vollziehende Gewalt mit Kraft und Zuſammenhang ihre Plane durchführte, wenn ſie, raſch und zweckmäßig, die neue Verwaltung der direkten Steuern einrichtete; wenn ſie mit andauernder Sorgfalt darauf hielt, daß die Steuerregiſter zeitig aufgeſtellt und zum Einzuge hinausgegeben wurden, daß die Obligationen der Generaleinnehmer unterzeichnet und auf die Verfallzeit bezahlt, daß die Cautionen unverweilt eingeliefert und in einem zur Aufrechthaltung des Credits der Obligationen hinreichenden Betrage in der Amortiſationskaſſe niedergelegt wurden; wenn die Regierung endlich für immer jene verderblichen Auskunftsmittel, jene Scheine für Zinsrückſtände, für Lieferungen, jene Anweiſungen aufgab, denen zu ent-

ſagen, ſie ſich ſelbſt gelobt hatte. Verwirklichte ſich dies Alles, ſo war man des glücklichen Erfolges gewiß, den man von dem neuen Finanzſyſtem erwartete; auch durfte man dies von der Einſicht und Feſtigkeit des Generals Bonaparte hoffen. Alle jene Entwürfe hatte er ſelbſt erörtert, gutgeheißen, oft auch geändert und verbeſſert; er begriff ihre Wichtigkeit und Trefflichkeit und war vollkommen entſchloſſen, über den genauen Vollzug zu wachen. Kaum gefaßt, übermittelte man ſie den geſetzgebenden Ausſchüſſen, welche dieſelben, ohne einen Augenblick zu verlieren, zu Geſetzen erhoben. Zwanzig Tage genügten, um die Entwürfe zu faſſen, zu geſtalten, ihnen die Eigenſchaft von Geſetzen zu geben und mit dem Vollzuge zu beginnen. General Bonaparte arbeitete ſelbſt mehrere Male in jeder Woche mit dem Finanzminiſter und ergriff ſofort das beſte Mittel den unſeligen Anweiſungen, die man häufig den Vorſtellungen oder dem durch Beſtechung erzielten Einfluſſe der Lieferanten bewilligte, ein Ende zu machen. Jede Woche ließ er ſich von den Miniſtern die Ueberſicht ihrer nothwendigen Ausgaben vorlegen; er verglich dieſelbe mit der von der Kaſſenverwaltung gelieferten Ueberſicht der wahrſcheinlichen Einnahmen, und vertheilte die wirklich vorhandenen Mittel im Verhältniſſe zu den Bedürfniſſen eines Jeden. Er verfügte ſonach nur über das, was man mit Zuverläſſigkeit einzunehmen erwarten durfte, und, Dank dieſer Feſtigkeit, mußte der ſchlimmſte Mißbrauch, die Ausſtellung von Anweiſungen, bald verſchwinden.

Bis zur Fertigung der Steuerregiſter und der Hinausgabe derſelben zum Einzuge, bis zur Einlieferung der Obligationen der Generaleinnehmer an die Staatskaſſe und dem Discontiren dieſer Papiere, hatte man zur

Beſtreitung der laufenden Bedürfniſſe, außer den zwölf Millionen, welche einige Bankiers dargeliehen hatten, die Einzahlung der neuen Cautionen, den Abſatz der neu geſchaffenen Werthzeichen an die Börſenmäkler, endlich die laufende Steuererhebung, von der man, ſo unvollkommen ſie war, bisher gezehrt hatte. Das Vertrauen, womit die proviſoriſchen Conſuln bekleidet waren, zog die Geldhändler wieder an und man fand ſie bereit, die neuen Werthe umzuſetzen, welche, wenige Tage zuvor, Niemand genommen haben würde.

Durch dieſe Mittel zuſammen konnte man den an Kleidung und Nahrung bittern Mangel leidenden Heeren zu Hülfe kommen und einen Anfang mit der Abhülfe machen, deren ihre Noth ſo dringend bedurfte. Die Unordnung war ſo groß, daß ſelbſt im Kriegsminiſterium nicht einmal Ueberſichten über die Truppen, ihre Zahl und ihren Standort vorhanden waren. Das Artilleriebureau war das einzige, welches über die Truppen ſeiner Waffengattung ſolche Ueberſichten beſaß. Da man aber das Heer weder nährte noch kleidete, da die in den Departements ausgehobenen und mit Hülfe von Lieferungsſcheinen ausgerüſteten Bataillone von Conſcribirten, meiſtens ohne Vermittelung der Centralbehörde organiſirt worden waren, ſo wußte letztere faſt nichts von Allem, was jene betraf. General Bonaparte war genöthigt, Stabsoffiziere an Ort und Stelle zu ſenden, um ſich die fehlenden Documente zu verſchaffen. Zu gleicher Zeit ließ er den verſchiedenen Armeecorps einige Unterſtützung zukommen, die aber im Vergleiche mit der Größe ihrer Bedürfniſſe höchſt unzulänglich waren. In einer Proclamation richtete er an ſie jene Sprache, die er den Soldaten gegenüber ſo gut zu füh-

ren wußte; er beſchwor ſie, noch einige Tage Geduld zu haben und im Leiden den nämlichen Muth zu beweiſen, den ſie in den Schlachten entfaltet hätten.

„Soldaten!“ — ſo ſprach er zu ihnen — „euere Noth iſt groß; alle Maßregeln ſind getroffen, um ihr abzuhelfen. Die erſte Eigenſchaft des Soldaten iſt Ausdauer im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen; Tapferkeit iſt erſt die zweite. Mehrere Corps haben ihre Stellungen verlaſſen; ſie waren taub gegen die Stimme ihrer Offiziere. Die 17. leichte (Halbbrigade) iſt unter dieſer Zahl. Sind ſie denn Alle todt, die Braven von Caſtiglione, Rivoli, Neumark? Sie wären lieber umgekommen, als daß ſie ihre Fahnen verlaſſen hätten; ſie würden ihre jungen Kameraden zur Ehre und zu ihrer Pflicht zurückgeführt haben. Soldaten! ihr werdet nicht regelmäßig verpflegt, ſagt ihr? Was hättet ihr wohl gethan, wenn ihr euch, wie die 4. und 22. leichte, die 18. und 32. von der Linie, mitten in der Wüſte befunden hättet, ohne Brod und Waſſer, von dem Fleiſch der Pferde und Maulthiere lebend? Der Sieg wird uns Brod geben, ſagten Jene; und ihr, — ihr verlaßt euere Fahnen!

Soldaten von Italien! ein neuer General führt euch an; er war ſtets unter den Vorderſten in den ſchönſten Tagen eures Ruhmes. Umgebt ihn mit euerem Vertrauen; er wird den Sieg in euere Reihen zurückführen.

Ich werde mir täglichen Bericht erſtatten laſſen über das Betragen aller Corps, insbeſondere über das der 17. leichten und der 63. von der Linie; ſie werden ſich des Zutrauens erinnern, das ich auf ſie ſetzte.“

Die Verwaltung der Finanzen und der Heere war nicht der einzige Zweig der Regierungsthätigkeit, welcher die Aufmerkſamkeit der neuen Conſuln auf das Dringendſte erheiſchte. Man mußte zumal jene Härten abſtellen, die einer weiſen und humanen Regierung unwürdig ſind; Härten, welche die Heftigkeit der Parteien der Schwäche des zu Grabe gehenden Directoriums entriſſen hatte; man mußte die Ordnung aufrecht halten, welche hier durch die unter den Waffen ſtehenden Vendéer, dort durch die über die Umwälzung vom 18. Brumaire erbitterten Revolutionäre bedroht war.

Die erſte politiſche Handlung der neuen Conſuln betraf das Geſetz über die Geißeln. Dieſes Geſetz, welches die Verwandten der Vendéer und der Chouans für die in den empörten Provinzen begangenen Handlungen verantwortlich machte, ſtrafte die Einen mit Gefängniß, die Andern mit Deportation. Es theilte mit dem Geſetze über das progreſſive Zwangsanlehen, und zwar mit viel größerem Rechte, die öffentliche Verabſcheuung. Wahrlich, nur die blinde Leidenſchaftlichkeit jener Zeit konnte ſich unterſtehen, die Verwandten der Empörer für Handlungen verantwortlich machen, die ſie nicht begangen hatten, wenn ſie ihnen ſchon guten Erfolg wünſchten. Die Conſuln verfuhren in Beziehung auf dieſes Geſetz, wie ſie bezüglich auf das Geſetz über das progreſſive Zwangsanlehen verfahren waren; ſie beantragten die Zurücknahme bei den geſetzgebenden Ausſchüſſen, welche ſie ſogleich ausſprachen.

General Bonaparte ging ſelbſt in das Tempelgefängniß, wo viele von jenen Geißeln ſaßen, um mit eigener ruhmbedeckter Hand ihre Bande zu löſen und die vielen

Segenswünſche entgegenzunehmen, welche die heilende Kraft des Conſulats fortwährend mit Recht hervorrief.

Dieſer Maßregel folgten ähnliche, welche die Politik der proviſoriſchen Conſuln ganz mit dem gleichen Gepräge bezeichneten. Viele Prieſter, obſchon ſie auf die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit den Eid geleiſtet hatten, welcher der Urſprung der Spaltung (Schisma) geworden, waren deſſen ungeachtet verfolgt worden. Dieſe Prieſter, welche man Beeidigte nannte, waren theils verſteckt oder flüchtig, theils ſaßen ſie gefangen auf den Inſeln Ré und Oléron. Die Conſuln befahlen die Freilaſſung der annoch Gefangenen. Dieſe Maßregel mußte alle Prieſter der nämlichen Klaſſe, welche ihr Heil in der Flucht oder in dem Verſteck geſucht hatten, nach Frankreich zurück oder wieder zum Vorſchein bringen.

Mehrere Emigranten, die in den Umgebungen von Calais Schiffbruch gelitten hatten, bildeten für einige Zeit den Gegenſtand einer lebhaften Theilnahme. Dieſe Unglücklichen, gezwungen zwiſchen den Schrecken des Schiffbruchs und der Strenge der Emigrationsgeſetze zu wählen, hatten kein Bedenken getragen, ſich an das franzöſiſche Ufer zu werfen, da ſie nicht glaubten, daß ihr Vaterland gegen ſie eben ſo grauſam wie die Elemente ſein könne. Die Anhänger der Gewaltmaßregeln ſagten, und ihre Behauptung war ſo ziemlich gegründet, daß dieſe Emigranten ſich hätten nach der Vendée begeben wollen, um dort an der Erneuerung des Bürgerkrieges Theil zu nehmen, und folgerten daraus, daß man gegen ſie die ſchrecklichen Emigrationsgeſetze anwenden müſſe. Allein die glücklicherweiſe wieder erwachte öffentliche Menſchlichkeit widerſprach dieſer Schluß-

folgerung. Die Frage war wiederholt im entgegengeſetzten Sinne entſchieden worden. Die neuen Conſuln entſchieden ſich dahin, daß die Emigranten befreit aber aus dem Gebiet der Republik geſchafft werden ſollten. Unter ihnen zählte man Einige aus den erſten Familien Frankreichs und namentlich jenen Herzog von Choiſeul, welchen wir in der Folge ſtets unter der Zahl der unwandelbaren Freunde einer vernünftigen Freiheit, der einzigen, die von rechtlichen Leuten geliebt und vertheidigt werden kann, gefunden haben.

Die eben berichteten Maßregeln erfreuten ſich des allgemeinen Beifalls. Da kann man den Unterſchied zwiſchen einer Regierung und der andern bewundern. Wären dieſe Maßregeln vom Directorium ausgegangen, ſo würde man ſie als unwürdige, der Emigrationspartei gemachte Zugeſtändniſſe betrachtet haben. Von der neuen Conſularregierung dagegen ausgehend, an deren Spitze ein glorreicher General ſtand, deſſen Gegenwart, wo es auch immer ſein mochte, ſtets die Idee der Kraft auf dem Fuße folgte, wurden dieſelben Maßregeln als Wahrzeichen einer ſtarken und gemäßigten Politik angeſehen. So tief liegt die Wahrheit, daß man, um mit Ehre und Erfolg gemäßigt zu ſein, nothwendig mächtig ſein muß.

In dieſem Augenblick ermangelte die Politik der proviſoriſchen Conſuln nur gegen die revolutionaire Partei der Klugheit. Mit dieſer Partei hatte man noch jüngſt in den Tagen des 18. und 19. Brumaire zu kämpfen gehabt. Es war ganz natürlich, daß man gegen dieſelbe aufgereizt und mißtrauiſch war und bei all den Maßregeln einer verſöhnenden und ausgleichenden Politik zeigte man doch ihr gegenüber Strenge.

Die Nachricht vom 18. Brumaire hatte die Patrioten des Südens ſehr aufgeregt. Die mit der zu Paris befindlichen Muttergeſellſchaft der Reitſchule verbündeten Geſellſchaften waren in doppelte Wuth gerathen. Man kündigte an, daß die durch das Geſetz vom 19. Brumaire ihrer Eigenſchaft als Mitglieder des geſetzgebenden Körpers beraubten Deputirten, ſich zu Toulouſe verſammeln würden, um dort eine Art Directorium zu errichten. Seitdem General Bonaparte die Regierung und die Armee in ſeinen Händen hatte, fürchtete er nichts mehr. Er hatte am 13. Vendemiaire bewieſen, daß er Inſurrectionen zu unterdrücken verſtehe und er beunruhigte ſich eben nicht ſehr über das, was einige exaltirte Patrioten ohne Soldaten unternehmen konnten. Seine Collegen, Sieyès und Roger=Ducos, theilten ſein Vertrauen nicht. Mehrere Miniſter traten auf ihre Seite und überredeten ihn, daß er Vorſichtsmaßregeln ergreifen müſſe. Endlich entſchloß er ſich, da ſein Charakter ſich doch mehr zu energiſchen Maßregeln hinneigte, obgleich er durch die Politik zur Mäßigung bewogen wurde, 38 Mitglieder der revolutionären Partei zur Deportation und 18 weitere zur Gefangenhaltung in Rochelle verurtheilen zu laſſen. Es gab unter denſelben viele Elende, namentlich einer, der ſich rühmte der Mörder der Prinzeſſin von Lamballe zu ſein, aber es waren auch rechtliche Leute darunter, Mitglieder beider Conſeils und eine berühmte, achtungswerthe Perſönlichkeit, General Jourdan. Seine öffentliche Oppoſition während des 18. Brumaire hatte für den Augenblick einige Beſorgniſſe eingeflößt. Einen ſolchen Mann auf eine ſolche Liſte zu ſetzen, war ein Fehler in dem Fehler.

Die öffentliche Meinung, obgleich gegen die Revolutionäre übel geſtimmt, nahm doch dieſe Maßregel kalt, ja beinahe tadelnd auf. Man fürchtete ſo ſehr die Gewaltmaßregeln und die Reaction, daß man nicht einmal von deren Anwendung gegen Jene hören wollte, die ſich eben in dieſer Art Alles erlaubt hatten. Es erhoben ſich von allen Seiten Reclamationen zum Theil von ſehr angeſehenen Perſonen zu Gunſten einzelner auf die Proſcriptionsliſte geſetzten Individuen. Das Caſſationstribunal reclamirte für eines ſeiner Mitglieder, einen gewiſſen Hrn. Audouin, der nicht verdiente, daß man ſeinetwegen derartige Vorſichtsmaßregeln ergriff. Hr. von Talleyrand, ſtets milden Charakters, in ſeinen Schritten gewandt, durch den Abſcheu der revolutionären Partei noch ſtets von dem Miniſterium des Auswärtigen fern gehalten, hatte den Takt, zu Gunſten eines gewiſſen Jorry, der ihn öffentlich beleidigt hatte, zu reclamiren. Er reclamire für ihn, ſagte er, aus Furcht, man möchte die Einſchreibung ſeines pöbelhaften Beleidigers in die Liſten der neuen Proſcribirten als einen Racheakt von ihm anſehen. Sein veröffentlichtes Schreiben gereichte ihm ſehr zur Ehre und ſeinem Empfohlenen zur Rettung. Eine Art Aeußerung der empörten öffentlichen Meinung bewirkte auch die Streichung Jourdans aus der Proſcriptionsliſte. Glücklicherweiſe erlaubte die ſchnelle und günſtige Wendung, die alle Ereigniſſe annahmen, dieſen Act, der nur ein zufälliger Fehltritt während eines ſonſt feſten und geraden Ganges war, zu widerrufen.

General Bonaparte hatte ſeinen ihm treu ergebenen Gefährten Lannes nach Toulouſe geſandt. Bei der einfachen Erſcheinung dieſes Offiziers ſchwanden alle

Widerſtandsverſuche. Die Stadt Toulouſe kehrte wieder zur gewohnten Ruhe zurück und in ſämmtlichen Städten Südfrankreichs wurden die Schweſtergeſellſchaften der Reitſchulgeſellſchaft (société du manège) geſchloſſen. Die Revolutionäre ſahen nun wohl ein, daß die gegen ſie reagirende öffentliche Meinung aufgehört hatte, ſie zu begünſtigen und ſie erblickten an der Spitze der Regierung einen Mann, welchem Niemand widerſtehen zu können glaubte. Ueberdies konnten die Vernünftigern wohl unmöglich vergeſſen, daß dieſer Mann am 13. Vendemiaire die gegen den Convent empörten royaliſtiſchen Banden zerſtreut und unter dem Directorium der Regierung Beiſtand geleiſtet und ihr ſo die Mittel zum 18. Fructidor an die Hand gegeben hatte. So unterwarfen ſich denn die Heftigſten unter ihnen mit bald erſtickten Ausbrüchen ihrer Wuth, die Andern in der Hoffnung, daß die Revolution und Frankreich unter der Militärherrſchaft dieſes neuen Cromwells, wie ſie ihn damals nannten, wenigſtens nicht zu Gunſten der Bourbons, Engländer, Oeſterreicher oder Ruſſen beſiegt werden würden.

Ein einziger Act des Widerſtandes wurde nicht ſowohl auf gewaltthätigen als auf geſetzlichem Wege gegen den 18. Brumaire unternommen. Der Präſident des Criminalgerichts der Yonne, ein gewiſſer Bareabé, verweigerte, das Beiſpiel der alten Parlamente erneuernd, das die proviſoriſche Regierung conſtituirende Geſetz vom 19. Brumaire einzuregiſtriren. Dieſer von der geſetzgebenden Commiſſion zur Rechenſchaft gezogene Beamte wurde der Pflichtverletzung angeklagt, ſuspendirt und von ſeiner Richterſtelle entſetzt. Er ertrug übrigens ſeine Verurtheilung mit Unterwerfung und Würde.

Das ſchnelle Ende dieſer Widerſtandsverſuche erlaubte der Regierung auf eine Maßregel zurückzukommen, welche mit ihrer klugen und gemäßigten Politik im Widerſpruche ſtand. Auf einen Bericht des Miniſters Cambacérès, des Inhalts, daß die Ruhe in den Departements hergeſtellt und die Geſetze überall ohne Hinderniſſe vollzogen würden, wurde die gegen die 38 ausgeſprochene Deportation ſo wie die gegen 18 andere verhängte Gefangenhaltung in La Rochelle in einfache Ueberwachung verwandelt, und auch ſelbſt dieſe bald aufgehoben.

Durch die Reihe einſichtsvoller, gewandter und kräftiger Regierungsmaßregeln, die die neue Regierung auszeichneten, war jener Vorgang bald wieder verwiſcht worden. Die Vendée hatte nun ihrerſeits die ganze Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen. Gegen das Ende des Directoriums war eine neue Schilderhebung verſucht worden. Das Emporkommen des Generals Bonaparte veränderte nun vollſtändig alle Verhältniſſe ſo wie die Richtung und Stimmung aller Gemüther in allen Theilen der Republik. Die Chefs der neuen royaliſtiſchen Inſurrection waren eben ſo ſehr durch die letzten harten Maßregeln des Directoriums als durch die Hoffnung auf den nahen Umſturz dieſer Regierung bewogen worden, auf's Neue die Waffen zu ergreifen. Jetzt aber erweckten einerſeits der Widerruf des Geißelgeſetzes, die Loslaſſung der Prieſter, die Begnadigung der ſchiffbrüchigen Emigrirten, in allen Gemüthern verſöhnliche Geſinnungen, während anderſeits General Bonaparte, im Beſitze der Staatsgewalt, jede Hoffnung, die aus der Revolution hervorgegangene Ordnung der Dinge zerfallen zu ſehen, ſchwinden

machte. Der 18. Brumaire hatte alſo in der Vendée ebenſo wie anderwärts die Anſichten verändert und neue Stimmungen hervorgerufen. Die royaliſtiſchen Chefs, deren einige in der Vendée kämpften, während andere ſich in Paris mit politiſchen Intriguen herumtrieben, waren, wie alle Parteien, die eine Regierung zu ſtürzen ſuchen, in immer fortwährender geiſtiger Thätigkeit und forſchten ſtets nach neuen Combinationen, die ihrer Sache den Sieg verſchaffen könnten. So kamen ſie auch auf die Idee, es gäbe vielleicht ein Mittel, ſich mit dem General Bonaparte zu verſtändigen. Sie dachten, daß eine ſo ausgezeichnete Perſönlichkeit eben keinen großen Gefallen daran finden könne, einige Tage auf den beweglichen Scenen der franzöſiſchen Revolution zu glänzen, um dann wie ſeine Vorgänger in den unter ihren Füßen gähnenden Abgrund zu verſchwinden, ſondern es weit vorziehen werde, in einer friedlichen und regelmäßig organiſirten Monarchie, deren Stütze und Zierde er ſein würde, eine Rolle zu ſpielen. Sie waren mit einem Worte leichtgläubig genug, um zu hoffen, daß die Rolle Monks einer Perſönlichkeit zuſagen würde, welche ſelbſt die Cromwells nicht groß genug fand. Sie benutzten die Vermittlung eines jener Miniſter der auswärtigen Diplomatie, die unter dem Vorwande, das Land in dem ſie beglaubigt ſind, zu ſtudiren, bei allen Parteiumtrieben die Hand im Spiele haben, und ließen ſich beim General Bonaparte einführen. Von den Royaliſten waren es die Hrn. Hyde de Neuville und d'Andigné, die die Ausführung dieſes Schrittes auf ſich genommen hatten.

Es wird nicht nothwendig ſein, zu zeigen, wie falſch man den General Bonaparte hier beurtheilte. Dieſer

außerordentliche Mann, der ſich jetzt ſchon ſeiner Macht und Größe bewußt war, wollte keiner Partei dienen. Wenn er auch die Verwirrung nicht liebte, ſo liebte er doch die Revolution; glaubte er auch nicht an die ganze Ausdehnung der Freiheit, die ſie verſprachen, ſo wollte er doch die ſociale Reform, deren Ausführung der Zweck der Revolution war, in ihrem ganzen Umfange vollendet wiſſen. Er wünſchte daher den Triumph der Revolution, er erſehnte den Ruhm ſie zu enden und ſie in einen ruhigen geordneten Zuſtand der Dinge auslaufen zu laſſen; er wünſchte unter was immer für einem Titel und was immer für einer Regierungsform deren Leiter zu bleiben, aber er hatte ſchon zu viel Ruhm und Bewußtſein ſeiner Kraft erlangt, um einzuwilligen, das Werkzeug einer andern Macht als der der Vorſehung zu ſein.

Er empfing die Hrn. Hyde de Neuville und d'Andigné, hörte ihre mehr oder minder klaren Andeutungen an und erklärte ihnen offen ſeine Abſichten, die dahin abzielten, die Verfolgungen einzuſtellen, alle Parteien der Regierung einander zu nähern, aber keiner derſelben den Sieg zuzugeſtehen, als der Partei der Revolution ſelbſt, der Revolution in ihrem beſten Sinne genommen. Er erklärte ihnen ſeinen feſten Entſchluß, mit den Chefs der Vendéer auf billige Bedingungen zu unterhandeln oder ſie bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Dieſe Zuſammenkunft hatte alſo keinen andern Erfolg, als den, daß die royaliſtiſche Partei den General Bonaparte beſſer kennen lernte.

Während in Paris dieſe Mittheilungen zwiſchen dem General Bonaparte und einigen Freunden der Bourbons ſtatt fanden, wurden in der Vendée ſelbſt weitere zwiſchen

den Leitern des Aufſtandes und den Generalen der Republik begonnenen Verhandlungen fortgeſetzt. Gegen das Ende des Directoriums, als man nicht mehr wußte, wem man eigentlich zu gehorchen hatte, war in der die Vendée bewachenden republikaniſchen Armee eine gewiſſe Schlaffheit, die an Treuloſigkeit grenzte, eingetreten, und mehr als ein republikaniſcher Offizier, an der längern Fortdauer der Republik zweifelnd, hatte ſeine Augen auf die royaliſtiſche Partei geworfen. Dadurch, daß General Bonaparte zur höchſten Würde im Staate gelangt war, hatten ſich, wie ſchon geſagt, alle Verhältniſſe geändert, und jene Verbindungen, die anfingen gefährlich zu werden, wurden jetzt im Gegentheile nützlich, und die Unterhandlungen nahmen eine andere Richtung. Die royaliſtiſchen Chefs, die früher die republikaniſchen Offiziere an ſich gezogen hatten, wurden jetzt ihrerſeits durch dieſelben Offiziere für die Regierung der Republik zu gewinnen geſucht. Man zeigte ihnen die geringe Hoffnung, die ſie hatten, den Sieger Italiens und Egyptens zu beſiegen, ſo wie die Ausſicht, unter ihm eine milde ausgleichende Regierung zu finden, die die Lage aller Parteien ruhig und erträglich machen würde. Dieſe Sprache blieb nicht ohne Erfolg. Es ſtand in dieſem Augenblicke an der Spitze der Weſtarmee ein kluger verſöhnlicher und erprobter General, den Hoche bei der erſten Beruhigung der Armee vielfach verwendet hatte; es war dies der General Hédouville. Er bemächtigte ſich all dieſer Fäden und erbot ſich, ſie in die Hände des erſten Conſuls zu legen.

Dieſer ergriff ſie ſogleich und beorderte den General Hédouville mit den Chefs der Vendée in Unterhandlung zu treten. Da ſie den General Bonaparte im Beſitz

der Gewalt wußten, ſo waren ſie dadurch ſehr eingeſchüchtert und zeigten ſich geneigt, ein Uebereinkommen zu treffen. Es war ſchwierig, augenblicklich eine Capitulation zu unterzeichnen und ſich über deren Artikel zu vereinen, aber ein Waffenſtillſtand bot nicht dieſelben Schwierigkeiten dar. Man erbot ſich auf der Stelle, einen ſolchen einzugehen. Die Regierung genehmigte denſelben und in wenig Tagen unterzeichneten die Hrn. von Chatillon, d'Autichamp und von Bourmont einen Waffenſtillſtand für die Vendée und einen Theil der Bretagne. Man kam überein, daß man ſich an Georg Cadoudal und an Hrn. von Frotté wenden und ihnen gleichfalls die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes für Morbihan und die Normandie vorſchlagen ſollte.

Dieſe Maßregel der Regierung hatte nicht auf ſich warten laſſen, denn ſie wurde zu Anfang des Frimaire, einige zwanzig Tage nach dem Amtsantritt der proviſoriſchen Conſuln in Vollzug geſetzt. Dieſelbe erweckte eine allgemeine Zufriedenheit und ließ die Beruhigung der Vendée weit näher glauben, als ſie wirklich ſein konnte. Gleichartige Gerüchte in Bezug auf die fremden Mächte ließen von dem glücklichen Stern des Generals Bonaparte eine ſchnelle Herſtellung des europäiſchen Friedens hoffen.

Wie wir ſchon bei Beginn dieſes Buches geſagt haben: Preußen und Spanien waren allein mit Frankreich in Frieden, das erſtere ſich ſtets kalt, das letztere durch die Gemeinſamkeit der Intereſſen ſtets beläſtigt zeigend. Rußland, Oeſterreich, England und alle die kleinen Mächte in Deutſchland wie in Italien unterhielten einen hartnäckigen Kampf mit der franzöſiſchen Republik. England, für das der Krieg nur eine Finanz-

frage war, hatte dieſelbe durch Einführung der Einkommenſteuer (Income-tax) für ſich bereits gelöst. Es wollte die Feindſeligkeiten fortſetzen, um die Zeit zu gewinnen, das von ihm blokirt gehaltene Malta einzunehmen und die von ihm ebenfalls blokirte Armee in Egypten vollends aufzureiben. Oeſterreich, im Beſitz ganz Italiens, wollte eher Alles wagen, als dieſe Eroberung wieder aufgeben. Aber der ritterliche Paul I., der ſich in einem Anfall von wahnſinnigem Enthuſiasmus in dieſen Krieg geſtürzt, hatte ſo eben die Demüthigung ſeiner Waffen bei Zürich erfahren und darob gegen alle Welt, beſonders aber gegen Oeſterreich, einen lebhaften Groll gefaßt. Man hatte ihn überredet, daß dieſe Macht allein die Urſache dieſes Unglücks ſei, denn deren Soldaten, die in Folge der getroffenen Uebereinkünfte an den Rhein marſchiren und den Ruſſen die Schweiz räumen ſollten, hatten zu ſchnell ihre Stellung bei Zürich verlaſſen und Korſakow allein Maſſenas Schlägen preisgegeben, der, nachdem er Korſakow beſiegt, mit Suwarow leichten Kaufs fertig wurde. Paul I. ſah darin das Verfahren eines ſchlechten Bundesgenoſſen, vielleicht auch eine Treuloſigkeit. Da das Mißtrauen einmal erregt war, ſo ſah er bald Alles in einem üblen Lichte. Er habe, ſagte er, nur die Waffen ergriffen, um die Schwachen gegen die Unterdrückung der Mächtigen zu ſchützen und die von der franzöſiſchen Republik geſtürzten Fürſten wieder auf ihren Thron zu ſetzen. Nun hatte aber Oeſterreich in ganz Italien ſein Banner aufgepflanzt und keinen der entthronten Fürſten dahin zurückgerufen. Er fing an zu begreifen, daß er, der aus reiner Hochherzigkeit handelte, ſeinen nur aus niedrigem Eigennutz handelnden Bundesgenoſſen gegen-

über, der Betrogene ſei. Wankelmüthig bis zum Uebermaß, gab er ſich eben ſo heftig ſeinen neuen Empfindungen hin, als er ſich früher den ganz entgegengeſetzten hingegeben hatte.

Ein letzter Umſtand hatte ihn aufs Aeußerſte erbittert, es wurde nämlich in Ancona die ruſſiſche Flagge abgeriſſen und durch die öſterreichiſche erſetzt. Es war dies nur der Fehler eines ſehr untergeordneten Offiziers, aber wie es ſich auch verhielt, die Erbitterung hierüber war äußerſt lebhaft. — Die Gefühle der abſoluten Fürſten kommen ungeachtet ihrer Anſprüche auf Heimlichkeit eben ſo ſchnell an den Tag, als die Gefühle der freien Völker, da die einen eben ſo wenig, wie die andern ſich ſelbſt beherrſchen können. In ganz Europa ward allmälig dies neue Ergebniß der Schlacht von Zürich bekannt und es war in der That nicht das am wenigſten glückliche für uns.

Oeſterreich und England hatten bei dieſer Nachricht ihre Aufmerkſamkeiten gegen Paul I. verdoppelt. Man hatte Suwarow den Unbeſiegbaren, wie man ihn nannte, bevor er Maſſena begegnet war, mit allen möglichen Auszeichnungen überhäuft, hatte aber dadurch eben ſo wenig den Schmerz des ruſſiſchen Generals als den Groll des Czars zu beſchwichtigen vermocht. Eine ganz neue Manifeſtation Pauls I. ließ hauptſächlich befürchten, daß er ſich bald von der Coalition losſagen werde.

In ſeinem erſten Eifer für die Coalition hatte er Spanien den Krieg erklärt, weil dieſe Macht mit uns gemeinſchaftliche Sache machte und es hätte wenig gefehlt, daß er auch Schweden, Dänemark und Preußen wegen ihrer Neutralität den Krieg erklärt hätte. Er hatte jede Verbindung mit Preußen abgebrochen. Seit

den letzten Ereigniſſen ſchien er jedoch gegen die Höfe, gegen die er anfangs ſo übel geſtimmt war, ſehr zuvorkommend zu ſein, und hatte namentlich erſt kürzlich einen vertrauten Diplomaten, Hrn. von Krüdener, nach Berlin geſandt. Derſelbe ſollte ſich zwar nur als einfacher Reiſender dahin begeben, hatte aber den geheimen Auftrag, die Verbindungen zwiſchen den beiden Höfen wieder herzuſtellen.

Wir hatten damals zu Berlin einen gewandten und umſichtigen Diplomaten, Hr. Otto, der in der Folge ſeinen Namen an die wichtigſten Verhandlungen jener Zeiten zu knüpfen wußte. Er hatte die Regierung von der neuen Wendung der Dinge unterrichtet. Es lag klar am Tage, daß, wenn man mehr zum Frieden als zum Kriege geneigt war, der Schlüſſel der Verhältniſſe in Berlin ſei. Spanien, durch ſeine geographiſche Lage, ſo wie durch ſeine ohnmächtige Regierung ans äußerſte Ende Europas und der Politik geſtellt, konnte hier von keinem Nutzen ſein. Preußen dagegen, das in Mitte der kriegführenden Mächte gelegen, ungeachtet ihres lebhaften Drängens, doch neutral geblieben war, zwar anfänglich von den in dem erſten Eifer der Coalition befindlichen Mächten übel angeſehen, in der Folge aber beſſer beurtheilt wurde, — Preußen wurde ein Hauptpunkt alles Einfluſſes, beſonders ſeit ſich ihm Rußland wieder anzuſchließen ſchien. Was man früher als Kleinmüthigkeit bezeichnet hatte, fing jetzt als Klugheit zu gelten an. Sobald dieſer Hof die Rolle, die ihm die Ereigniſſe zutheilen zu wollen ſchienen, mit Macht ergriff, konnte er als Vermittler zwiſchen Frankreich und Europa dienen, ja ſeine Vermittlung ſogar auferegen; ein Verfahren, das in der Folge ſo oft und mit

ſo viel Erfolg angewandt wurde, und wodurch man, indem man zu rechter Zeit zwiſchen zwei ermüdeten Gegnern intervenirt, alle Früchte eines nicht ſelbſt geführten Krieges, ſo wie des Friedens, den man dictirt, für ſich erntet. Wenn Preußen es gewagt hätte, dieſe Rolle zu übernehmen, ſo würde es ſeit Friedrich des Großen Zeiten keine ſchönere geſpielt haben.

Auf dem preußiſchen Throne befand ſich in dieſer Epoche ein junger, rechtlicher, gutgeſinnter König, der den Frieden leidenſchaftlich liebte und nie aufhörte, den Fehler, den ſein Vater begangen, indem er in einem tollen Kriege gegen die franzöſiſche Republik den von Friedrich dem Großen hinterlaſſenen Ruhm, ſo wie deſſen aufgehäuften Schätze vergeudete, bitter zu beklagen. Da er gegenwärtig die freundlichen Verhältniſſe mit der franzöſiſchen Republik hergeſtellt hatte, ſo benützte er dieſelben, um die von ſeinem Großonkel hinterlaſſenen und von ſeinem Vater vergeudeten Hülfsquellen beſtmöglichſt wieder herzuſtellen. Um den König war Hr. von Haugwitz, ein geiſtreicher, gewandter Miniſter, der das Talent, Schwierigkeiten zu umgehen, im höchſten Grade beſaß, wie ſein Herr den Frieden liebte, aber ehrgeiziger als derſelbe, glaubte, daß man aus einer gut geleiteten Neutralität für Preußen weit größere Vortheile, als aus dem Kriege ſelbſt ziehen könnte. Dies konnte damals ganz ſeine Richtigkeit haben. Er drang daher lebhaft in ſeinen König, thätig die Rolle des Vermittlers und Friedensſtifters des Continents zu ergreifen. Dieſe Rolle war ohne Zweifel für den jungen und ſchüchternen Friedrich Wilhelm eine große Aufgabe, aber dieſer Fürſt konnte ſie immerhin in einer größern oder geringern Ausdeh-

nung übernehmen wird, und wenn nicht ganz, doch einen Theil derſelben erfüllen.

General Bonaparte hatte dieſe Verhältniſſe kaum überblickt, als er ſich beeiferte, gegen den preußiſchen Hof freundlich zu thun. War es ihm früher gelegen, Mitglied der Akademie zu ſein, um nur in dieſer Eigenſchaft bei gewiſſen Feierlichkeiten, namentlich bei jenen vom 21. Januar zu erſcheinen, wo er nicht als politiſche Perſon auftreten wollte; ſo war es ihm jetzt bequem, General zu ſein und Adjutanten überall hinſenden zu können, wohin es ihm gut dünkte. Er faßte den Gedanken, dem Beiſpiele der Fürſten, welche, wenn ſie den Thron beſteigen, ihren Regierungsantritt durch hohe Würdenträger ankündigen laſſen, zu folgen. Er that das Nämliche, nur mit weniger Prunk, indem er einen ſeiner Adjutanten nach Berlin ſchickte, was ein rein militäriſches Staatsoberhaupt ſich wohl erlauben durfte, ohne den Anſchein zu haben, als überſchreite er ſeine Rolle. Unter denen, welche jene Stelle in ſeinen Dienſten bekleideten, war ein Mann von Lebensklugheit, Vorſicht und ſcharfem Verſtande, der mit einem angenehmen Aeußern einen vollendeten Anſtand vereinigte; es war Duroc, der mit ſeinem General aus Egypten zurückgekehrt war; ein Wiederſchein von dem Ruhme der Pyramiden glänzte auf ſeiner Stirne. Der neue Conſul befahl ihm, ſich alsbald nach Berlin zu begeben, dort den König und die Königin von Preußen zu beglückwünſchen, ſich lediglich als mit einer Sendung der Courtoiſie und Ehrerbietung beauftragt, vorzuſtellen, dabei aber die Gelegenheit zu benutzen, um die letzte Umwälzung in Frankreich zu erklären, ſie als eine Rückkehr zur Ordnung, zu allen geſunden Ueberlieferun=

gen, vor Allem zu friedfertigen Geſinnungen zu ſchildern. Duroc ſollte dem jungen Könige ſchmeicheln und ihm zu verſtehen geben, daß man ihn, wenn er wolle, gern zum Vermittler des künftigen Friedens machen werde. Die Republik, geſtützt auf die Siege vom Texel und von Zürich, und auf alle diejenigen, deren Unterpfand für die Zukunft der Name des General Bonaparte war, durfte, ohne Beſorgniß für ihre Würde, mit dem Oelzweig des Friedens in der Hand auftreten.

Zugleich mit Durocs Sendung nach Berlin, traf General Bonaparte im Namen der proviſoriſchen Conſuln mehrere Verfügungen, welche nach Außen die nämliche Bedeutung haben mußten. Zunächſt berief er nunmehr Hrn. von Talleyrand, deſſen Ernennung er einige Zeit verzögert hatte, in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Man konnte für dieſe Stelle keinen Mann finden, der verſöhnlicher und mehr geeignet geweſen wäre, mit Europa zu unterhandeln, geſchickter ihm zu gefallen, ſelbſt ihm zu ſchmeicheln, ohne der hohen Stellung des franzöſiſchen Cabinettes etwas zu vergeben. Wir werden ſpäter Anlaß finden, dieſen eigenthümlichen und merkwürdigen Charakter zu ſchildern; für jetzt genüge die Bemerkung, daß ſchon die Wahl dieſer Perſönlichkeit allein den klaren Beweis lieferte, daß man — nicht etwa von der Kraft zur Schwäche, wohl aber von der Politik der Leidenſchaften zu der Politik der Berechnung überging. Alles, bis auf die ausgeſuchte Eleganz der Lebensweiſe, die Hrn. Talleyrand eigen war, — Alles war Vortheil für die neue Stellung, die man in Beziehung auf die auswärtigen Mächte einnehmen wollte.

Ganz in dem nämlichen Geiſte beſetzte General

Bonaparte noch einige andere diplomatiſche Poſten. Obgleich Hr. Otto, Geſchäftsträger in Berlin ſeit Hr. Sieyès dieſen Poſten verlaſſen hatte, ein ausgezeichneter Agent war, ſo war er doch nur blos Geſchäftsträger. Man wies ihm eine andere Beſtimmung an, in welcher er ſich bald ſehr nützlich erwies, und ernannte zum Miniſterreſidenten in Berlin General Beurnonville, einen alten Freund von Lafayette, der lange in öſterreichiſcher Gefangenſchaft geweſen, ein Mitglied der Minorität des franzöſiſchen Adels, welche ſich im Jahre 1789 der Sache der Revolution aufrichtig angeſchloſſen hatte. General Beurnonville war ein gerader Militär, redlich, offen, gemäßigt in ſeiner Geſinnung und ganz geeignet, die neue Regierung gut zu vertreten. Gegen Oeſterreich, wo er lange gefangen geweſen, hegte er einen Haß, der ihm in Berlin Vorſchub leiſtete, wo man hinſichtlich jener Macht ungefähr die nämlichen Gefühle nährte, wie zur Zeit des großen Friedrich.

In Madrid war Frankreich von einem ehemaligen Demagogen vertreten, der ohne allen Einfluß in der diplomatiſchen Laufbahn, in welche ihn die Ereigniſſe zufällig geworfen, keinen Namen zurückgelaſſen hat. Man erſetzte ihn durch ein Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, einen lebensklugen, geiſt- und kenntnißreichen Mann, welcher in der Diplomatie jener Zeit eine ehrenvolle Rolle ſpielte; es war H. Alquier. —

Für Kopenhagen endlich, wo die von England offen verletzten Grundſätze der Neutralität zur See Gefühle zu unſern Gunſten wecken konnten, welche zu pflegen rathſam war, ernannte man Hrn. Bourgoing an die Stelle eines gewiſſen Grouvelle, einer Creatur des Directoriums. Dieſe Wahlen waren alle vortrefflich

und vollkommen geeignet, den Geiſt der Klugheit und Mäßigung, welcher in den Beziehungen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten vorzuwalten begann, kund zu geben.

Mit dieſen Wahlen wollten die Conſuln noch einige weitere Handlungen verbinden, welche als Antwort auf einen an den europäiſchen Höfen ſtark verbreiteten Vorwurf dienen konnten, der darin beſtand, daß die franzöſiſche Republik das Völkerrecht und die mit ihr abgeſchloſſenen Verträge fortwährend verletze. Zwar hatte ſie das Völkerrecht und die Verträge weit weniger verletzt, als Oeſterreich, England und alle mit ihr im Kriege befindlichen Höfe; allein es war üblich geworden zu behaupten, man könne nicht verkehren mit einer wandelbaren, leidenſchaftlichen Regierung, die immer durch neue Männer vertreten ſei, welche ſich nie gebunden glaubten, weder durch ihre Verpflichtungen noch durch die Sätze des europäiſchen Völkerrechts. Der Vorwurf konnte mit mehr Grund den europäiſchen Cabinetten zurückgegeben werden, welche Schlimmeres gethan hatten, ohne ſich mit den revolutionären Leidenſchaften oder mit beſtändigem Regierungswechſel entſchuldigen zu können. Um einen beſſern Begriff von der Politik der Conſuln zu geben, übte General Bonaparte zunächſt Gerechtigkeit für die unglücklichen Malteſer Ritter, denen man bei der Beſitzergreifung ihrer Inſel verſprochen hatte, diejenigen unter ihnen, welche der franzöſiſchen Zunge angehörten, in Frankreich nicht als Ausgewanderte zu behandeln. Bisher hatten ſie, ſowohl für ihre Perſonen als für ihr Vermögen, nicht zum Genuſſe dieſer Capitulationsbedingung gelangen können. General Bonaparte ließ

ihnen die Wohlthat der Capitulation vollſtändig angedeihen.

Er verfügte bezüglich Dänemarks eine Maßregel wohlwollender Billigkeit, welche die beſte Wirkung that. In den franzöſiſchen Häfen lagen viele däniſche Schiffe, auf welche unter dem Directorium in Folge der Repreſſalien gegen die Neutralen Beſchlag (Embargo) gelegt worden war. Man warf den Neutralen vor, daß ſie die Rechte der Neutralität zur See bei ihren Schiffen nicht behaupteten, daß ſie dieſelben von den Engländern durchſuchen und franzöſiſches Eigenthum an Bord wegnehmen ließen. Das Directorium hatte erklärt, man werde ſie gerade die nämliche gewaltthätige Behandlung erdulden laſſen, die ſie von Seiten der Engländer ertragen würden, um ſie zu zwingen, die Grundſätze des Völkerrechts, kraft deren ſie die See befuhren, kräftiger zu vertheidigen. Dies wäre allerdings gerecht geweſen, wenn ſie die Kraft, ſich Achtung zu verſchaffen, gehabt, aber nicht angewendet hätten; allein die Armen thaten, was ſie konnten, und es war hart, ſie für die Gewaltthätigkeiten von der einen Seite durch Gewaltthätigkeit von der andern zu ſtrafen. In Folge dieſes Syſtems hatte man viele ihrer Kauffahrer in Beſchlag genommen. General Bonaparte ließ ſie alle frei, zum Zeichen einer billigeren und gemäßigteren Politik.

Duroc gelangte ſchnell an den Ort ſeiner Sendung, nach Berlin, und wurde von Hrn. Otto, welcher ſich noch dort befand, vorgeſtellt. Nach den ſtrengen Vorſchriften der Etikette konnte Duroc, als bloßer Adjutant, nicht in unmittelbare Verbindung mit dem Hofe gebracht werden. Doch alle dieſe Vorſchriften wurden bei einem an die Perſon des General Bonaparte atta=

chirten Offizier bei Seite geſetzt. Er wurde von dem Könige und von der Königin empfangen und beſtändig nach Potsdam eingeladen. Die Neugier hatte an dieſer Zuvorkommenheit ſo viel Antheil wie die Politik, denn der Ruhm hat, außer ſeinem Glanze, auch noch ſeine materiellen Vortheile in den Geſchäften. Den Adjutanten Duroc ſehen und hören, war gewiſſermaßen eine, wenn auch entfernte Annäherung an den außerordentlichen Mann, welcher die Welt von ſich reden machte. Duroc hatte die Schlachten bei den Pyramiden, bei dem Berge Tabor und bei Abukir mitgemacht. Man richtete tauſend Fragen an ihn und er antwortete ohne Uebertreibung, mit Maß und Einfachheit. Er erſchien ſanft, höflich, beſcheiden, ſeinem General tief ergeben und erweckte den vortheilhafteſten Begriff von dem Benehmen, welches der General ſeiner ganzen Umgebung einprägte. Durocs Erfolg in Berlin war vollſtändig. Die Königin bezeigte ihm das größte Wohlwollen und allerwärts fing man an, von der franzöſiſchen Republik günſtiger zu ſprechen. Duroc fand den jungen König ganz vergnügt, daß ſich endlich in Paris eine ſtarke und gemäßigte Regierung gebildet habe; geſchmeichelt vor Allem dadurch, daß er Gegenſtand gleichzeitiger Bewerbungen Rußlands und Frankreichs war; ſehnlich wünſchend, die Rolle des Vermittlers zu ſpielen, wobei freilich der Wunſch ſtärker war als die Kraft, doch voll Eifer und Drang, die Rolle zu erfüllen.

Der Erfolg dieſer Sendung beſchäftigte die Höfe Europas und hallte ſelbſt in Paris wieder. Der Gedanke an einen nahen Frieden verbreitete ſich allmälig in den Gemüthern. Ein Umſtand, der vielen Schein

für ſich, aber wenig Bedeutung in ſich hatte, trug weſentlich zur Verbreitung jenes Gedankens bei. Die franzöſiſchen und öſterreichiſchen Heere ſtanden längs des Rheines und auf den Höhen der Alpen und Apenninen einander gegenüber. Am Rhein hemmte ein hinreichend ſtarkes Hinderniß jede ernſtliche Operation; denn ein Rheinübergang, von einer oder von der andern Seite, war ein bedeutendes Unternehmen, welches man nur alsdann ausführt, wenn man ins Feld rücken will. Man war aber im Frimaire, das heißt, im Dezember, und durfte alſo nicht daran denken. Scharmützel an den Ufern des Stromes hätten daher auch nur zu unnützem Blutvergießen geführt. Man ſchloß alſo für dieſe Grenze einen Waffenſtillſtand. An der Grenze der Alpen und Apenninen verhielt es ſich anders. In dieſem durchbrochenen Lande konnte eine wohlüberdachte Operation in dieſem oder jenem Thale eine für die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten beneidenswerthe Stellung verſchaffen. Man wollte ſich daher auf dieſer Seite die Hände nicht binden und es trat dort kein Waffenſtillſtand ein. Allein man beachtete nur den, welcher am Rhein unterzeichnet worden war und rechnete unter die günſtigen Aenderungen, welche man damals von der neuen Regierung freudig hoffte, die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit eines nahen Friedens.

Wenn ein Staat leidet, ſo iſt immer ein wirkliches Uebel und ein eingebildetes vorhanden; das Letztere trägt dazu bei, das andere unerträglich zu machen. Es iſt ſchon viel, wenn man das eingebildete Uebel heben kann, denn man mildert dadurch den Schmerz des wirklichen und verſchafft dem Leidenden die Geduld,

die Heilung abzuwarten, vorzüglich aber die Neigung, ſich derſelben zu unterziehen. Unter dem Directorium war es eine ausgemachte Sache, nichts mehr von einer ſchwachen, in der Achtung geſunkenen Regierung zu erwarten, welche, um die Factionen im Zaume zu halten, gewaltthätig verfuhr, ohne auch nur einen von den Vortheilen, welche die Kraft gewährt, zu erlangen. Man nahm bei ihm Alles von der ſchlimmen Seite, man wollte nichts Gutes von ihm erwarten, man wollte nicht einmal daran glauben, wenn es zufällig ein wenig Gutes hervorbrachte. Der Sieg, welcher ihm in den letzten Tagen ſeines Daſeins wieder treu zu werden ſchien, der Sieg, der Andern Ruhm gebracht hätte, hatte ihm nicht einmal Achtung verſchaffen können.

Als General Bonaparte, von welchem man Alles, was Erfolg hieß, zu erwarten ſich gewöhnt hatte, in die Regierung trat, änderte ſich die Stimmung. Das eingebildete Uebel war geheilt, man hatte Vertrauen, man nahm Alles von der guten Seite. Die Handlungen waren allerdings gut an ſich; es war gut, die Geißeln zu befreien, die Prieſter frei zu geben, friedfertige Geſinnungen gegen Europa zu zeigen; allein was mehr war, — man zeigte ſich geneigt, ſie als gut zu betrachten. Ein Zeichen der Annäherung wie die Annahme eines Adjutanten, ein Waffenſtillſtand ohne Bedeutung wie der am Rhein, galten ſchon als Unterpfänder des Friedens. Das iſt die Zauberkraft des Vertrauens! Das Vertrauen iſt Alles für eine neue Regierung und zu der Regierung der Conſuln beſtand es grenzenlos. Daher floß auch Geld in die Staatskaſſe und von da zu den Heeren, welche zufrieden mit

den erſten Erleichterungen, die auf ſpäter verſprochenen mit Geduld erwarteten. Einer Kraft, die jedem Widerſtand überlegen galt, fügten ſich die Parteien; die Unterdrücker mit Verzichtleiſtung auf ferneren Druck; die Unterdrückten mit dem Vertrauen, nicht länger gedrückt zu werden. Viel Gutes war geſchehen; aber Alles, was die Zeit noch nicht erlaubt hatte zu thun, fügte die Hoffnung hinzu.

Ein Umſtand verbreitete ſich nach allen Seiten auf die täglichen Ausſagen derjenigen, welche mit dem jungen Conſul gearbeitet hatten; man ſagte, daß dieſer Krieger, über welchen man keinen Feldherrn der Gegenwart, und faſt keinen der Vergangenheit ſtellte, außerdem auch ein vollendeter Staatsverwalter, ein tiefer Politiker ſei. Alle Fachmänner, mit denen er ſich umgeben, die er aufmerkſam angehört, oft durch ſeine treffende und raſche Auffaſſung ins Klare gebracht hatte, die er außerdem gegen Widerſtand jeder Art geſchützt hatte, verließen ihn unterjocht und von Bewunderung ergriffen. Sie äußerten dies um ſo lieber, da es nach einigen Tagen Mode geworden war, es zu denken und zu ſagen. Man ſieht zuweilen ein falſches Verdienſt, dem es gelungen iſt, das Publikum einen Augenblick zu gewinnen, die Gemüther berücken und ihnen die unglaublichſten Uebertreibungen entlocken; zuweilen aber gelingt es auch dem wahren Verdienſt, dem Genie, dieſe Art von Laune zu wecken und die Laune wird dann zur Leidenſchaft. Erſt ſeit einem Monate hatte General Bonaparte die Leitung der Geſchäfte übernommen, und ſchon war der Eindruck, welchen ſein mächtiger Geiſt rings um ſich her bewirkt hatte, tief und allgemein. Der gute Roger=Ducos konnte damit gar

nicht fertig werden; der witzige Sieyès, der wenig Luſt hatte, der Mode nachzugeben, beſonders wenn er nicht ihr Liebling war, erkannte die Ueberlegenheit, die Allſeitigkeit dieſes Regierungsgenies und brachte ihm die reinſte Huldigung dar, indem er ihn gewähren ließ. Zu den Lobſpendern aus Ueberzeugung geſellten ſich die Lobſpender aus Eigennutz, die in General Bonaparte mit Zuverläſſigkeit das Oberhaupt der neuen Republik ſahen und deshalb dem Ausdrucke ihrer Begeiſterung weder Maß noch Ziel ſetzten. Unter ſeinen, übrigens ganz aufrichtigen Staatsmännern hatte General Bonaparte die Herren von Talleyrand, Regnault de St. Jean d'Angely, Röderer, Boulay (von der Meurthe), Defermon, Réal, Dufresne u. ſ. w., welche überall äußerten, daß man eine ſolche Raſchheit, eine ſolche Sicherheit, einen ſo umfaſſenden Geiſt, eine ſo ſtaunenswerthe Thätigkeit noch niemals geſehen habe; und es iſt ganz richtig, daß ſeine Leiſtungen in Monatsfriſt in allen Zweigen der Regierung unermeßlich waren, und daß die Wirklichkeit, was ſelten vorkömmt, diesmal den Erfindungen der Schmeichelei gleich kam.

Allerſeits betrachtete man ihn als den Mann, welchen die neue Verfaſſung mit dem Haupttheil der vollziehenden Gewalt bekleiden müſſe. Zu Ehren der rechtlichen Leute jener Zeit muß anerkannt werden, daß man von einem Cromwell nichts wiſſen wollte; auch ſagten die Freunde des Generals ganz laut, daß die Rollen eines Cäſar, eines Cromwell, abgenutzt ſeien, unwürdig des Genius und der Tugenden von Frankreichs jungem Heilande. Man wollte nur, daß eine genügende Vereinigung von Staatsgewalt in ſeinen Händen, mit gewiſſen Bürgſchaften für die Freiheit, es ihm möglich

mache, die Republik glücklich und großartig zu regieren. Dies war der Wunſch der gemäßigten Revolutionäre, welche damals die Mehrzahl bildeten. Die überſpannten Revolutionäre, welche feſt dabei blieben, in dem jungen General einen Cromwell und einen Cäſar zu ſehen, wünſchten doch, um ihren Kopf oder ihre Nationalgüter ſicher zu ſtellen, daß er Zeit erhalte, die Bourbons und die Oeſterreicher zu entfernen. Die Royaliſten verlangten von ihm, daß er ſie vor den Revolutionären ſchütze und die Staatsgewalt wieder aufbaue; ſie hegten ſogar eine unbeſtimmte Hoffnung, er werde ſie ihnen nach dem Wiederaufbau zurückgeben und waren für dieſen Fall geneigt, ihm die Rückerſtattung zu lohnen, nöthigenfalls ſogar mit der Stelle eines Connetable Ludwig des XVIII.

So räumte ihm Jedermann die Obergewalt ein, mehr oder weniger vollſtändig, für längere oder kürzere Zeit und aus verſchiedenen Beweggründen. Der neue Geſetzgeber Sieyès hatte ihm daher in der Verfaſſung, welche er ausarbeitete, ſeinen Platz anzuweiſen. Aber Hr. Sieyès war ein dogmatiſcher Geſetzgeber, der für die Natur der Dinge, wenigſtens wie er ſie begriff, arbeitete, aber nicht für die Umſtände, noch weniger für einen Mann, wer dieſer auch ſein mochte. Man wird darüber nach dem Folgenden ſelbſt urtheilen können.

Während ſein unermüdlicher Amtsgenoſſe regierte, hatte ſich Hr. Sieyès endlich mit der ihm zugewieſenen Aufgabe befaßt, Frankreich eine Verfaſſung zu geben. — Nicht eine jener ſchnell vergänglichen, jener lächerlichen Erzeugniſſe der Unwiſſenheit und der Leidenſchaften der Parteien, ſondern eine weiſe auf der Beobachtung der Geſellſchaften und den Lehren der Erfahrung beruhende

Verfaſſung, — war der Traum ſeines Lebens. Damit beſchäftigte er ſich unabläſſig in ſeinen einſamen, ſorgenvollen Betrachtungen.

Daran hatte er gedacht, inmitten der aufrichtigen aber unüberlegten Ergießungen der conſtituirenden Verſammlung, inmitten der düſtern Wuthausbrüche des Convents, inmitten der Schwächen des Directoriums. In jedem Zeitabſchnitte hatte er ſein Werk umgearbeitet; endlich war es zu einer feſten Geſtaltung gelangt, und einmal fertig, wollte er an ſeinem Plane nichts ändern. Er wollte nichts davon den Zeitumſtänden zum Opfer bringen, nicht einmal dem Hauptumſtande, dem General Bonaparte, dem man doch einen Platz bereiten mußte, in einer Weiſe, welche dem Genie und dem Charakter deſſen, der ihn einnehmen ſollte, angemeſſen war.

Dieſer eigenthümliche Geſetzgeber, der immer nachdachte, aber nicht viel mehr ſchrieb als handelte, hatte ſeine Verfaſſung niemals zu Papier gebracht. Sie ſtand in ſeinem Kopfe und es galt, ſie heraus zu bringen. So lebhaft er wünſchte, ſie äußerlich geſtaltet und zum Geſetz erhoben zu ſehen, ſo war dies für ihn doch nicht leicht. Man drang ſtark in ihn, die Verfaſſung bekannt zu machen, und er entſchloß ſich endlich, ſeine Gedanken einem Freunde, Hrn. Boulay de la Meurthe, mitzutheilen, der es übernahm, ſie nach Maßgabe der Unterredungen zwiſchen ihnen beiden, niederzuſchreiben. So nur konnte das merkwürdige Geiſteswerk mit Genauigkeit aufgefaßt und für die Nachwelt aufbewahrt werden, — nach Verdienſt.

Hr. Sieyès hatte eine mächtige Geiſtesanſtrengung gemacht, um Republik und Monarchie zu vereinbaren, um von der Einen wie von der Andern zu borgen,

was ſie Nützliches und Nothwendiges hatten; indem er aber von ihnen borgte, traute er keiner von beiden. Er hatte die äußerſten Vorſichtsmaßregeln getroffen, einerſeits gegen die Demagogie, anderſeits gegen die königliche Gewalt. Auf dieſe Weiſe hatte er ein gelehrtes und complizirtes Werk geſchaffen, worin aber alle Theile im Zuſammenhang ſtanden; wurde dieſe Verfaſſung durch und für den General Bonaparte umgearbeitet und dadurch des einen ihrer Gegengewichte beraubt, ſo konnte ſie, gegen die Abſicht ihres Urhebers, ganz einfach auf den Despotismus hinauslaufen.

Hr. Sieyès war bei ſeinen Combinationen vor Allem darauf bedacht geweſen, ſich vor den demagogiſchen Leidenſchaften zu wahren. Ohne die Nation der unbegrenzten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, von der ſie einen für ſie ſelbſt ſo unglücklichen Gebrauch gemacht hatte, ganz zu entkleiden, wollte er ihr eine Macht laſſen, die ſie nicht mißbrauchen konnte. Ein Wort, welches vielleicht zum erſtenmal in aller Leute Mund war, das Wort: Repräſentativ-Regierung gibt einen genauen Begriff von der Stimmung der Gemüther in jener Zeit. Unter dieſem Worte verſtand man, daß die Nation nur durch Mittelsperſonen an ihrer Regierung theilnehmen, das heißt, daß ſie repräſentirt (vertreten) ſein ſolle; und zwar, — es wird ſich zeigen, — wollte man nur eine ſehr mittelbare Vertretung.

Die Wahlen unter dem Directorium hatten der Reihe nach bald die Royaliſten bald die Jakobiner herbeigeführt und man hatte mit Gewalt jene am 18ten Fructidor, dieſe am 22. Floréal ausſchließen müſſen. Daher war auch das Wahlſyſtem, beſonders das Syſtem

der directen Wahlen Jedermann in hohem Grade verdächtig. Hätte man es gewagt, die Geſammtzahl der Wähler auf 150,000 bis 200,000 zu beſchränken, vielleicht würde man noch einmal verſucht haben, den Wahlbewegungen Trotz zu bieten. Aber eine Wahlkörperſchaft, ungefähr nach dem Verhältniſſe der gegenwärtigen, hätte die Gemüther verletzt, ohne ſie zu beruhigen. Zweimalhunderttauſend Wähler für eine Nation, welche eben noch im Genuſſe des allgemeinen Stimmrechtes war, hätten für eine Ariſtokratie gegolten; auf der andern Seite wären Wähler, ſo gering auch ihre Anzahl ſein mochte, welche ihre Bevollmächtigten unmittelbar ernannten und allen Leidenſchaften des Augenblickes nachzugeben nicht gehindert waren, als eine neue Quelle der beſtändigen Reactionen erſchienen, von denen man unter dem Directorium Zeuge geweſen war. Die directe, aber beſchränkte Wahl, wie ſie gegenwärtig in Frankreich beſteht, lag daher außer aller Berechnung. Herr Sieyès hatte ſich mit ſeinem gewohnten Dogmatismus einen Grundſatz gebildet: „Das Vertrauen — ſagte er — muß von unten kommen und die Macht von oben.“ Um dieſen Grundſatz ins Leben zu führen, hatte er das Syſtem der Volksvertretung erdacht, welches in überſichtlicher Darſtellung hier folgt.

Jeder, der 21 Jahre alt und Franzoſe iſt, muß ſich, wenn er ſeine Rechte ausüben wollte, in eine Liſte eintragen laſſen, welche man Bürgerliſte nannte. Dies konnte eine Anzahl von fünf bis ſechs Millionen Bürgern ergeben, welche zur Ausübung ihrer politiſchen Rechte zugelaſſen waren. Sie ſollten ſich nach Arrondiſſements (eine Bezirkseintheilung, welche noch nicht beſtand, aber vorgeſchlagen werden ſollte) verſammeln

und je den zehnten Mann aus ihrer Mitte ernennen. Dieſe Ernennung des zehnten Mannes mußte eine erſte Liſte von fünf bis ſechsmalhunderttauſend Perſonen geben. Dieſe ſollen ihrerſeits in Departements-Verſammlungen ſich vereinigen und wiederum den zehnten Mann aus ihrer Mitte wählen, woraus eine zweite Liſte von 50 bis 60,000 Bürgern zu bilden war. Eine letzte Auswahl unter dieſen, wiederum von Einem unter Zehn, bildete die letzte Liſte, welche ſomit auf fünf bis ſechstauſend Candidaten beſchränkt war. Die drei Liſten hießen Notabelnliſten (listes de notabilité).

Die erſte, von fünf bis ſechsmalhunderttauſend Perſonen hieß die Liſte der Gemeindenotabeln (liste de la notabilité communale); aus ihr ſollten die Mitglieder der Gemeindeverwaltungen, der Arrondiſſements-Räthe und die entſprechenden Verwaltungsbeamten, wie Gemeindevorſteher, die Beamten, welche man jetzt Unterpräfekten nennt, die Richter erſter Inſtanz u. ſ. w. genommen werden. Die zweite Liſte, von fünfzig bis ſechszigtauſend Perſonen, hieß die Liſte der Departementsnotabeln (liste de la notabilité départementale) und aus ihr waren die Mitglieder der Departements-Räthe, die Beamten, welche man jetzt Präfekten nennt, die Appellationsrichter u. ſ. w. kurz, ſämmtliche Beamte dieſer Kategorie zu entnehmen. Die dritte und letzte Liſte endlich, von fünf bis ſechstauſend Perſonen, bildete die Liſte der Notabeln der Nation (liste de la notabilité nationale) und aus ihr mußten alle Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, alle höheren Staatsbeamten, Staatsräthe, Miniſter, Räthe am Caſſationshof u. ſ. w. genommen werden.

Um von dieſer Nationalvertretung, die unten breit,

oben ſchmal war, eine deutliche Vorſtellung zu geben, verglich ſie Hr. Sieyès mit einer geometriſchen Figur und nannte ſie eine Pyramide.

Hieraus erhellt, daß Hr. Sieyès der Nation keineswegs das Recht gab, ihre Vertreter und Regierungsbeamten ſelbſt zu wählen, ſondern ihre Rolle auf die Fertigung einer Candidatenliſte beſchränkte, aus welcher man die Vertreter des Landes ſo wie die Agenten der Regierung zu ſchöpfen hatte. Alljährlich ſollte ſich die Maſſe der Bürger verſammeln, um die Namen der Unwürdigen aus den Liſten zu ſtreichen und durch andere zu erſetzen. War dieſes Ernennungsrecht einerſeits ein ſehr mittelbares, ſo iſt doch zu bemerken, daß es auf der andern Seite nicht nur die Mitglieder der berathenden Verſammlungen, ſondern auch die Vollzugsbeamten umfaßte. Es war weniger und mehr als was in dem monarchiſchen Repräſentativſyſtem gewöhnlich beſteht. Beamte für ganz ſpecielle Verrichtungen, welche das öffentliche Vertrauen nicht erheiſchen, wie z. B. Rechnungsbeamte; ferner ſolche, deren Berufsgeſchäfte ſo ſchwierig ſind, daß man fähige Leute, wenn ſie zu haben ſind, nehmen muß, wo man ſie immer findet, wie Generale und Geſandte; ſolche Beamte mußten nicht nothwendig aus den Notabelnliſten genommen werden.

Wir haben eben gezeigt, wie Hr. Sieyès nach ſeinem Grundſatze das Vertrauen von unten kommen ließ; nun wollen wir auch zeigen, wie er die Macht von oben herabſteigen ließ.

Beherrſcht von den Eindrücken des Augenblicks, fürchtete er das Wählen, weil er geſehen hatte, wie leidenſchaftliche Wähler eben ſo leidenſchaftliche Vertreter

wählten. Er verzichtete mithin darauf und wollte, daß die geſetzgebende und die vollziehende Gewalt aus den durch das öffentliche Vertrauen gebildeten Notabelnliſten ihre eigenen Mitglieder ernennen, alſo ſich ſelbſt bilden dürften. Er ſetzte ihnen keine weitere Schranke als die Auswahl aus den Notabelnliſten. Bevor wir jedoch die Art der Ernennung zu den Zweigen der Staatsgewalt mittheilen, müſſen wir ihre Organiſation beſchreiben.

Die geſetzgebende Gewalt ſollte in folgender Weiſe organiſirt werden: zuerſt der eigentliche geſetzgebende Körper, zwiſchen zwei gegenüberſtehenden Körperſchaften, dem Tribunat und dem Staatsrath; ferner, für ſich und höher ſtehend, der Erhaltungsſenat.

Der geſetzgebende Körper ſollte aus 300 Mitgliedern beſtehen, welche die Verhandlungen über die Geſetze anhören, nicht ſelbſt verhandeln, ſondern ſchweigend abſtimmen ſollten. Von wem und wie die Verhandlungen gepflogen werden ſollten, ergibt ſich aus folgendem:

Einem Körper von 100 Mitgliedern, Tribunat genannt und beſtimmt, in dieſer Verfaſſung den liberalen, nach Neuerung ſtrebenden, widerſprechenden Geiſt zu vertreten, wurden die Geſetze mitgetheilt; er pflog darüber öffentliche Verhandlung und faßte einen Beſchluß, lediglich um zu ermitteln, ob er bei dem geſetzgebenden Körper für die Annahme oder für die Verwerfung zu wirken habe. Alsdann ernannte er drei Mitglieder, um die Meinung, welche in ſeiner eigenen Mitte die Mehrheit erlangt hatte, vor dem geſetzgebenden Körper zu vertheidigen.

Ein Staatsrath, der Urſprung des gegenwärtig beſtehenden, aber reicher an Bedeutung und Befugniſſen, ſtand der Regierung zur Seite, um die Geſetze zu ent=

werfen; er legte ſie dem geſetzgebenden Körper vor und ſendete drei Mitglieder, um ſie contradictoriſch gegen die Mitglieder des Tribunats zu erörtern. So ſprach alſo der Staatsrath für, das Tribunat gegen das Geſetz (falls es für die Verwerfung geſtimmt hatte) und der geſetzgebende Körper entſchied ſchweigend über Annahme oder Verwerfung. Seine Zuſtimmung allein gab den Vorſchlägen der Regierung die Eigenſchaft von Geſetzen. Der Staatsrath hatte außerdem die Geſetze durch die erforderlichen Vollzugsverordnungen zu ergänzen.

Zuletzt kam noch der Senat. Dieſer Körper, aus 100 Mitgliedern beſtehend, nahm an der bezeichneten geſetzgebenden Thätigkeit keinen Antheil. Seine Aufgabe war, aus eigenem Antriebe oder auf Anzeige des Tribunats, jedes Geſetz oder jede Regierungsverfügung zu caſſiren, welche er für verfaſſungswidrig hielt. Aus dieſem Grunde nannte er ſich Erhaltungsſenat (senat conservateur). Er ſollte aus Männern von reifem Alter beſtehen, welche durch ihren Eintritt in den Senat jedes activen Staatsamtes verluſtig wurden, folglich auf ihre Rolle als Erhalter (conservateurs) ausſchließlich beſchränkt waren und für die gute Durchführung derſelben ein bedeutendes Intereſſe hatten; denn Hr. Sieyès wollte, daß man ſie reichlich beſolde. Dies waren die Befugniſſe der berathenden Gewalten; die Art ihrer Bildung war folgende:

Der Senat bildete ſich ſelbſt, indem er ſeine eigenen Mitglieder aus der Liſte der Notabeln der Nation erlas. Er ernannte auch mit geheimer Abſtimmung aus der nämlichen Liſte die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Caſſationsgerichts.

Die vollziehende Gewalt war ebenfalls Urheber ihrer eigenen Bildung, indem ſie ihre ſämmtlichen Beamten aus derjenigen von den drei Notabelnliſten wählte, welche den Stellen, um deren Beſetzung es ſich handelte, entſprach. Er nahm die Miniſter, die Staatsräthe, überhaupt die höheren Staatsbeamten aus der Liſte der Notabeln der Nation. Aus der Liſte der Departements-Notabeln ernannte er zuerſt die Departements-Räthe, welche, wie der Staatsrath, als bloße Verwaltungsbehörden angeſehen wurden; ferner die Präfekten und alle Beamten der nämlichen Kategorie; in der Liſte der Gemeindenotabeln endlich ſuchte er die Gemeinderäthe, die Ortsvorſteher (maires) und alle Beamten der nämlichen Klaſſe.

So geſchah, was Sieyès wollte: das Vertrauen kam von unten, die Macht kam von oben.

Wie aber über der geſetzgebenden Gewalt ein oberſter Schöpfer, der Senat ſtand, ſo mußte auch über der vollziehenden Gewalt ein oberſter Schöpfer ſtehen, um die Miniſter zu ernennen, welche dann die untergeordneten Beamten, bis zur letzten Stufe der Hierarchie herab, zu wählen hatten. An der Spitze dieſer vollziehenden Gewalt mußte demnach eine erzeugende Macht ſich befinden. Hr. Sieyès gab ihr einen ihrem Amte entſprechenden Namen; er nannte dieſe Macht — Großwähler (Grand-Electeur). Dieſe oberſte Magiſtratsperſon war auf die Vornahme einer einzigen Handlung beſchränkt; er hatte zwei höhere Staatsbeamte zu ernennen, einzig in ihrem Range und in ihrer Art; der Eine hieß Conſul des Friedens, der Andere Conſul des Krieges. Dieſe ernannten alsdann die Miniſter, welche auf ihre perſönliche Verantwortlichkeit hin

aus den Notabelnliſten ſämmtliche Agenten der Staatsgewalt wählten, welche regierten, verwalteten, mit einem Worte, die Staatsgeſchäfte leiteten.

Dem Großwähler war ein herrliches Leben in Ausſicht geſtellt. Er war das erzeugende Prinzip der Regierung, er war auch ihr Vertreter nach Außen. Jene Unthätigkeit, zu welcher Hr. Sieyès die Senatoren beſtimmt hatte, um ihre Unparteilichkeit zu ſichern, und die er mit einem jährlichen Einkommen von 100,000 Franken aus Nationalgütern ausgeſtattet hatte, jene Unthätigkeit, welche aus ähnlichem Beweggrunde auch dem Großwähler auferlegt war, ſollte ihm noch reichlicher belohnt werden, als den Senatoren, denn ſeine Aufgabe war, die Republik vollſtändig zu vertreten. Hr. Sieyès wollte ihm einen Jahresgehalt von ſechs Millionen, prachtvolle Wohnungen, wie die Tuilerien in Paris und Verſailles auf dem Lande, ferner eine Leibwache von 3000 Mann zutheilen. In ſeinem Namen ſollte die Rechtspflege verwaltet, ſollten die Geſetze verkündet, die Anordnungen der Regierung vollzogen werden. Bei ihm mußten die fremden Geſandten beglaubigt, mit ſeiner Unterſchrift die Verträge Frankreichs mit den fremden Mächten verſehen werden. Mit einem Worte, er verband mit dem wichtigen Amte die beiden activen Regierungshäupter zu wählen, den, wenn man will, eiteln Glanz der äußeren Repräſentation; in ihm ſollte die volle Pracht einer gebildeten, feinen und prunkliebenden Nation ihren Abglanz finden.

Der Großwähler ſelbſt mußte entweder aus der Wahl oder aus der Erblichkeit hervorgehen. Im letztern Falle war er ein König und die Monarchie war in Frankreich wieder hergeſtellt. Allein Hr. Sieyès, mochte

er ſie wollen oder nicht, würde nicht gewagt haben, ſie offen vorzuſchlagen. Er ließ daher von der unparteiiſchſten Körperſchaft im Staate, von dem Senate, die höchſte Magiſtratsperſon wählen, welche ſelbſt nur darum ſo hoch geſtellt war, um in ihren beiden Wahlen ſo unparteiiſch als möglich zu ſein.

Eine letzte, höchſt bedenkliche Beſtimmung, vervollſtändigte das ſo ſehr complicirte Werk.

Der Senat, welcher jede verfaſſungswidrige Maßnahme, ſowohl Geſetz als Verordnung, vernichten konnte, erhielt außerdem die Befugniß, den Großwähler aus ſeinem Amte zu reißen, indem er ihn, wider deſſen Willen, zum Senator ernannte. Dies nannte Hr. Sieyès abſorbiren. Das Nämliche konnte der Senat bezüglich auf jeden Bürger thun, deſſen Einfluß oder Talente der Republik Beſorgniſſe einflößen mochten. So gab man dem Bürger, den man durch Abſorbiren in den Senat mit gezwungener Unthätigkeit ſtrafte, als Entſchädigung das Anſehen und den reichen Müßiggang der Mitglieder einer Körperſchaft, welche für ſich nicht thätig ſein durfte, aber durch ihr Veto jedwede Thätigkeit hemmen konnte.

Wer erkennet nicht in dieſem eigenthümlichen, aber tiefen Geiſteswerke ein — vielleicht abſichtlich — verwiſchtes und getrübtes Abbild der repräſentativen Monarchie? Der geſetzgebende Körper, der Senat, der Großwähler waren nichts Anderes, als eine zweite Kammer, eine erſte Kammer, ein König; das Ganze beruhte auf einer Art von allgemeinem Stimmrecht, aber mit ſo vielen Vorſichtsmaßregeln, daß die Demokratie, die Ariſtokratie, das Königthum, zwar in die Verfaſſung aufgenommen, aber ſo wie ſie zugelaſſen, alsbald auch

vernichtet waren. Die Notabelnliſten, aus welchen man eben ſo wohl die berathenden Körperſchaften wie die Vollzugsbeamten zu wählen hatte — dies war das allgemeine Stimmrecht, — allgemein aber nichtig; denn jene Liſten ergaben einen ſo weiten Kreis von Kandidaten, daß die Verpflichtung, aus dieſem Kreiſe zu wählen, zu einem unbedingten Wahlrecht der Regierung und des Senates wurde.

Dieſer ſtumme, geſetzgebende Körper, der die Geſetze erörtern hörte, ohne ſie ſelbſt zu erörtern, zu ſeiner Seite das Tribunal, welches zur contradictoriſchen Discuſſion derſelben mit dem Staatsrathe berufen war, bildete gleichſam ein in zwei Theile geſpaltenes Unterhaus, deſſen eine Hälfte das Recht der Abſtimmung und die andere das Recht des Wortes beſaß, deſſen Wirkſamkeit aber eben durch dieſe Trennung paralyſirt war, da die erſte Hälfte Gefahr lief, bei ihrem Schweigen einzuſchlafen, während die andere ſich in unfruchtbaren Aufregungen erſchöpfte. Dieſer Senat, der ſich ſelbſt und alle berathenden Körperſchaften ſowie das Oberhaupt der ausübenden Gewalt ernannte und daſſelbe nöthigenfalls in ſich abſorbirte, dieſer Senat, der all' dies vermochte, aber jedes thätigen Eingreifens beraubt, an der Schöpfung der Geſetze keinen Antheil nahm und ſich gern darauf beſchränkte, ſie zu vernichten ſobald ſie verfaſſungswidrig waren, der nur deshalb zu dieſer Art von Unthätigkeit verurtheilt war, damit er deſto leidenſchaftsloſer und nur von conſervativen Geſinnungen erfüllt ſei; dieſer Senat war zwar eine gründliche aber auf die Spitze getriebene Nachahmung einer ariſtokratiſchen Pairie, die nur geringen Antheil an der Bewegung der Geſchäfte nehmend, dieſelbe

manchmal durch ihr Veto hemmt und nur ſolche Männer in ihren Schooß aufnimmt, die nach einer bewegten Laufbahn gerne in Mitte einer ernſten, einflußreichen und hochgeehrten Körperſchaft ausruhen wollen. Dieſer Großwähler endlich war zwar das Königthum, auf die nur wenig thätige aber immerhin bedeutende Rolle, die handelnden Oberhäupter der Regierung zu wählen, beſchränkt, es war dies das Königthum allein mit unendlichen Vorkehrungen gegen deſſen Entſtehen und Fortdauern, da es aus der Urne des Senats hervorging und nöthigenfalls wieder darin begraben werden konnte. Mit einem Worte, dieſes allgemeine Stimmrecht, dieſer geſetzgebende Körper, dieſer Senat, dieſes Tribunal, dieſer Oberwähler, ſo conſtituirt, einer durch den andern geſchwächt und neutraliſirt, zeugten von einer erſtaunenswerthen Anſtrengung des menſchlichen Geiſtes in einer Verfaſſung alle bisher bekannten Regierungsformen zuſammenzufaſſen, obgleich ihnen in der Folge durch die zahlloſen Vorſichtsmaßregeln jede Wirkſamkeit entzogen wurde.

Man muß geſtehen, daß gegenwärtig die repräſentative Monarchie ſchon ſeit zwei Jahrhunderten einer der erſten Nationen der Welt mit mehr oder weniger Anſtrengung, mehr der menſchlichen Natur vertrauend, eine belebte aber nicht zerſtörende Freiheit ſichert. Einfach und natürlich in ihren Mitteln, läßt die brittiſche Verfaſſung, das Königthum, die Ariſtokratie und die Demokratie zu, geſtattet denſelben nach ihrer Zulaſſung freie Wirkſamkeit und ſetzt ihnen keine andere Bedingung als die: in Uebereinſtimmung zu regieren. Sie beſchränkt den König nicht auf einzelne Functionen, ſie läßt ihn nicht aus der Wahl hervorgehen, um in der

Folge dadurch wieder unterzugehen, ſie unterſagt der Pairie nicht die öffentlichen Aemter, ſie nimmt dem geſetzgebenden Körper nicht das Wort, ſie geſtattet kein allgemeines Stimmrecht, um daſſelbe dadurch, daß ſie es indirect macht, zugleich bedeutungslos zu machen, ſie läßt König und Ariſtokratie aus deren natürlichem Urſprunge, der Erblichkeit hervorgehen, ſie läßt einen König und erbliche Pairs zu, geſtattet aber dagegen der Nation, je nach ihrem Gutdünken und der Leidenſchaft des Augenblicks direct eine Verſammlung zu wählen, in deren Macht es liegt, dem Königthum die Mittel zum Regieren zu bewilligen oder zu verweigern und es dadurch nöthigt, Männer an die Spitze der Regierung zu ſtellen, die ſich das öffentliche Vertrauen zu verdienen wußten. Alles was der Geſetzgeber Sieyès beabſichtigte, trifft hier faſt unfehlbar ein. Das Königthum und die Ariſtokratie greifen hier nicht thätiger ein, als er es wünſchte, da ſie hier bloß einen zu raſchen Antrieb mäßigen; der geſetzgebende Körper von den Leidenſchaften der Nation durchdrungen, aber durch zwei andere Gewalten im Zaume gehalten, wählt hier wirklich, er bringt die wahren Leiter des Staates zur Regierung, erhält ſie darin oder ſtürzt ſie, ſobald ſie ſeinen Geſinnungen nicht mehr entſprechen. Dies hier iſt eine einfache wahre Verfaſſung, da ſie das Ergebniß der Natur und der Zeit und nicht wie jene des Herrn Sieyès ein gründliches aber künſtliches Werk eines Geiſtes iſt, dem die Regierung der letzten Bourbons Widerwillen gegen die Monarchie und zehn ſturmbewegte Jahre der Republik Schrecken vor der Republik eingeflößt hatten.

Nehmen wir nun an, es ſeien ruhigere Zeiten und

die Conſtitution des Hrn. Sieyès ſei in einem Augenblicke, wo das Bedürfniß einer mächtigen Hand wie die des Generals Bonaparte nicht alle dieſe Combinationen überwogen und beherrſcht hätte, friedlich ins Werk geſetzt, dieſe ausgedehnte Notabilität ſei eingeführt worden und der Senat erſchaffe aus ihrer Mitte ungehindert die Staatskörperſchaften und das Oberhaupt der Regierung, was würde dann erfolgt ſein? Die Nation würde bald kein Intereſſe für die Erneuerung der Liſten gezeigt haben, da ſelbe nur ein ohnmächtiges Mittel, ihre Wünſche auszuſprechen, darboten, dieſe Liſten würden bald bleibend geworden ſein und der Senat nach ſeinem Gutdünken die Staatskörperſchaften und den Großwähler aus ihnen erwählt haben. Da er aber auch das Recht beſaß, das Oberhaupt der ausübenden Gewalt zu ernennen und daſſelbe jeden Augenblick ſtürzen konnte, indem er es in unbedingter Abhängigkeit hielt, ſo würde er beinahe alle Macht in ſich vereinigt haben, und was würde er dann geworden ſein? Das was früher die venetianiſche Ariſtokratie, mit ihrem goldenen Buche, mit ihrem pomphaften aber machtloſen Dogen war, der alle Jahre das adriatiſche Meer heirathen mußte. Sonderbares und beachtenswerthes Schauſpiel! Herr Sieyès, ein tiefer und erhabener Geiſt, der Freiheit ſeines Landes aufrichtig zugethan, hatte in zehn Jahren alle jene Perioden der Aufregung, des Schreckens und des Widerwillens durchlebt, die die meiſten Republiken des Mittelalters und unter ihnen die berühmteſte: Venedig, zum goldenen Buche und einem nominellen Oberhaupt führten; ſeine Ideen liefen endlich in die venetianiſche Ariſtokratie aus, zum Vortheile der Perſönlichkeiten der Revolution errichtet; denn zehn Jahre

hindurch legte er allen jenen, die von 1789 an öffentliche Aemter bekleidet hatten, das Vorrecht bei, ohne Wahl auf den Notabelnliſten zu erſcheinen und überdies wollte er für ſich und drei oder vier der vorzüglichſten Perſönlichkeiten jener Zeit das Recht vorbehalten, das erſtemal alle Staatskörperſchaften zu bilden. Die Ariſtokratie aber läßt ſich nicht improviſiren, man improviſirt nur den Despotismus. Dieſe ermüdete Geſellſchaft konnte nur in den Armen eines mächtigen Mannes ausruhen. Man bewunderte und billigte an dieſer neuen Verfaſſung Alles mit Ausnahme des reichbeſoldeten und anſcheinend müſſigen Großwählers. Man erſetzte denſelben durch ein thätiges und energiſches Oberhaupt, durch den General Bonaparte und nach Veränderung dieſer einzigen Springfeder, mußte dieſe Verfaſſung, ohne Mitſchuld ihres Urhebers, in jenem Kaiſerdespotismus endigen, der mit einem Erhaltungsſenat und einem ſtummen geſetzgebenden Körper durch 15 Jahre hindurch Frankreich auf eine glorreiche aber despotiſche Weiſe regierte.

Nachdem Hr. Sieyès nach großer Selbſtüberwindung alle dieſe Combinationen aus den Schachten ſeines Geiſtes, in denen ſie längſt wie vergraben geruht, hervorgezogen, theilte er dieſelben ſeinem Freunde Boulay (von der Meurthe), der ſie niederſchrieb, ſo wie verſchiedenen Mitgliedern der beiden geſetzgebenden Commiſſionen mit, welche ſie ihren Umgebungen mittheilten. Die beiden geſetzgebenden Commiſſionen waren in Sectionen getheilt und in jeder der beiden war eine Verfaſſungsſection. Dieſen beiden vereinigten Sectionen ſetzte Hr. Sieyès, ſobald er ſeines Gedankens Herr zu werden vermochte, ſein Syſtem auseinander, welches durch die Neuheit,

Eigenthümlichkeit und die unendliche Kunſt ſeiner Combinationen die Geiſter überwältigte.

Zuerſt fanden ſich die Intereſſen der Zuhörer des Hrn. Sieyès vollkommen befriedigt, denn er hatte, wie wir bereits erwähnt, eine vorübergehende, unerläßlich nothwendige Anordnung getroffen. In der Abſicht die Revolution zu retten, indem man die Männer, die ſie bewirkt, am Steuerruder ließ, ſchlug er eine Maßregel vor, die beinahe derjenigen ähnelte, durch welche der Convent ſich in den beiden Räthen der Alten und der Fünfhundert forterhalten hatte. Er forderte, daß alle jene Männer, die ſeit 1789 irgend ein öffentliches Amt bekleidet hätten, oder Mitglieder der verſchiedenen geſetzgebenden Verſammlungen, Departementsräthe und Gemeindeverwaltungen geweſen ſeien, geſetzlich in die Notabelnliſten eingetragen und dieſe Liſten nicht vor zehn Jahren verändert werden ſollten. Ueberdies ſollten die Hrn. Sieyès, Roger-Ducos und der General Bonaparte, kraft des Rechts, welches ſie ſich beilegten, die neue Verfaſſung zu entwerfen, das erſte Mal das Perſonal der verſchiedenen Staatskörperſchaften wählen. Dieſe Anordnung war kühn, aber unerläßlich, denn man muß bemerken, daß alle neuen Männer, die aus den Wahlen hervorgingen, von einem damals allgemeinen Reactionsgeiſte beſeelt waren und überdies dem ſehr gewöhnlichen Hange Alles zu tadeln, was man nicht ſelbſt gemacht hat, nachgebend, einen offenen Haß gegen alle Maßregeln und Männer der Revolution zur Schau trugen, ſelbſt wenn ſie deren Grundſätze theilten. Sieyès hatte daher gegen die Möglichkeit eines 18. Fructidors ſeine Vorkehrungen getroffen, indem er die Ausübung ſeiner Verfaſſung für zehn Jahre in ſichere Hände legte.

Die Ideen von Hrn. Sieyès mußten allen Intereſſen entſprechen. Jeder glaubte ſich bereits ſicher entweder Senator, Geſetzgeber, Staatsrath oder Tribun, und alle dieſe Aemter waren reich beſoldet.

Das Intereſſe abgerechnet, ſchienen ſeine Combinationen eben ſo neu als gewandt. Die Menſchen begeiſtern ſich leicht für das militäriſche Genie, aber ſie begeiſtern ſich auch eben ſo leicht für Alles, was den Anſchein von Geiſtestiefe an ſich trägt. Der Geſetzgeber Sieyès fand ſeine Enthuſiaſten, ſo wie ſie der General Bonaparte gefunden hatte. Die Notabelnliſten erſchienen als eine der glücklichſten Combinationen, hauptſächlich bei dem völligen Mißcredite, in den jedes Wahlſyſtem gefallen war, ſeit jenen Wahlen, wo die Clychiſten durch die Revolution des Fructidors und die Jacobiner durch das Mittel der Wahlſpaltungen ausgeſchloſſen wurden. Der Staatsrath und das Tribunat, der eine das Für, der andere das Wider vertheidigend, gefielen den von den ewigen Discuſſionen ermüdeten und ſehnlichſt nach Ruhe verlangenden Geiſtern. Der ſo hoch geſtellte und mit einem für das Zuſammenhalten des ganzen Staatsgebäudes ſo nützlichen Berufe betraute Senat, der gegen ausgezeichnete und gefährliche Bürger den Oſtracismus anwenden konnte, fand zahlreiche Bewunderer.

Der Großwähler allein erſchien jenen Leuten, die noch nicht über die engliſche Verfaſſung nachgedacht hatten und eine, auf das alleinige Amt, die höheren Regierungsbeamten zu ernennen, beſchränkte Behörde nicht begriffen, ziemlich ſonderbar. Sie fanden, daß es zu wenig Macht für einen König und zu viel Anſehen für einen einfachen Präſidenten der Republik ſei.

Niemand fand endlich dieſe Stellung dem, der ſie einnehmen ſollte, d. h. dem General Bonaparte angemeſſen. Dieſe Stellung hatte zu viel Schein und zu wenig wirkliche Macht. Sie hatte zu viel Schein, da man, um die Gemüther nicht zu beunruhigen, die Rückkehr zur Monarchie nicht allzu augenſcheinlich durfte werden laſſen, und zu wenig wirkliche Macht, da der Mann, der Frankreichs Reorganiſirung zur Aufgabe hatte, dazu einer beinahe grenzenloſen Gewalt bedurfte. Gewiſſe Köpfe, unfähig, die Uneigennützigkeit eines tiefen Denkers zu begreifen, der nur daran gedacht hatte, ſeine Ideen unter einander in Uebereinſtimmung zu bringen, nicht aber das Getriebe ſeiner Verfaſſung zu ſeinem perſönlichen Vortheile zu geſtalten, ſolche Köpfe behaupteten, daß das Amt eines Großwählers nicht für einen ſo thätigen Charakter, wie der General Bonaparte, wohl aber von Hrn. Sieyès für ſich ſelbſt ausgeſonnen ſei, daß Hr. Sieyès ſich dieſe Stelle vorbehalten und ſeinem jungen Collegen jene des Kriegsconſuls zugedacht habe. Es war dies eine niedrige und böswillige Conjectur. Hr. Sieyès vereinigte mit einer großen Gedankentiefe auch eine bemerkenswerthe Beobachtungsgabe und wußte ſeine perſönliche Stellung, ſo wie jene des Siegers von Italien zu gut zu beurtheilen, als daß er je hätte glauben mögen, daß er jene Art Wahlkönig und der General Bonaparte ganz einfach ſein Miniſter ſein könnte. Er hatte darin einzig und allein dem Syſtemgeiſte gehuldigt. Andere weniger bösartige Ausleger glaubten ihrerſeits, daß Sieyès wirklich dieſe Stelle dem General Bonaparte zugedacht habe, aber nur in der Abſicht, ihm die Hände zu binden und hauptſächlich ihn bei nächſter Gelegenheit vom Erhaltungs-

ſenate abſorbiren zu laſſen. Die Freunde der Freiheit nahmen ihm dies durchaus nicht übel, während die Anhänger Bonapartes von dieſer Erfindung eines Großwählers nicht ſprechen konnten, ohne ein gewaltiges Geſchrei zu erheben. Beſonders Lucian Bonaparte, der je nach der Laune des Augenblicks bald den Enthuſiaſten für die Größe ſeines Bruders, bald den dem Despotismus feindlichen Staatsbürger ſpielend, dem Haupte ſeiner Familie entweder entgegenſtrebte oder deſſen Abſichten unterſtützte, declamirte am meiſten gegen den Plan des Hrn. Sieyès. Er erklärte ganz offen, daß man eines Präſidenten der Republik, eines Staatsraths und ſonſt wenig mehr bedürfte, daß das Land der Schwätzer müde ſei und nur Männer der That verlange. Dieſe unbeſonnenen Aeußerungen waren der Art, daß ſie von den beklagenswertheſten Wirkungen ſein konnten; glücklicherweiſe legte man auf Lucians Worte nur wenig Gewicht.

Der General Bonaparte hatte mitten unter ſeinen fortwährenden Arbeiten die hinſichtlich ſeiner über das Project des Hrn. Sieyès verbreiteten Gerüchte vernommen. Er ließ ſeinen Collegen in Berückſichtigung der zwiſchen ihnen verabredeten Theilung der Staatsgewalt ungeſtört arbeiten, in der Abſicht, ſich nicht eher um die Conſtitution zu bekümmern, als bis die Zeit ihrer definitiven Abfaſſung gekommen ſein würde und dann erſt den für ihn beſtimmten Platz nach ſeinem Belieben einrichten zu laſſen. Indeß hatten ihn die fortwährenden Berichte endlich erzürnt und er äußerte ſeine Mißbilligung mit ſeiner gewöhnlichen bedauernswerthen Lebhaftigkeit, deren er leider nicht immer Herr zu werden vermochte.

Die Worte der Mißbilligung, die er über einige

Ideen des Verfaſſungsentwurfs ausſprach, gelangten bis zu deſſen Urheber, der darüber eine lebhafte Kränkung empfand. Er fürchtete in der That, daß, nachdem er durch die Unwiſſenheit wie durch die Stürme der frühern Zeiten, der Gelegenheit, Frankreichs Geſetzgeber zu werden, beraubt worden, er jetzt durch die despotiſche Laune des Mitarbeiters, den er ſich bei Ausführung des 18. Brumaire zugeſellt, dieſelbe zum zweiten Mal verlieren werde. Obgleich er des Geiſtes, der Intrigue und der Thätigkeit gänzlich ermangelte, ſo ſtellte er es ſich doch zur Aufgabe, nach und nach die Mitglieder der beiden geſetzgebenden Sectionen für ſich zu gewinnen.

Sein Freund Boulay (von der Meurthe) und zwei intime Freunde des Generals Bonaparte, die Hrn. Röderer und von Talleyrand, wünſchten indeß das gute Einvernehmen zwiſchen zwei ſo wichtigen Perſönlichkeiten aufrecht zu erhalten und verwendeten ſich thätig, ſie wieder zu vereinigen. Hr. Boulay (von der Meurthe) hatte die Aufgabe übernommen, die Idee des Hrn. Sieyès niederzuſchreiben und war ſo der Vertraute ſeines Planes geworden. Hr. Röderer, ehemaliges Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, ein Mann von Geiſt und ein wahrer Publiciſt nach der Weiſe des 18. Jahrhunderts, liebte es ſehr, über den Urſprung und die Organiſation der Geſellſchaften Betrachtungen anzuſtellen, Verfaſſungsplane zu entwerfen, dabei eine unverkennbare Hinneigung zur Monarchie verrathend. Hr. von Talleyrand, fähig, ſelbſt den dem ſeinen widerſprechenden Geiſt zu faſſen und ihm Geſchmack abzugewinnen, war eben ſo ſehr von dem bewegſamen Genie des jungen Bonaparte, als von

dem ſpeculativen Genie des Philoſophen Sieyès gefeſſelt und hegte Vorliebe für beide. Zudem war er überzeugt, daß dieſe beiden Männer einander bedurften und hegte ein lebhaftes Intereſſe für das Zuſtandekommen der neuen Regierung. Die Hrn. Boulay (von der Meurthe) Röderer und von Talleyrand thaten deshalb Schritte, um den General und den Geſetzgeber einander zu nähern. Man veranſtaltete eine Zuſammenkunft, die bei dem General Bonaparte in Gegenwart der Hrn. Boulay (von der Meurthe) und Röderer ſtattfinden ſollte. Dies geſchah, jedoch ohne Erfolg. General Bonaparte war im Voraus durch die Berichte über den unthätigen und vom Senat abſorbirten Großwähler eingenommen, eben ſo wie es Herr Sieyès durch die mißbilligenden Aeußerungen war, welche man dem General in den Mund gelegt und ohne Zweifel ſehr übertrieben hatte. Sie näherten ſich einander in gegenſeitiger übler Stimmung, brachten nun ihre Meinungsverſchiedenheiten zur Sprache und machten ſich gegenſeitig die herbſten Vorwürfe. Hr. Sieyès, der zur Auseinanderſetzung ſeiner Ideen der Ruhe bedurfte, ſtellte dieſelben nicht mit der nothwendigen Klarheit und Folgerichtigkeit dar. General Bonaparte ſeinerſeits ward ungeduldig und barſch; ſie kamen in heftigen Wortwechſel und trennten ſich beinahe entzweit.

Die erſchreckten Vermittler gingen abermals ans Werk, um die üble Wirkung dieſer Zuſammenkunft zu verwiſchen. Man ſagte Hrn. Sieyès, er hätte mit Geduld discutiren, ſich die Mühe geben, den General zu überzeugen und hauptſächlich auch Zugeſtändniſſe machen ſollen. Dem General dagegen ſtellte man vor, daß er gegen Hrn. Sieyès mehr Schonung beobachten

müſſe, als bisher, daß er ohne deſſen Beiſtand und Einfluß auf den Rath der Alten am Tage des 18. Brumaire niemals hätte das Decret erlangen können, was ihm die Gewalt in die Hand gegeben, daß Hr. Sieyès ferner als Staatsmann einen ungeheuern Einfluß auf alle Geiſter ausübe und im Fall eines Conflictes zwiſchen dem Geſetzgeber und dem General, eine große Anzahl ſich für den Erſtern, als den Repräſentanten der von einem Krieger unterdrückten Revolution und Freiheit, erklären würde. Der erſte Augenblick war zu einer Annäherung nicht günſtig und man mußte einige Zeit warten. Die Hrn. Boulay (von der Meurthe) und Röderer erſannen neue Entwürfe für die Organiſation der ausübenden Gewalt, welche die beiden Schwierigkeiten, bei denen ſich Bonaparte unbeugſam erwies, die Unthätigkeit des Großwählers und die über ſeinem Haupte ſchwebende Drohung des Oſtracismus, beſeitigen ſollten. Sie dachten zuerſt an e i n e n Conſul, von zwei ihm zur Seite ſtehenden Collegen unterſtützt, dann an einen Großwähler, welcher die beiden Conſuln des Friedens und des Kriegs ernennen, deren Berathungen beiwohnen und zwiſchen ihnen entſcheiden ſollte. Dies war nicht hinreichend, um den General Bonaparte zufrieden zu ſtellen und viel zu viel für Hrn. Sieyès, deſſen Plan dadurch umgeſtürzt wurde. So oft man ihm vorſchlug, den Chef der ausübenden Gewalt an der Regierung Theil nehmen zu laſſen, ſo erwiederte er: „Was Sie mir vorſchlagen, gehört der alten Monarchie an, ich will nichts davon wiſſen.“ Er ließ in der That nur das engliſche Königthum gelten, nachdem er demſelben jedoch den Königstitel, die Unabſetzbarkeit und Erblichkeit genommen. Man war noch weit vom

Ziel und Hr. Sieyès erklärte mit jener raſch eintretenden Muthloſigkeit, die das Erbtheil aller ſpeculativen Geiſter iſt, ſobald ſie auf Hinderniſſe ſtoßen, die ihnen die Natur der Dinge entgegenſtellt, er wolle Alles aufgeben, Paris verlaſſen, ſich auf das Land zurückziehen und den jungen Bonaparte mit ſeinem wachſenden allen Blicken enthüllten Despotismus allein laſſen. „Er will abreiſen," ſagte der General, „er ſoll nur gehen, ich werde durch Röderer eine Verfaſſnng entwerfen laſſen, ſie den beiden geſetzgebenden Sectionen vorſchlagen und die öffentliche Meinung, die verlangt, daß man der Sache ein Ende mache, zufrieden ſtellen." Er täuſchte ſich ſehr, indem er ſo ſprach, denn es war noch zu früh, Frankreich ſein Schwert zu zeigen, er würde auf unerwartete Hinderniſſe geſtoßen ſein.

Dieſe beiden Männer indeß, die ſich ungeachtet einer inſtinktmäßigen Abneigung doch für einen Augenblick vereinigt hatten, um den 18. Brumaire auszuführen, ſollten ſich noch einmal zu dem Werke der Verfaſſung vereinigen. Die Gerüchte, die ſich verbreitet hatten, hatten die Aufmerkſamkeit der beiden geſetzgebenden Commiſſionen erregt, ſie waren über Lucians Aeußerungen, ſo wie über den in dieſer Beziehung ganz entſchiedenen Ton des Generals und den von Hrn. Sieyès gefaßten Entſchluß, Alles aufzugeben, in Kenntniß geſetzt und ſagten ſich ganz mit Recht, daß die Abfaſſung der Conſtitution eigentlich nur ihre Sache ſei, daß ſie ihre Pflicht erfüllen, den Plan entwerfen, denſelben den Conſuln vorlegen und ſie zwingen müßten, ſich zu vereinigen, nachdem ſie zwiſchen beiden einen billigen Vergleich getroffen hätten.

Sie gingen dann ans Werk, und da mehrere Mit=

glieder Hrn. Sieyès Ideen kannten und denſelben Geſchmack abgewonnen hatten, ſo nahmen ſie deſſen Plan als die Grundlage ihrer Arbeiten an. Wenn man alle Ideen eines ſyſtematiſchen Geiſtes mit Ausnahme einer einzigen anerkennt, ſo kränkt ihn dies eben ſo, als wenn man alle verworfen hätte. Es war indeß immer ein wichtiger Umſtand, daß man den Plan des Hrn. Sieyès als die Grundlage der neuen Conſtitution annahm und er beruhigte ſich auch am Ende einigermaßen, während General Bonaparte, der ſah, daß die Commiſſionen ernſtlich und entſchloſſen ans Werk gingen, ſich ebenfalls merklich beſänftigte. Man benutzte dieſen Augenblick, um nochmals eine Annäherung zu bewerkſtelligen. Es fand in Gegenwart der Hrn. Boulay (von der Meurthe), Röderer und von Talleyrand eine zweite Zuſammenkunft zwiſchen Hrn. Sieyès und dem General ſtatt. Diesmal waren die beiden Hauptperſonen ruhiger und geneigter ſich gegenſeitig zu verſtändigen. Statt ſich, wie das erſte Mal, durch das entſchiedene Hervorkehren der beiderſeitigen Meinungsverſchiedenheiten an einander zu reiben, ſuchten ſie im Gegentheil ſich zu nähern, indem ſie jene Punkte erörterten, in denen ſie übereinſtimmten. Hr. Sieyès war gemäßigt und voll Takt, der General entwickelte jenen geſunden Sinn und Originalität des Geiſtes, die ihm vorzüglich eigen waren. Der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war der Zuſtand Frankreichs, die Gebrechen der vorhergehenden Verfaſſungen und die Vorkehrungen, die man bei einer neuen Verfaſſung treffen müſſe, um den vergangenen Unordnungen vorzubeugen. Ueber alles dieſes mußte man ſich verſtändigen. Man trennte ſich gegenſeitig befriedigt und verabredete, ſobald die Sectionen ihre Arbeit

vollendet haben würden, dieſelben zu verſammeln, um ihre Vorſchläge anzunehmen oder zu modificiren, und endlich der proviſoriſchen Regierung, die der ganzen Welt zu mißfallen anfing, ein Ende zu machen. Herr Sieyès hatte nun die Gewißheit, daß er mit Ausnahme ſeines Großwählers und einiger Rechte des Erhaltungs-ſenates ſeinen ganzen Verfaſſungsentwurf zur Annahme bringen werde.

Innerhalb der erſten zehn Tage des Frimaire (vom 20. November bis 1. December) hatten die Sectionen ihren Entwurf vollendet. General Bonaparte berief ſie zu Verſammlungen, denen die Conſuln beiwohnen ſollten, in ſeine Wohnung. Einige Mitglieder der Sectionen fanden dieſe Berufung ihrer Würde nur wenig ange-meſſen, da man indeß entſchloſſen war, über viele Schwierigkeiten hinwegzugehen und dem Manne, der ſo nothwendig war, Vieles zuzugeſtehen, ſo begab man ſich ohne weitere Erörterungen zu ihm.

Die Sitzungen begannen alſogleich. In der erſten Sitzung wurde Sieyès beauftragt, ſeinen Plan, der die Grundlage der Arbeiten der Commiſſion bilden ſollte, auseinander zu ſetzen. Er that es mit einer Kraft des Gedankens und der Sprache, die auf die Zuhörer den lebhafteſten Eindruck hervorbrachte. „Alles dies iſt ſehr ſchön und gründlich,“ ſagte der General, „indeſſen ſind viele Punkte, die einer ernſten Erörterung bedürfen. Gehen wir mit Ordnung zu Werke, behandeln wir einen Theil des Entwurfs nach dem andern und wählen wir einen Redacteur. Bürger Daunou nehmen Sie die Feder.“ So wurde Hr. Daunou der Redacteur der neuen Conſtitution. Dieſe Arbeit währte durch mehrere Sitzungen und man kam über nachfolgende Beſtimmungen

überein. Die Communal-, Departemental- und National-Notabelnliſten wurden der Reihe nach angenommen. Dieſelben beſchränkten die Volksthätigkeit dadurch, daß ſie ſelbe indirect machten, zu ſehr, als daß ſie den Befürchtungen des Augenblicks, ſo wie dem General Bonaparte nicht hätten entſprechen ſollen. Es wurden noch zwei Zuſatzbeſtimmungen angenommen, deren eine der Idee des Hrn. Sieyès entſprach, die andere dagegen derſelben entgegengeſetzt war. Man erklärte, daß der Beamten aller Art nur dann nothwendig aus den Notabelnliſten gewählt werden mußten, wenn die Conſtitution ſie namentlich dazu bezeichnet haben würde. Es mochte in der That gelten, daß man die Mitglieder die berathenden Körperſchaften, die Conſuln, Miniſter, Richter, Verwaltungsbeamten aus dieſen Liſten nahm, aber auch Generale und Geſandte, dies ſchien übertrieben. Ueber dieſen Punkt war man einig. Die zweite Beſtimmung bezog ſich nicht ſo ſehr auf das Weſen des Entwurfs, als auf die Nothwendigkeit, denſelben den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen anzupaſſen. Statt den Zeitpunkt der Veränderung der Liſten auf 10 Jahre hinauszuſchieben, ſetzte man denſelben für das Jahr IX feſt, nämlich auf ein Jahr, und es ward beſchloſſen, daß man jetzt gleich das ganze Perſonal der größeren Staatskörperſchaften durch einen Act der conſtituirenden Gewalt ernennen und die auf dieſe Art ernannten Individuen von Rechtswegen in die erſten Liſten eintragen laſſen ſolle. Eine Reviſion ſollte ſtatt jährlich nur alle drei Jahre ſtatt finden.

Sodann ging man zur Organiſation der Staatsgewalten über: Der Grundſatz des Hrn. Sieyès „das Vertrauen muß von unten, die Macht von

oben kommen," war hier abſolut vorherrſchend. Nach oben wurde das Wahlrecht gegeben, jedoch mit der Verpflichtung, aus den Notabelnliſten zu wählen. Man nahm ferner den Senat des Hrn. Sieyès, ſo wie den zwiſchen den Staatsrath und das Tribunat geſtellten geſetzgebenden Körper an. Der Senat ſollte aus den Notabelnliſten zuerſt die Senatoren ſelbſt, dann die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Caſſationsgerichts, der Rechnungs-Commiſſion (ſpäter Rechnungshof) und endlich das Oberhaupt oder die Oberhäupter der ausübenden Gewalt erwählen. Eine nicht unbedeutende Beſchränkung ſeiner Befugniſſe war die, daß der Senat die Senatoren nur aus drei der ihm in Vorſchlag gebrachten Candidaten ernennen durfte, deren einer von den Conſuln, der andere durch den geſetzgebenden Körper und der dritte von dem Tribunate bezeichnet werden ſollte. Was den Staatsrath anbelangt, ſo ſollte derſelbe als ein Beſtandtheil der ausübenden Gewalt, durch dieſe Gewalt ſelbſt ernannt werden. Außer dem Vorrechte, die wichtigſten Ernennungen vorzunehmen, erhielt der Senat auch noch die außerordentliche Befugniß, die als verfaſſungswidrig erkannten Geſetze und Regierungshandlungen aufzuheben. Uebrigens ſollte er an der Erlaſſung der Geſetze keinen Antheil haben und ſeine Mitglieder keinen activen Staatsdienſt bekleiden können.

Der ſtumme geſetzgebende Körper ſollte die Erörterungen von drei Staatsräthen und drei Tribunen über das Für und Wider anhören und dann ohne weitere Discuſſion über die Vorſchläge der Regierung abſtimmen. Das Tribunat allein hatte die Befugniß, die Geſetze öffentlich zu erörtern, aber es durfte nur deshalb über

ſie abſtimmen, um feſtzuſtellen, welche Anſicht vor dem geſetzgebenden Körper vertheidigt werden ſollte. Selbſt ſein negatives Votum hinderte nicht, daß man einen Geſetzvorſchlag zum Geſetz erhob, ſobald derſelbe vom geſetzgebenden Körper angenommen wurde. Das Tribunat hatte bezüglich geſetzlicher Vorſchläge nicht die Initiative, wohl aber durfte es ſeine Wünſche ausſprechen; es nahm Petitionen an und übermittelte dieſelben den verſchiedenen Behörden, in deren Geſchäftskreis ſie einſchlugen. Der Senat ſollte aus 80 und nicht aus 100 Mitgliedern beſtehen, wie Hr. Sieyès gewollt hatte; 60 ſollten augenblicklich und 20 in den zehn folgenden Jahren ernannt werden. Der geſetzgebende Körper ſollte aus 300 und das Tribunat aus 100 Mitgliedern beſtehen. Die Senatoren hatten 25,000, die Geſetzgeber 10,000, die Tribunen 15,000 Francs jährlichen Gehalt. Bis hieher war der Plan des Herrn Sieyès mit einigen geringen Beſchränkungen der Macht des Senats in ſeiner ganzen Ausdehnung angenommen worden. Derſelbe ſollte jedoch bezüglich der Organiſation der ausübenden Gewalt eine bedeutende Veränderung erleiden.

Dies war der hauptſächlichſte Punkt, hinſichtlich deſſen man den General Bonaparte unbeugſam fand. Hr. Sieyès, der bereits darauf verzichtet hatte, dieſen Theil ſeines Planes ausgeführt zu ſehen, wurde indeß doch aufgefordert, ſeine Anſichten zu entwickeln. Er ſchlug daher den vereinigten Commiſſionen die Einführung des Großwählers vor. Man muß bekennen, daß damals Niemand, ſelbſt nicht General Bonaparte genugſam über die Organiſation der Staatsgewalten in einem freien Lande nachgedacht hatte, um die

Tiefe dieſes Gedankens ermeſſen und die Analogie deſſelben mit dem engliſchen Königthume auffaſſen zu können. General Bonaparte würde übrigens, auch wenn er die Frage aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet hätte, aus perſönlichen und ſehr leicht begreiflichen Gründen um keinen Preis darein gewilligt haben. Er beurtheilte dieſen Großwähler mit Wärme und großem Nachdruck. Er ſprach ſich über deſſen reichbelohnten Müßiggang aus, wie ſich alle Könige mit weniger Geiſt und Grund ausſprechen; denn bei der Aufgabe, eine zerrüttete Geſellſchaft zu organiſiren, blutdürſtige Factionen zu unterjochen, und einen Welttheil zu beſiegen, war es wohl zu entſchuldigen, ſich die volle ungehinderte Anwendung ſeines Genies vorbehalten zu wollen. Wenn er übrigens auch in den erſten Zeiten des Conſulats, wo ſo Viel zu vollbringen war, vielleicht Recht hatte, ſeinen Talenten keine hemmenden Feſſeln anlegen zu laſſen, ſo hat doch der erhabene Unglückliche ſeitdem auf St. Helena die Freiheit bedauern müſſen, die ihm in der maßloſen Anwendung jener Talente zu Theil geworden. In der Anwendung ſeiner Fähigkeiten gehemmt, würde er allerdings nicht ſo große Dinge vollbracht haben, aber er würde auch nicht ſo Uebermäßiges unternommen haben und ſein Scepter und ſein Schwert würden wahrſcheinlich bis an ſein Ende in ſeinen glorreichen Händen geblieben ſein.

„Ihr Großwähler," ſagte er zu Hrn. Sieyès, „iſt ein faullenzender König und die Zeit derſelben iſt vorbei. Wer iſt der Mann von Geiſt und Herz, der ſich zu dem Preiſe von 6 Millionen und einer Wohnung in den Tuilerien einem ſolchen Müßiggange unterwerfen wollte? Wie! Leute ernennen, die zu handeln beſtimmt

ſind und ſelbſt nicht handeln? Das iſt unzuläſſig! Und glauben Sie übrigens, den Großwähler durch dieſes Mittel zu verhindern, ſich in die Regierungsgeſchäfte zu miſchen? Wenn ich dieſer Großwähler wäre, ich wollte mich verpflichten, gewiß Alles das zu thun, was Sie wünſchen, daß ich nicht thäte. Ich würde zu den zwei Conſuln des Kriegs und des Friedens ſagen: Wenn Ihr nicht dieſen Mann wählt oder jene Maßregeln ergreift, ſo ſetze ich Euch ab. Ich würde ſie auf dieſe Weiſe ſchon zwingen, meinen Willen zu thun. Ich würde auf einem Umwege wieder Herr werden."

Hier erkannte General Bonaparte mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne wieder die Wahrheit, da er ſehr wohl einſah, daß jene Unthätigkeit des Großwählers durchaus kein Zuſtand der Nichtigkeit ſei, zumal dieſer höchſte Beamte in gewiſſen Augenblicken die Mittel beſaß, auf dem Kampfplatze der um die Macht ſtreitenden Parteien allmächtig einzuſchreiten und ſie der einen zu entziehen und der andern zu übertragen. Aber eine ſolche Ueberwachung, wie ſie das engliſche Königthum, das manchmal genöthigt iſt, zwiſchen den Ehrgeiz der Parteien das entſcheidende Gewicht ſeines Willens zu werfen, über die Regierung übt, konnte dieſem feurigen jungen Manne nicht genügen. Man muß ihm dies verzeihen, denn damals war weder der Ort noch die Zeit zur Begründung des conſtitutionellen Königthums.

Das Amt des Großwählers verſchwand vor den Sarcasmen des jungen Generals und vor einer noch viel größern Macht als jener der Sarcasmen, vor der Macht der augenblicklichen Nothwendigkeit. Es bedurfte damals in der That einer wahren Dictatur, und die

dem Großwähler zugetheilte Macht war weit entfernt, den Bedürfniſſen der Umſtände zu entſprechen.

Es gab noch einen andern Theil des von Hrn. Sieyès vorgeſchlagenen Entwurfs, den Bonaparte eben ſo kräftig zurückwies, weil er hartnäckig darauf beharrte, darin einen Fallſtrick zu ſehen. Es war dies die dem Senat zuerkannte Abſorbirungsgewalt, nicht nur gegen den Großwähler, ſondern auch gegen jeden ausgezeichneten Bürger, deſſen Größe beunruhigend erſchien.

Der General wollte nicht, daß man ihn nach einigen Jahren ausgezeichneter Dienſte lebend im Schooße des Senats begraben und ihn ſo mittelſt eines Gehalts von 25,000 Francs zu einem gezwungenen Müßiggange nöthigen könne. Auch hier ſiegte ſeine Anſicht und die Organiſation der ausübenden Gewalt wurde wie folgt bewerkſtelligt.

Man nahm einen erſten Conſul an, dem man, um die Allmacht deſſelben zu verbergen, zwei andere beigab. Dieſer erſte Conſul hatte das directe und ungetheilte Ernennungsrecht der oberſten Verwaltungsbehörde der Republik, der Mitglieder der Departemental- und Municipalräthe, der ſpäter Unterpräfect und Präfect genannten Beamten, der Gemeindebeamten u. ſ. w. Er ernannte ferner die Land- und Seeoffiziere, die Staatsräthe, die Miniſter des Auswärtigen, die Civil- und Criminalrichter mit Ausnahme der Friedensrichter und die Mitglieder des Caſſationsgerichtes. Er konnte die einmal ernannten Richter nicht wieder abſetzen, ſo daß auf dieſe Weiſe die Unabhängigkeit der Richter durch deren Unabſetzbarkeit ſtatt durch deren Erwählung garantirt wurde.

Außer der Ernennung des Verwaltungs-, Militär- und Juſtizperſonals ſtand dem erſten Conſul die ganze Regierung, die Leitung des Kriegs und der Diplomatie zu; er unterzeichnete die Verträge mit Vorbehalt ihrer Erörterung und Annahme von dem geſetzgebenden Körper in gleicher Form wie die Geſetze. In dieſen verſchiedenen Funktionen ſollte er von den ihm beigegebenen beiden Conſuln unterſtützt werden, welche nur eine berathende Stimme hatten, aber ihre Meinung in das zu dieſem Zwecke beſtimmte Berathungsprotokoll eintragen laſſen konnten. Dieſe beiden Conſuln waren augenſcheinlich nur dazu da, um die dem General Bonaparte übertragene ungeheure Autorität in etwas zu mindern, eine Autorität, deren Dauer lang genug war und die leicht immerdauernd werden konnte, da die drei Conſuln für zehn Jahre erwählt wurden und immer wieder wählbar waren. Etwas von der von Hrn. Sieyès ausgedachten Abſorbirung war indeß doch geblieben. Der erſte Conſul, der entweder durch Verzichtleiſtung oder auf ſonſt eine Weiſe von ſeinem Poſten abtrat, wurde geſetzlich Senator, d. h. für die Zukunft von den öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Den beiden andern Conſuln, welche keine ſolche ausgedehnte Macht ausübten, ſtand es frei, dieſe vom Reichthum begleitete Annullirung auszuſchlagen und nun mit ihrer eignen Zuſtimmung Senatoren zu werden.

Der erſte Conſul ſollte 500,000, die zwei andern jeder 100,000 Francs Gehalt haben. Alle drei ſollten in den Tuilerien wohnen und eine Conſulargarde erhalten.

Dies waren die hauptſächlichſten Beſtimmungen der berühmten Verfaſſung des Jahres VIII. Hr. Sieyès ſah auf dieſe Weiſe die Befugniſſe des Senats be-

ſchränken und ein allmächtiges Oberhaupt an die Stelle des von ihm vorgeſchlagenen Großwählers ſetzen, welcher Umſtand in der Folge dieſe Verfaſſung nicht ſowohl in der Ariſtokratie als zum Despotismus führte.

Die Verfaſſung erhielt keine Erklärung der Menſchenrechte, aber vermittelſt einiger allgemeinen Beſtimmungen garantirte ſie die perſönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung des Bürgers, die Verantwortlichkeit der Miniſter und der Beamten, bei letzteren jedoch unter dem Vorbehalt, daß der Staatsrath das gerichtliche Verfahren zuvor genehmige; ſie verordnete, daß ein Geſetz in beſtimmten Departements und in beſtimmten außerordentlichen Fällen die Wirkſamkeit der Verfaſſung ſuspendiren könne, das Nämliche, was wir ſeither die Erklärung in Belagerungszuſtand genannt haben; ſie ſicherte den Wittwen und Waiſen der Militärs Penſionen zu und ſtellte endlich, gewiſſermaßen zu lange geächteten Ideen zurückkehrend, den Grundſatz auf, daß Männern, welche ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, Nationalbelohnungen gegeben werden dürfen. Dies war der Keim einer ſpäter berühmten Einrichtung, der Ehrenlegion.

Der Entwurf des Hrn. Sieyès enthielt zwei ſtarke und ſchöne Ideen, welche beide in der Organiſation unſerer Verwaltung beſtehen blieben; die Eintheilung in Arrondiſſements und den Staatsrath.

Hr. Sieyès war ſonach beſtimmt, der Urheber aller adminiſtrativen Bezirkseintheilungen in Frankreich zu werden. Früher ſchon hatte er die Eintheilung in Depertements ausgedacht und durchgebracht; jetzt wollte er, daß man an die Stelle der beſtehenden 5000 Canto=

nal-Verwaltungen die Arrondiſſements-Verwaltungen ſetze, welche bei weitem nicht ſo zahlreich, ein viel paſſenderes Mittelglied zwiſchen der Gemeinde und dem Departement bildeten. In der Verfaſſung war nur der Grundſatz aufgeſtellt worden; aber man kam überein, daß bald ein Geſetz das Verwaltungsſyſtem in Frankreich nach jenem Grundſatze umgeſtalten und der Gemeindeanarchie, deren betrübendes Bild man oben geſehen hat, ein Ziel ſetzen ſolle. Für jedes Arrondiſſement ſollte ein Gerichtshof erſter Inſtanz und für mehrere Departements zuſammen ein Appellationsgericht errichtet werden.

Die zweite Hrn. Sieyès angehörige Schöpfung iſt der Staatsrath, eine der vollziehenden Gewalt beigegebene berathende Körperſchaft, welche die Geſetze zu entwerfen, bei der geſetzgebenden Gewalt zu begründen, die nöthigen Vollzugsverordnungen zu erlaſſen und die Adminiſtrativjuſtiz zu verwalten hat.

Dies iſt das praktiſchſte ſeiner Geiſteskinder und mußte, mit dem vorhergehenden, die Gegenwart überdauern und in der Zukunft beſtehen. Sagen wir es zur Ehre dieſes Geſetzgebers: die Zeit hat alle die Eintagsverfaſſungen der Revolution mit fortgeriſſen; aber die einzigen Theile dieſer Verfaſſungen, welche ſtehen blieben, ſind ſein Werk.

Mit den Beſtimmungen der neuen Verfaſſung war nicht Alles gethan; man mußte auch das Perſonal für die Staatsgewalten haben, daſſelbe unter den Männern der Revolution ausſuchen und in der Verfaſſungsurkunde benennen. Nachdem daher die oben aufgezählten Beſtimmungen alle abgefaßt waren, mußte man ſich mit der Wahl der Perſonen beſchäftigen.

General Bonaparte wurde zum erſten Conſul auf zehn Jahre ernannt. Man kann nicht ſagen, daß er gewählt wurde, denn die Umſtände deuteten gebieteriſch auf ihn; man empfing ihn aus den Händen des Sieges und der Nothwendigkeit. Sobald ſeine Stellung einmal entſchieden war, handelte es ſich darum, eine für Hrn. Sieyès zu finden. Dieſe hohe Perſon liebte die Geſchäfte nicht beſonders und die Nebenrollen noch weniger. Er mochte nicht Aſſiſtent des jungen Bonaparte ſein, alſo nicht zweiter Conſul werden. Wir werden alsbald ſehen, was für eine, ſeinem Charakter mehr zuſagende Stelle für ihn ausgefunden wurde. Zum zweiten Conſul wählte man Hrn. Cambacérès, einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, welcher durch Kenntniſſe, Klugheit und Takt, die er in hohem Grade beſaß, unter den damaligen politiſchen Perſönlichkeiten eine große Bedeutung erlangt hatte. Er war damals Juſtizminiſter. — Zum dritten Conſul wurde Hr. Lebrun auserſehen; Hr. Lebrun, ein ausgezeichneter Schriftſteller, ehedem Verfaſſer der Edicte des Kanzlers Maupeou, zählte unter der alten Regierung in den Reihen der Freunde weiſer Fortſchritte, war ſtets der Sache der gemäßigten Revolution treu, im Finanzweſen ſehr unterrichtet, und zu ſanft, um durch Widerſpruch unbequem zu werden. Hr. Cambacérès konnte in der Verwaltung der Juſtiz füglich dem General Bonaparte Vorſchub leiſten; Hr. Lebrun konnte ihm in der Finanzverwaltung nützlich werden; Beide konnten ihm viel helfen, ohne ihm irgendwie in den Weg zu treten. Man hätte die für die neue Regierung beſtimmten Männer unmöglich beſſer zuſammenbringen können, und aus dieſen Wahlen ent-

floſſen alle übrigen bei der Organiſation der vollziehenden Gewalt.

Man mußte nun zur Zuſammenſetzung der berathenden Körperſchaften ſchreiten. Hier fand ſich die naturgemäße Rolle für Hrn. Sieyès. In der Verfaſſung ſtand geſchrieben, daß der Senat die Mitglieder aller berathenden Körperſchaften zu wählen habe. Die Frage war nun, wer denn zum erſtenmale den Senat bilden ſolle. Zu dieſem Behufe wurde durch einen beſondern Artikel der Verfaſſung feſtgeſetzt, daß die Herren Sieyès und Roger-Ducos, die austretenden Conſuln, in Verbindung mit den Herrn Cambacérès und Lebrun, den eintretenden Conſuln, die abſolute Mehrheit des Senats, nämlich 31 Mitglieder von 60, zu ernennen hätten. Die ſo gewählten 31 Senatoren ſollten alsdann mit geheimer Stimmgebung die 29 übrigen wählen. Der Senat, ſobald er vollzählig war, hatte dann den geſetzgebenden Körper, das Tribunat und das Caſſationsgericht zu bilden.

Mittelſt dieſer verſchiedenen Combinationen ſtand Bonaparte an der Spitze der vollziehenden Gewalt, allein man beobachtete zugleich ein gewiſſes Schicklichkeitsgefühl, indem man ihn von der Bildung der berathenden Körperſchaften, welche ſeine Handlungen zu controliren berufen waren, ausſchloß; man überließ dieſes Geſchäft hauptſächlich dem Geſetzgeber Frankreichs, Hrn. Sieyès, deſſen thätige Rolle von nun an zu Ende war, und man ſicherte ihm, als Ruheposten, den Vorſitz in dem Senate. So waren alle Stellungen in angemeſſener Weiſe gemacht und der Schein war gerettet.

Es war beſchloſſen worden, die Verfaſſung der Nation zur Zuſtimmung vorzulegen, wozu Liſten auf

den Rathhäuſern, den Friedensgerichten, den Notariaten, den Gerichtskanzleien eröffnet wurden; in Erwartung der Annahme, an der man nicht zu zweifeln ſchien, ſollten der erſte Conſul, die beiden austretenden und die beiden eintretenden Conſuln, die ihnen obliegenden Wahlen vornehmen, damit bis zum 1. Nivoſe die oberen Staatsgewalten beſtellt, und bereit wären, die neue Verfaſſung in das Leben zu führen. Dies war unumgänglich nothwendig, um der Dictatur der proviſoriſchen Conſuln, welche manche Gemüther beſorgt machte, ein Ziel zu ſetzen, und um der allgemeinen Ungeduld nach endlicher Errichtung einer definitiven Regierung Genüge zu leiſten. Jedermann wünſchte in der That ſehnlich eine dauerhafte und gerechte Regierung, welche die Kraft und Einheit der Staatsgewalt ſichere, ohne jede Freiheit zu erſticken; eine Regierung, bei welcher die redlichen und fähigen Männer aller Stände und aller Parteien ihre angemeſſene Stelle fänden. Man muß zugeben, daß die Erhörung dieſer Wünſche unter der Verfaſſung des Jahres VIII nicht unmöglich war; ſie würde dieſelben ſogar vollſtändig befriedigt haben, ohne die Gewalt, welche ihr ſpäter ein Mann von außergewöhnlichem Genie anthat, der übrigens von den Umſtänden ſo ſehr begünſtigt war, daß er mit weit ſtärkeren Schranken als ihm das geſetzgeberiſche Werk des Hrn. Sieyès oder jedes andere damals mögliche hätte ziehen können, wohl fertig geworden wäre.

Die in der Nacht von dem 12 auf den 13. December (21 auf 22. Frimaire) beſchloſſene Verfaſſung wurde am 15. December 1799 (24. Frimaire im Jahre VIII) zum großen Vergnügen ihrer Urheber und auch des Publikums verkündet.

Sie entzückte die Gemüther durch die Neuheit der Ideen, durch die Geſchicklichkeit des Kunſtbaues. Jedermann fing an Hoffnung auf ſie zu bauen, ſo wie auf die Männer, welche dieſelbe in Vollzug ſetzen ſollten.

Folgende Einleitung ging ihr voraus:

„Bürger, eine Verfaſſung wird euch vorgelegt.

„Sie ſetzt den Schwankungen ein Ziel, welche die proviſoriſche Regierung in die auswärtigen Verhältniſſe, in die innere und militäriſche Lage der Republik brachte.

„Sie weiſt, in den Einrichtungen, welche ſie gründet, den Staatsbeamten, deren Hingebung für ihre Wirkſamkeit nöthig ſchien, ihre Stelle an.

„Die Verfaſſung iſt gegründet auf die wahren Grundſätze der Repräſentativ-Regierung, auf die geheiligten Rechte des Eigenthums, der Gleichheit, der Freiheit.

„Die Staatsgewalten, welche ſie einſetzt, werden ſtark und dauerhaft ſein, wie ſie es ſein müſſen, um die Rechte der Bürger und die Intereſſen des Staates zu verbürgen.

„Bürger, die Revolution iſt feſtgeſtellt auf die Grundſätze, welche ſie begonnen haben; **ſie iſt beendigt**." —

Zwei Männer, wie General Bonaparte und Herr Sieyès, rufen im Jahre 1800 aus: Die Revolution iſt beendigt! welch' auffallender Beweis der Täuſchungen des menſchlichen Geiſtes! übrigens muß man anerkennen, daß etwas beendigt war, nämlich die Anarchie.

Bei Allen, welche zu dieſem Werke Hand angelegt hatten, war die Freude über deſſen Vollendung groß. Einige von den Ideen des Hrn. Sieyès waren verworfen worden; übrigens war ſeine Verfaſſung beinahe

vollſtändig angenommen, und ohne eine unbedingte Macht wie jene von Solon, Lykurg oder Mahomet, eine Macht, welche in unſern Zeiten des Zweifels, wo jede Wunderkraft einer Perſönlichkeit zerſtört iſt, kein Menſch zu erlangen vermag, war es nicht wohl möglich, einen größeren Theil ſeiner geiſtigen Schöpfung in die Verfaſſung eines großen Volkes hinein zu tragen. Und ſo wie ſie war — hätte der Sieger von Marengo nicht ſpäter zwei weſentliche Aenderungen daran vorgenommen, indem er die kaiſerliche Erblichkeit dazu, das Tribunat davon nahm — ſo wie ſie war, konnte dieſe Verfaſſung eine Bahn eröffnen, welche nicht zum Siege der unumſchränkten Gewalt geführt haben würde.

Nachdem Hr. Sieyès dem General Bonaparte das Schwert in die Hand gegeben, welches zum Sturze des Directoriums gebraucht worden war, nachdem er eine Verfaſſung gemacht hatte, überließ er Frankreich dem verzehrenden Thatendrang des jungen Conſuls, um ſich ſelbſt in jene gedankenvolle Muße zurückzuziehen, welche er dem unruhigen Getriebe des Geſchäftslebens vorzog. Der neue Erſte Conſul wollte dem Geſetzgeber Frankreichs ein Zeichen der Nationalanerkennung geben; er ließ den geſetzgebenden Ausſchüſſen vorſchlagen, demſelben das Domänengut Crosne zum Geſchenk zu machen. Die Schenkung wurde beſchloſſen und Hrn. Sieyès mit den edelſten Ausdrücken der öffentlichen Dankbarkeit angekündigt. Hr. Sieyès empfand ein lebhaftes Vergnügen, denn bei ſeiner unbeſtreitbaren Rechtlichkeit war er doch empfänglich für die Genüſſe des Wohlſtandes und mußte auch ergriffen ſein von der feierlichen und zarten Form, womit ihm die Nationalbelohnung zugeſchieden wurde.

Man traf nun alle Anſtalten, um die Verfaſſung in Kraft treten zu laſſen. Dies ſollte in den erſten Tagen des Januar 1800 (Nivoſe, Jahr VIII.) geſchehen, alſo in den erſten Tagen des Jahres, welches dieſes große Jahrhundert abſchloß.

Zweites Buch.

Innere Verwaltung.

Definitive Einſetzung der Conſularregierung. — Bildung des Senates, des geſetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Staatsraths. — Erklärung des Erſten Conſuls an die europäiſchen Mächte. — Oeffentliche Friedensanerbietungen an England und Oeſterreich. — Proclamation an die Vendée. — Eröffnung der erſten geſetzgebenden Verſammlung. — Entſtehung einer Oppoſition im Tribunat. — Reden der Tribunen Duveyrier und Benjamin Conſtant. — Eine bedeutende Mehrheit nimmt die Entwürfe der Conſuln an — Zahlreiche organiſche Geſetze. — Einrichtung der Präfecturen und Unterpräfecturen. — Errichtung von Gerichtshöfen erſter und zweiter Inſtanz. — Schließung der Emigrantenliſte. — Wiederherſtellung des Rechtes zu teſtiren (Teſtamente zu machen). — Geſetz über die Einnahmen und die Ausgaben. — Bank von Frankreich. — Fortſetzung der Unterhandlungen mit Europa. — Englands Weigerung, den Friedensvorſchlägen Gehör zu geben. — Lebhafte Verhandlungen darüber in dem brittiſchen Parlament. — Oeſterreich weigert ſich in milderer Form aber eben ſo beſtimmt wie England. — Nothwendigkeit, die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. — Außer Stande, die kriegführenden Mächte zu einer Annäherung zu vermögen, ſtrebt der Erſte Conſul Preußen an ſich zu ziehen, und erklärt ſich offen gegen dieſe Macht. — Er bemüht ſich, den Krieg in der Vendée zu beendigen, bevor er den Feldzug von 1800 eröffnet. — Stand der Parteien in der Vendée. — Benehmen des Abbé Bernier. — Friede von Montfaucon. — Die Hrn. von Autichamp, von Châtillon, von Bourmont, Georges

Cadoudal begeben ſich nach Paris und kommen vor den Erſten Conſul. — Hr. von Frotté wird erſchoſſen. — Definitive Unterwerfung der Vendée. — Die Truppen marſchiren nach der Grenze. — Friedliches Ende der geſetzgebenden Verſammlung des Jahres VIII. — Polizeiverordnung über die Preſſe. — Todtenfeier aus Anlaß von Washingtons Tod. — Der Erſte Conſul bezieht den Pallaſt der Tuilerien. —

Der 4. Nivoſe des Jahres VIII (25. Dcbr. 1799) war der für den Amtsantritt der Conſuln und für die erſte Verſammlung des Erhaltungsſenates beſtimmte Tag. Zahlreiche Ernennungen mußten vorausgehen, denn man mußte ſowohl die vollziehende Gewalt als den Senat gleichzeitig einſetzen, bevor man ſie in Thätigkeit treten ließ.

General Bonaparte, welchem die Ernennung der Beamten der vollziehenden Gewalt oblag, ſo wie die Hrn. Sieyès, Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrun, welche die Mitglieder des Senats zu wählen hatten, die dann ihrerſeits den geſetzgebenden Körper und das Tribunat zu ernennen hatten, wurden mit Bittgeſuchen aller Art beſtürmt. Für die Bittſteller handelte es ſich um Stellen von Senatoren, Mitgliedern des geſetzgebenden Körpers, Tribunen, Staatsräthen, Präfecten; dieſe hohen Aemter, welche alle gleichzeitig zu vergeben, alle reich beſoldet waren, hatten Reiz für die Ehrbegierde. Viele feurige Revolutionäre, Feinde des 18. Brumaire, waren ſchon merklich beſänftigt. Viele jener Schwankenden, die erſt nach dem Erfolge zu einem Entſchluß kommen, fingen an, ſich laut auszuſprechen. Es war damals, wie immer, eine Redensart gang und gäbe, welche den Zuſtand der Gemüther treffend bezeichnet. Man muß ſich zeigen, hieß es,

man muß beweiſen, daß man, weit entfernt, der neuen Regierung Hinderniſſe in den Weg legen zu wollen, vielmehr bereit iſt, ihr die vorhandenen wegräumen zu helfen. Dies bedeutete, daß man die Aufmerkſamkeit der mit allen Ernennungen betrauten fünf Perſonen auf ſich zu ziehen wünſchte. Es gab ſogar Bittſteller, welche, um ihre Aufnahme in das Tribunat zu erwirken, der Conſularregierung ihre Ergebenheit zuſicherten, obgleich ſie im Voraus feſt entſchloſſen waren, ihr lebhaft Widerpart zu halten.

Sobald im Verlaufe der Revolutionen das Feuer der Leidenſchaften zu erlöſchen beginnt, ſieht man an die Stelle der Gewaltthätigkeit die Habgier treten, und von dem Schrecken geht man faſt plötzlich zum Eckel über. Wenn Seelengröße und Heldenmuth durch den Glanz ihrer Thaten nicht traurige Einzelheiten verhüllten, wenn nicht vor Allem die umfaſſenden, wohlthätigen Folgen geſellſchaftlicher Revolutionen für die Völker das Uebel der Gegenwart durch die Größe der künftigen Vortheile aufwögen, ſo möchte man von dem Schauſpiele, welches ſie der Welt darbieten, die Augen wegwenden. Aber ſie ſind die Proben, der die Vorſehung die menſchlichen Geſellſchaften zum Zwecke ihrer Wiedergeburt unterwirft, und deshalb muß man ſorgfältig und, wenn man kann, mit Nutzen, das bald abſtoßende, bald erhabene Gemälde betrachten.

Die Regſamkeit der Stellenjäger war ſo groß, daß ſie den Tagesſchriftſtellern auffiel und ihre Federn in Bewegung ſetzte. Der Moniteur ſelbſt, welcher damals noch kein offizielles Blatt war, es aber wenige Tage nachher (7. Nivoſe) wurde, glaubte dieſe Gemeinheiten züchtigen zu müſſen:

„Seitdem die Verfaſſung — ſagte er — eine Anzahl reich beſoldeter Stellen geſchaffen hat, ſind eine Menge Leute in Bewegung; wie viele wenig bekannte Geſichter beeifern ſich, ſich zu zeigen! wie viele vergeſſene Namen rühren ſich aufs Neue unter dem Staube der Revolution! wie manche ſtolze Republikaner vom Jahre VII machen ſich klein, um bis zu dem mächtigen Manne durchzudringen, der ſie anſtellen kann! wie mancher Brutus erſcheint als Bittſteller! wie viele kleine Talente erhebt man bis in den Himmel! wie viele winzige Dienſte übertreibt man! wie viele blutige Flecken deckt man zu! Dieſer wunderbare Wechſel der Scene war in einem Augenblicke geſchehen. Hoffen wir, daß der Held der Freiheit, er, der in der Revolution nur mit Wohlthaten eingezeichnet ſteht, dieſe Umtriebe mit dem Widerwillen, welchen ſie jeder edeln Seele einflößen, betrachten, und nicht zugeben werde, daß eine Menge dunkler oder befleckter Namen ſich in die Strahlen ſeines Ruhmes zu hüllen verſuchen." (Moniteur vom 3. Nivoſe).

Wir müſſen übrigens das Gute wie das Schlimme nach Gebühr vertheilen und dürfen nicht glauben, daß dieſe Schilderung ein Bild der ganzen Nation ſei. Wenn es Menſchen gab, die ſich erniedrigten, oder Andere, die, ohne ſich zu erniedrigen, ſich wenigſtens rührten; ſo harrten doch Manche mit Würde des Rufes, welchen die Regierung an ihre Einſicht und ihren Eifer ergehen laſſen mochte. Wenn z. B. Hr. Conſtant dringend und mit großen Betheuerungen der Ergebenheit für die Familie Bonaparte um Aufnahme in das Tribunat anhielt, ſo waren dagegen die Herren von Tracy, Volney, Monge, Carnot, Ginguené, Ducis, nicht unter

den Bittſtellern und überließen es dem freien Willen der conſtituirenden Gewalt, ſie in die umfaſſende Vertheilung von Staatsämtern mit einzuſchließen.

Am 24. December (3. Nivoſe) verſammelten ſich die Conſuln, um zu der Zuſammenſetzung des Staatsraths zu ſchreiten, ſich damit in den Stand zu ſetzen, am folgenden Tage, den 25. December (4. Nivoſe) die Regierung zu beſtellen. Die Herren Sieyès, Roger-Ducos, als austretende, Cambacérès und Lebrun als eintretende Conſuln, begaben ſich alsdann in den Pallaſt Luxembourg um die abſolute Mehrheit der Senatsmitglieder zu ernennen, damit ſich der Senat gleichfalls am folgenden Tage verſammeln, ergänzen und zur Bildung der großen berathenden Körperſchaften ſchreiten könne.

Der Staatsrath wurde in fünf Abtheilungen getheilt. Die erſte für die Finanzen, die zweite für bürgerliche und Strafgeſetzgebung, die dritte für den Krieg, die vierte für die Marine und die fünfte für das Innere. In jeder Abtheilung führte ein Staatsrath, im vollen Rathe der Erſte Conſul, oder in deſſen Abweſenheit einer ſeiner beiden Amtsgenoſſen, Cambacérès oder Lebrun, den Vorſitz.

Jede Abtheilung hatte die in ihren Geſchäftskreis gehörigen Geſetzentwürfe und Verordnungen zu entwerfen. Die Entwürfe und Verordnungen waren alsdann in der vollen Verſammlung ſämmtlicher vereinigten Abtheilungen zu berathen. Der Staatsrath hatte außerdem in Streitſachen, welche das Verwaltungsrecht betreffen (contentieux administratif) zu ſprechen, und die Streitigkeiten über die Zuſtändigkeit (Competenz-Conflicte), ſowohl zwiſchen den bürgerlichen Gerichten und den

Verwaltungsſtellen, als zwiſchen den Gerichten unter einander, zu entſcheiden. Dieſe Geſchäfte hat er heute noch; damals hatte aber außerdem er allein die Geſetze abzufaſſen und ausſchließlich vor dem geſetzgebenden Körper zu begründen, ferner hatte er noch über die großen Regierungsfragen zu erkennen, zuweilen auch über die Fragen der auswärtigen Politik, wovon ſpäter einige Beiſpiele vorkommen werden. Der Staatsrath war daher in jener Zeit nicht nur ein Verwaltungsrath, ſondern ein eigentlicher Regierungsrath.

Einige Mitglieder dieſer Körperſchaft waren überdies in verſchiedenen Miniſterien mit gewiſſen beſondern Verwaltungsfächern beauftragt, denen man eine größere Wichtigkeit beilegen, oder eine beſondere Sorgfalt gewidmet wiſſen wollte; dieſe waren: der öffentliche Unterricht, die Staatskaſſe, die Staatsgüter, die Colonien und die öffentlichen Arbeiten. Die mit der Leitung dieſer verſchiedenen Fächer beauftragten Staatsräthe ſtanden unter dem betreffenden Miniſter. Die Mitglieder des Staatsraths wurden hoch beſoldet; Jeder ſollte einen Gehalt von 25,000 Franken, die Präſidenten 35,000 Franken beziehen. Der Geldwerth ſtand damals, wie bekannt, weit höher als gegenwärtig. Man ſtrebte eifriger nach Staatsrathsſtellen als nach Senatorſtellen, denn bei gleicher Beſoldung und gleichem Anſehen wie die Senatoren, wurden die Staatsräthe ſo gut wie die Miniſter ſelbſt, zur Behandlung der wichtigſten Geſchäfte verwendet.

Die vorzüglichſten Mitglieder der großen Körperſchaft waren: in der Abtheilung für den Krieg, die Herren Lacuée, Brune, Marmont; in der Abtheilung für die Marine: von Champagny, Gauteaume, Fleu-

rieu; in der Abtheilung für die Finanzen: Defermon, Duchâtel, Dufresne; in der Abtheilung für die Juſtiz: Boulay von der Meurthe, Bertier, Réal; in der Abtheilung für das Innere: Röderer, Cretet, Chaptal, Régnault de St. Angely, Fourcroy. Die fünf Präſidenten waren die Herren Brune, Ganteaume, Defermon, Boulay von der Meurthe und Röderer. Man konnte dieſen Körper ſicher nicht aus angeſeheneren Namen, aus wahrhafteren und mannichfaltigeren Talenten zuſammenſetzen. Man muß geſtehen, daß die franzöſiſche Revolution außerordentlich fruchtbar an Männern aus allen Fächern war und daß man, zumal wenn man der von den Parteien gegenſeitig verhängten Ausſchließung keine Rechnung mehr tragen wollte, Stoff genug hatte, um ein im höchſten Grade vielſeitiges, fähiges, wir dürfen hinzufügen, ruhmvolles Regierungsperſonal aufzuſtellen. Dies that der neue Conſul; er wählte z. B. in die Abtheilung für die Finanzen Hrn. Devaisnes, welcher damals des Royalismus ſtark beſchuldigt wurde, aber in ſeinem Fache praktiſche Kenntniſſe beſaß, welche früher ſehr nützlich geweſen waren und es ſpäter abermals geworden ſind.

Am nämlichen Tage, den 24. December (3. Nivoſe) verſammelten ſich die Herren Sieyès, Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrun, um die neun und zwanzig Senatoren zu bezeichnen, welche mit den beiden austretenden Conſuln die Zahl einunddreißig ausmachten. Die Liſte war natürlich vorher aufgeſtellt worden; ſie enthielt die achtungswertheſten Namen, die Herren Bertholet, Laplace (welcher vor kurzem aus dem Miniſterium des Innern getreten war), Monge, Tracy, Vol-

ney, Cabanis, Kellermann, Garat, Lacépède, Ducis. Der Letzte nahm die Wahl nicht an.

Am folgenden Tage, 25. December (4. Nivoſe), trat der Staatsrath zum erſtenmal zuſammen. Die Conſuln, begleitet von den Miniſtern, wohnten der Sitzung bei. Man berieth einen Geſetzentwurf, welcher die Beziehungen der oberen Staatsbehörden unter einander zu ordnen beſtimmt war; man verabredete auch die zur Vorlage an die nächſte geſetzgebende Verſammlung auszuarbeitenden Entwürfe. Der Senat verſammelte ſich ſeinerſeits im Pallaſt Luxembourg, und ergänzte ſich durch Erwählung von neunundzwanzig neuen Mitgliedern, welche mit den einunddreißig ſchon gewählten, die Geſammtzahl der Senatoren auf ſechzig brachte. Man erinnert ſich, daß dieſe Zahl ſpäter auf achtzig erhöht werden ſollte. Auch in dieſer Ergänzungsliſte zählte man wieder Namen vom beſten Klange: die Herren Lagrange, Darcet, François de Neufchateau, Daubenton, Bougainville, den Banquier Perrégaux, endlich auch einen ſehr alten Namen, Hrn. v. Choiſeul-Praslin.

Die folgenden Tage beſchäftigte ſich der Senat mit der Bildung des geſetzgebenden Körpers und des Tribunats. Man brachte in den Erſten gemäßigte Männer aus allen Zeitabſchnitten der Revolution, Mitglieder der conſtituirenden, der geſetzgebenden Verſammlung, des Nationalconvents, endlich Abgeordnete zu den Fünfhundert. Man trug Sorge, aus jenen Verſammlungen diejenigen Männer zu wählen, denen es wenig um Aufſehen, glänzenden Erfolg und das Treiben der Geſchäfte zu thun geweſen, und behielt diejenigen, welche die entgegengeſetzten Neigungen kund gegeben hatten, für das Tribunat. Die dreihundert Namen der Mit-

glieder des geſetzgebenden Körpers konnten demnach keine ſehr glänzenden ſein, und es würde ſchwer fallen, in der zahlreichen Liſte zwei oder drei zu finden, welche heute noch bekannt wären. Man bemerkte darunter den beſcheidenen, tapfern Latour d'Auvergne, einen Helden, würdig des Alterthums durch Tugenden, Großthaten und ſein edles Ende.

Die hundert Namen des Tribunats, welche in der ganz natürlichen, bald aber bitter bereuten Abſicht gewählt waren, den thatkräftigen, rührigen, ruhmliebenden Geiſtern eine Bahn zu öffnen, dieſe hundert Namen enthielten Berühmtheiten, von denen manche zu der Zeit, wo wir ſchreiben, ſchon ein wenig verwiſcht, aber nicht vergeſſen ſind; dahin gehören die Herren Chénier, Andrieux, Chauvelin, Stanislas v. Girardin, Benjamin Conſtant, Daunou, Riouffe, Béranger, Ganilh, Ginguené, Laromiguière, Jean Baptiſte Say u. ſ. w.

Sobald dieſe Körper gebildet waren, richtete man die für ſie beſtimmten Gebäude ein. Die Tuilerien wurden den drei Conſuln vorbehalten; der Pallaſt Luxembourg dem Senate angewieſen, der Pallaſt Bourbon der geſetzgebenden Verſammlung, der Palais-Royal dem Tribunat.

Man verwendete eine Summe von einigen hunderttauſend Franken, um die Tuilerien bewohnbar zu machen; bis zur Vollendung der erforderlichen Arbeiten wohnten die Conſuln im Petit-Luxembourg.

General Bonaparte hatte ſeit ſeiner Rückkehr aus Egypten ſchon viel gethan; er hatte das Direktorium geſtürzt und für ſich eine Stellung erlangt, welche dem Scheine nach tiefer, in der Wirklichkeit aber höher lag als das conſtitutionelle Königthum. Aber er hatte kaum

erſt von dieſer Stellung Beſitz ergriffen, und mußte die Beſitznahme durch nützliche Arbeiten, durch große Handlungen rechtfertigen. Es blieb ihm daher ungeheuer viel zu thun, denn ſeine erſten Umgeſtaltungsverſuche waren nur eine Kraftanſtrengung, zwar ſchon von glücklichem Erfolge, aber ſie ließ im Lande noch große Unordnungen, tiefe Leiden zurück; Geldklemme in der Staatskaſſe, Elend bei den Heeren, das Feuer des Bürgerkriegs in der Vendée, Schwanken bei den neutralen Mächten, eine hartnäckige Erbitterung den Kampf fortzuſetzen bei den kriegführenden Mächten. Aber die Beſitzergreifung der Gewalt, unmittelbar nach ſeinen erſten Arbeiten und vor den unermeßlichen Unternehmungen, welche er bald zu vollbringen ſich zutraute, entzückte dennoch ſein ehrgeiziges Herz.

Um die Einſetzung ſeiner Regierung zu feiern, traf er eine Reihe ſorgfältig zuſammengeſtellter Maßnahmen, aus denen eine tiefe Politik, eine merkliche Freude und jene Großmuth hervorleuchtet, welche die Befriedigung der eignen Wünſche jedem lebhaften und wohlwollenden Gemüthe einflößt. Dieſe Maßregeln folgten auf einander vom 25. December (4. Nivoſe), dem Tage der Einſetzung der Conſularregierung, bis zum 1. Januar. 1800 (11. Nivoſe), dem Tage der Eröffnung der erſten geſetzgebenden Verſammlung.

Zuvörderſt beſtimmte eine Bekanntmachung des Staatsraths vom 27. December (6. Nivoſe), daß die Geſetze, welche die Verwandten von Ausgewanderten und die ehemaligen Adeligen von Staatsämtern ausſchloſſen, als unverträglich mit den Grundſätzen der neuen Verfaſſung, von Rechtswegen außer Kraft geſetzt ſeien.

Eine Anzahl Perſonen, welche der revolutionären

Partei angehörten, ſollte, wie oben erwähnt, in Folge eines nicht wohlüberlegten, wenige Tage nach dem 18. Brumaire gefaßten Beſchluſſes deportirt oder eingeſperrt werden. Deportation und Einſperrung waren in Stellung unter polizeiliche Aufſicht umgewandelt worden. Auch dieſe Ueberwachung wurde durch einen Beſchluß vom 5. Nivoſe abgeſtellt. Nach dieſer Genugthuung für diejenigen, welche nahe daran waren, ſeine Strenge zu fühlen, gewährte der Erſte Conſul eine andere, nothwendigere den Opfern des Direktoriums und der früheren Regierungen. Die ohne förmliche Verurtheilung Deportirten wurden ermächtigt, nach Frankreich zurückzukehren, unter der Bedingung, an Orten, die ihnen bezeichnet wurden, ihren Wohnſitz zu nehmen. Dieſe Verfügung fand Anwendung auf Geächtete aus allen Zeiten der Revolution, vorzüglich auf jene vom 18. Fructidor. Die Herren Boiſſy d'Anglas, Dumolard, Paſtoret wurden zurückgerufen und ermächtigt, der erſte in Annonay, der zweite in Grenoble, der dritte in Dijon zu wohnen. Die Herren Carnot, Portalis, Quatremère-Quincy, Siméon, Villaret-Joyeuſe, Barbé-Marbois, Barrère, ebenfalls zurückgerufen, durften in Paris wohnen. Daß Männer, wie Carnot, Siméon und Portalis in die Hauptſtadt gezogen wurden, obgleich ſie nicht ihr Geburtsort war, deutete zur Genüge an, daß die Regierung Abſichten auf ſie habe und ihre Talente zu verwenden gedenke.

Andere Maßregeln betrafen die Gottesverehrung und die freie Ausübung derſelben. Am 28. December (7. Nivoſe) wurde der Beſchluß gefaßt, daß die für den Gottesdienſt beſtimmten Gebäude ihre Beſtimmung auch in Zukunft behalten, oder ſie wieder erlangen

ſollten, wenn ſie den Dienern der verſchiedenen Bekenntniſſe noch nicht zurückgegeben wären. Manche Ortsbehörden hatten, um den katholiſchen Gottesdienſt zu beläſtigen, die Oeffnung der Kirchen am Sonntag verboten und nur an den Tagen des Decadi (der zehnte Tag, welcher nach der neuen Zeiteintheilung gefeiert werden ſollte) geſtattet. Die Conſuln caſſirten derartige Gemeindebeſchlüſſe und verbanden mit der Rückerſtattung der kirchlichen Gebäude, die freie Befugniß, ſie an den von jedem Cultus vorgeſchriebenen Tagen zu benützen. Uebrigens wagte man noch nicht die Gebräuche der Theophilanthropen zu verbieten, welche an gewiſſen Wochentagen in den Kirchen ſtattfanden und in den Augen der Katholiken für Entweihungen galten.

Die Conſuln ließen auch die von Seiten der Prieſter verlangte Formel der Treupflicht abändern. Bisher hatte man von ihnen einen beſondern Eid auf die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit verlangt, einen Eid, welcher, nach der Anſicht von Manchen, den Geſetzen der Kirche entgegen war. Man forderte jetzt nur ein einfaches Gelöbniß des Gehorſams gegen die Staatsverfaſſung, welches keiner mit Grund abzulegen Anſtand nehmen konnte, ohne dem Kaiſer den Gehorſam zu verweigern, welchen die katholiſche Religion ſtreng vorſchreibt. Dies nannte man von nun an das Gelöbniß (promesse) im Gegenſatze zu dem Eid, und es brachte alsbald eine große Anzahl von Geiſtlichen zu dem Altar zurück. Die Beeidigten hatten die Gunſt der Regierung ſchon erlangt; jetzt war die Reihe an den Unbeeidigten.

Zu den Maßregeln dieſer Art fügte der neue Erſte Conſul eine weitere, die in Jedermanns Augen als

unmittelbar von ihm ausgehend angeſehen werden mußte, weil ſie an Verhältniſſe erinnerte, die ihn gewiſſermaßen perſönlich angingen. Er hatte mit dem verſtorbenen Papſt Pius VI. den Vertrag von Tolentino unterhandelt und vor den Thoren Roms unterzeichnet; er hatte ferner ſeit 1797, dem Oberhaupt der katholiſchen Kirche große Achtung äußerlich bezeigt und von demſelben deutliche Beweiſe des Wohlwollens erhalten. Pius VI. war zu Valence in der Dauphiné geſtorben und hatte die Ehre des Begräbniſſes noch nicht erlangt. Seine ſterbliche Hülle lag in einer Sakriſtei bewahrt. Nach der Rückkehr aus Egypten ſprach General Bonaparte den Cardinal Spina zu Valence, erfuhr die näheren Umſtände und nahm ſich vor, ein ſo durchaus unſchickliches Ueberſehen bald wieder gut zu machen.

Er ließ daher ſchon am 30. December (9. Nivoſe) von den Conſuln einen Beſchluß faſſen, welcher ſich auf die edelſten Erwägungsgründe ſtützt.

„Die Conſuln" — hieß es in dieſem Beſchluſſe — „in Erwägung, daß die Leiche Pius VI. ſeit ſechs Monaten in der Stadt Valence bewahrt wird, ohne daß ihr die Ehre des Begräbniſſes erwieſen worden;

„daß dieſer durch ſein Unglück achtungswerthe Greis, wenn er eine kurze Zeit Frankreichs Feind war, dazu nur durch den Rath der Männer, welche ſein hohes Alter umgaben, verleitet wurde;

„daß es der Würde der franzöſiſchen Nation gebührt und ihrem Charakter entſpricht, einem Manne, welcher eine der höchſten Stellen auf der Erde bekleidete, Beweiſe der Hochachtung zu geben;

„aus dieſen Gründen beſchließen die Conſuln" u. ſ. w. Nun folgten die Anordnungen für die Leichenfeier des

oberſten Prieſters und für ein Denkmal, welches die Würde des beerdigten Fürſten kund geben ſollte.

Dieſe Demonſtration brachte eine größere Wirkung hervor, als vielleicht die allerhumanſten Maßregeln; weil ſie die an Schauſpiele anderer Art gewöhnten Sinne überraſchte und in Erſtaunen ſetzte. Auch ſtrömte eine zahlloſe Menſchenmenge nach Valence, um die Ermächtigung zu einer offenen Darlegung religiöſer Geſinnung nicht unbenützt zu laſſen.

Das Verzeichniß der revolutionären Feſte enthielt ein ſehr unglücklich gewähltes, nämlich die Feier des 21. Januar. Wie auch die Männer aller Parteien in Bezug auf das tragiſche Ereigniß, an welches jener Tag erinnerte, geſinnt ſein mochten, ſo war doch ein Feſt zur Erinnerung an eine blutige Kataſtrophe, jedenfalls ein barbariſches.

General Bonaparte hatte ſchon zur Zeit des Directoriums einen lebhaften Widerwillen gezeigt, demſelben beizuwohnen, nicht als hätte er ſchon damals das Königthum, das er ſpäter zu ſeinem Vortheil herſtellen ſollte, zu ehren gedacht, ſondern einzig und allein, weil es in ſeinem Charakter lag, Leidenſchaften, die er nicht theilte, ſtets öffentlich zu trotzen. Da er jetzt das Oberhaupt der Regierung geworden, ſo ließ er durch den geſetzgebenden Körper beſtimmen, daß in Zukunft nur zwei Feſte ſtattfinden ſollten: jenes des 14. Juli als Jahresfeier des erſten Tages der Revolution, und das des 1. Vendemiaire, als Jahresfeier des erſten Tages der Republik. „Dieſe Tage,“ ſagte er, „ſind dem Gedächtniſſe der Bürger mit unverlöſchlichen Zügen eingeprägt, ſie ſind von allen Franzoſen mit einſtimmigem Jubel begrüßt worden und führen keine Erinnerungen mit ſich,

die unter den Freunden der Republik nur Zwieſpalt erwecken könnten.“

Es war die ganze Macht, ſo wie die ganze Kühnheit des Oberhaupts der neuen Regierung nothwendig, um ſich eine Reihe von Maßregeln zu erlauben, die, obgleich ſie an ſich gerecht, politiſch und moraliſch waren, doch vielen überſpannten Köpfen als unzweifelhafte Vorboten einer vollſtändigen Gegenrevolution erſchienen. Allein, während General Bonaparte all dieſe Maßregeln in Ausführung brachte, war er zugleich bedacht, bald als der Erſte das Beiſpiel von Vergeſſen des politiſchen Haſſes zu geben, bald mit vollkommenem Erfolge den Sinn für Ruhm zu erwecken, durch welchen er die Menſchen jener Zeit leitete und ſie den niedrigen Parteikämpfen entriß. So hatte ihn General Augereau durch ſein ungeziemendes Betragen am 18. Brumaire beleidigt und er ernannte ihn desungeachtet zum Commandanten der Armee von Holland.

„Zeigen Sie,“ ſchrieb er ihm in einem Briefe, der veröffentlicht wurde, „durch alle Ihre Handlungen, zu denen Ihre Stellung Ihnen Anlaß geben wird, daß Sie über jene elenden Parteizwiſte erhaben ſind, die ſeit zehn Jahren die traurige Urſache von Frankreichs Zerfall bilden. Wenn die Umſtände mich nöthigen, den Krieg ſelbſt zu führen, ſo können Sie darauf zählen, daß ich Sie nicht in Holland laſſen und nie den ſchönen Tag von Caſtiglione vergeſſen werde.“

Gleichzeitig leitete er durch die Einführung von Ehrenwaffen die Gründung der Ehrenlegion ein. Dieſe franzöſiſche Democratie konnte, nach dem von ihr bei jeder Gelegenheit zur Schau getragenen Abſcheu vor perſönlichen Auszeichnungen, höchſtens Belohnungen für

Waffenthaten zulaſſen. Der erſte Conſul traf die aus einem Artikel der Verfaſſung ſich herleitende Verfügung, daß für jede ausgezeichnete Waffenthat, dem Infanteriſten eine Ehrenflinte, dem Cavalleriſten ein Ehrenkarabiner, den Artilleriſten Ehrengranaten und den Offizieren jeden Grades endlich Ehrenſäbel zuerkannt werden ſollten. Dieſe am 25. December (5. Nivoſe) decretirte Einrichtung, brachte der erſte Conſul ſogleich in Ausführung, indem er Tags darauf dem General Saint Cyr, für ein in den Apenninen geliefertes glänzendes Gefecht, einen Ehrenſäbel zuerkannte. „Empfangen Sie,“ ſchrieb er ihm, „als Beweis meiner Zufriedenheit einen ſchönen Säbel, den Sie an Schlachttagen tragen werden. Machen Sie den unter Ihren Befehlen ſtehenden Soldaten bekannt, daß ich mit ihnen zufrieden bin und es in noch höherem Grade zu werden hoffe.“

Mit dieſen Maßregeln, welche ſchon ſeine Beſitznahme der Gewalt ankündigten, den Charakter ſeiner Regierung bezeichneten und ſeine feſte Abſicht, ſich über alle Leidenſchaften der Parteien zu ſtellen klar hervortreten ließen, vereinte er unmittelbar Schritte von noch weit größerer Wichtigkeit, ſowohl bezüglich der Vendée, als der europäiſchen Mächte.

Es war mit den Vendéern ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, Unterhandlungen angeknüpft worden und doch machte die Ausgleichung dieſes Kampfes keine Fortſchritte. General Bonaparte hatte jenen Royaliſten, die ſich an ihn gewandt hatten, um ſeine Abſichten zu erforſchen und zu erfahren, ob er ſich nicht mit der Rolle des Wiederherſtellers, der Stütze und des erſten Unter-

thanen des bourbonischen Hauses begnügen würde, nur wenig Zweifel noch übrig gelassen.

Er hatte sie enttäuscht, indem er sich als der Sache der französischen Revolution unwandelbar ergeben zeigte. Diese Freimüthigkeit seiner Erkärungen hatte die begonnene Annäherung nicht sehr erleichtert. Die Leiter der Vendéer schwankten zwischen der Furcht, die ihnen die Kraft der neuen Regierung einflößte und dem Drängen der Emigranten von London, die von Seite Hrn. Pitts ermächtigt waren, ihnen Waffen, Geld und Landungen zu versprechen.

England zählte hauptsächlich auf einen neuen Aufstand in der Vendée und beabsichtigte an diesem Theile unserer Küsten eine ähnliche Landung wie die in Holland zu wagen. Das Mißlingen der Letzteren hatte England nicht entmuthigt und es verlangte vom Kaiser Paul I. dringend die Mitwirkung seiner Truppen, obgleich es in der That nur wenig Wahrscheinlichkeit hatte, dieselbe zu erlangen. Preußen, das für die Consularregierung eine Art Interesse zu zeigen begann, hörte nicht auf, dem Adjutanten Duroc und dem Geschäftsträger Hrn. Otto zu sagen: „Machen Sie den Unruhen in der Vendée ein Ende, denn dort bereitet man Ihnen die empfindlichsten Schläge vor.“

Der General Bonaparte wußte es wohl. Abgesehen von dem Nachtheil, den die Vendée für die Truppen der Republik nach sich zog, indem sie stets einen Theil ihrer Kräfte in Anspruch nahm, erschien ihm der Bürgerkrieg nicht nur als ein Unglück, sondern auch als eine Schande für die Regierung, da er einen beklagenswerthen innern Zustand verrieth. Er hatte daher zur Beendigung desselben die wirksamsten Maßregeln ge-

nommen. Er hatte von Holland einen Theil der Armee, die unter dem General Brune die Anglo-Ruſſen beſiegt hatte, zurückkommen laſſen und derſelben einen Theil der Pariſer Garniſon beigefügt, deren Verminderung ihn nicht beunruhigte, da er die materielle Macht durch den Zauber ſeines Namens erſetzte. So war es ihm gelungen, im Weſten eine treffliche Armee von ungefähr 60,000 Mann zu verſammeln. Der General Brune erhielt den Oberbefehl über dieſe Armee, mit der Weiſung, den klugen und verſöhnlichen Hedouville, der alle Fäden der mit den Royaliſten angefangenen Unterhandlungen in den Händen hielt, als zweiten Befehlshaber beizubehalten. Der Name des General Brune war eine Erwiederung für Jene, die auf eine neue Landung der Anglo-Ruſſen rechneten. Ehe er jedoch einen entſcheidenden Schlag führen wollte, falls die Bedingungen der Pacification nicht angenommen wurden, glaubte er ſich noch, am Tage ſeines Amtsantrittes ſelbſt, an die Vendéer wenden zu müſſen. Am 29. December (8. Nivoſe) ließ er den weſtlichen Departements eine Proclamation und einen Beſchluß der Conſuln zugehen; er ſagte zu ihnen:

„Ein ruchloſer Krieg droht zum Zweitenmal die Weſtdepartements in Flammen zu ſetzen. Es iſt die Pflicht der erſten Beamten der Republik, dem Fortſchreiten deſſelben zuvorzukommen, wie ihn an ſeinem eigenen Heerde zu erſticken; allein ſie wollen nicht eher Gewalt anwenden, als bis alle Mittel der Ueberzeugung und der Gerechtigkeit erſchöpft ſind.“

Indem der erſte Conſul zwiſchen jenen verbrecheriſchen Menſchen, die dem Auslande verkauft und dadurch auf ewig mit der Republik zerfallen ſeien und

jenen irregeleiteten Bürgern, die nur, um grauſame perſönliche Verfolgungen abzuwehren, Krieg führten, einen Unterſchied machte, erinnerte er an alle jene Maßregeln, die die Letzten beruhigen und ſie der neuen Regierung zuführen mußten, wie z. B. den Widerruf des Geißelgeſetzes, die Rückgabe der Kirchen an die Prieſter, die einem Jeden geſtattete Sonntagsfeier u. ſ. w. Ferner verſprach er jenen, die ſich unterwerfen, die Zuſammenrottungen der Inſurgenten verlaſſen und die von England gelieferten Waffen ablegen würden, eine volle und gänzliche Amneſtie. Dagegen erklärte er, daß man gegen alle jene, die im Aufſtande beharren würden, unmittelbar Gewalt anwenden würde. Dann kündigte er die zeitliche Aufhebung der Verfaſſung, d. h. die Einführung außerordentlicher Gerichte in allen jenen Orten an, in welchen die Inſurgentenbanden fortfahren würden ſich unter Waffen zu zeigen. „Die Regierung,“ ſagte die Proclamation der Conſuln am Schluſſe, „wird verzeihen; ſie wird der Reue Gnade gewähren; der Straferlaß wird vollſtändig und unbedingt ſein; aber die Regierung wird Jeden, der nach dieſer Erklärung es wagen wird, ſich der Nationalſouveränetät zu widerſetzen, unerbittlich züchtigen . . . . Aber nein, wir werden nur ein Gefühl noch kennen, die Vaterlandsliebe. Die Diener eines Gottes des Friedens werden die erſten Beförderer der Verſöhnung und der Eintracht ſein. Mögen ſie in jener Sprache, die ſie in der Schule ihres Meiſters lernten, zu den Herzen ſprechen, mögen ſie in jene Tempel gehen, die ſich wieder für ſie öffnen und dort jenes Opfer darbringen, das zur Sühne der Verbrechen des Krieges und des durch ihn gefloſſenen Blutes dienen wird.“

Dieſe auf eine furchtbare Truppenmacht geſtützte Manifeſtation war ganz geeignet, eine mächtige Wirkung hervorzubringen und zwar um ſo mehr, da ſie von einer neuen Regierung ausging, die den Ausſchweifungen und Fehlern, die dem Bürgerkrieg zum Vorwand gedient hatten, ganz fremd war.

Nachdem der Erſte Conſul gegen die innern Feinde ſo zu Werke gegangen war, wandte er ſich gegen die auswärtigen Feinde und beſchloß, bei jenen beiden Mächten die noch gar kein Zeichen einer Annäherung an Frankreich gegeben und hartnäckig im Kriege beharren zu wollen ſchienen, nämlich bei Oeſterreich und England, einen feierlichen Schritt zu thun.

Preußen hatte, wie wir ſchon geſehen, den Adjutanten Duroc trefflich aufgenommen und gab noch jeden Tag dem Erſten Conſul unzweideutige Beweiſe der lebhafteſten Theilnahme. Durch ſeine Verhältniſſe mit Frankreich zufriedengeſtellt, wünſchte es der Regierung ſowohl gegen die Anarchie im Innern, als ſeinen Waffen gegen Oeſterreich Erfolg. Es dachte noch immer mit Vorliebe an den Plan, als Vermittler aufzutreten, wagte aber nicht, den erſten Schritt zu thun, da es den Frieden noch ſehr entfernt glaubte und ſich nicht zu früh in einen Schritt einlaſſen wollte, deſſen Folgen noch nicht vorauszuſehen waren. Und in der That, wer den Zuſtand Europas genau beobachtete, konnte leicht vorausſehen, daß um die zwiſchen England und Oeſterreich beſtehenden Bande zu löſen, es noch eines Feldzugs bedurfte. Auch der Hof von Madrid hatte mit Vergnügen das Emporkommen des Generals Bonaparte geſehen, da das Bündniß zwiſchen Spanien und Frankreich durch ihn ſowohl ehrenvoller als nütz-

licher ſchien. Allein der Horizont klärte ſich nirgends gänzlich auf. General Bonaparte beſchloß daher, am Tage ſelbſt, an welchem die Verfaſſung ihn geſetzlich mit einer neuen Autorität bekleidete, ſich an die entſchieden feindlichen Mächte zu wenden, ihnen den Frieden anzubieten, und ſie gewiſſermaßen öffentlich als den im Unrecht ſtehenden Theil zu bezeichnen, falls ſie denſelben zurückwieſen. Dann konnte er immerhin den Krieg unternehmen, da er die Meinung der Welt für ſich hatte. Zunächſt ertheilte er allen ſchon früher ernannten franzöſiſchen Agenten, die nur deshalb Paris nicht verlaſſen hatten, weil man wünſchte, daß ſie von einer definitiv conſtituirten Regierung beglaubigt würden, augenblicklich Befehl zur Abreiſe. General Beurnonville ging nach Berlin, Hr. Alquier nach Madrid, Hr. von Sémonville nach dem Haag, Hr. Bourgoing nach Kopenhagen. General Beurnonville war mit einer gewandten Schmeichelei für den König von Preußen beauftragt, nämlich mit der Bitte um eine Büſte des großen Friedrich, um dieſelbe in der großen Dianengallerie in den Tuilerien aufzuſtellen. Der Erſte Conſul ließ in dieſer Gallerie die Bilder aller der großen Männer, für die er eine beſondere Vorliebe hatte, aufſtellen. Hr. Alquier überbrachte außer den ſchmeichelhafteſten Worten für den König und die Königin auch ein Geſchenk für den Friedensfürſten, der, obgleich nicht mehr Miniſter, doch noch immer einen bedeutenden Einfluß ausübte. Dies Geſchenk beſtand in prächtigen Waffen aus der Fabrik von Verſailles, die damals durch ihre ausgezeichneten Arbeiten einen europäiſchen Ruf hatten.

Nachdem dies geſchehen, beſchäftigte ſich der Erſte

Conſul mit dem bezüglich der beiden feindlichen Höfe beſchloſſenen Schritte. Gewöhnlich pflegt man derartige Schritte zu verbergen und indirecte Verſuche vorhergehen zu laſſen, um ſich die Demüthigung einer Zurückweiſung zu erſparen. General Bonaparte wollte, indem er zu England und Oeſterreich ſprach, zu der ganzen Welt ſprechen und darum bedurfte es hier einer feierlichen aus den gewöhnlichen Formen heraustretenden Eröffnung, die zu den Herzen der Souveraine dringen, ihnen ſchmeicheln oder ſie in Verlegenheit ſetzen ſollte. Demzufolge ſchrieb er, ſtatt an Lord Granville oder Hrn. von Thugut wie gewöhnlich Noten zu richten, direct an den König von England und den Kaiſer von Deutſchland, zwei Briefe, welche die Miniſter dieſer Höfe ihren Souverainen zu übergeben, beauftragt wurden.

Das an den König von England gerichtete Schreiben lautete, wie folgt:

Paris, 5. Nivoſe Jahr VIII (26. Decbr. 1799.)

„Durch den Willen der franzöſiſchen Nation berufen, „das höchſte Amt der Republik zu bekleiden, halte ich „es bei meinem Amtsantritte für angemeſſen, Eure „Majeſtät unmittelbar davon zu benachrichtigen.

„Soll der Krieg, der ſeit acht Jahren die vier „Welttheile verheert, ſoll er denn ewig dauern? Gibt „es denn kein Mittel, ſich zu verſtändigen? Wie kön„nen die beiden aufgeklärteſten Nationen Europas, weit „ſtärker und mächtiger, als es ihre Sicherheit und Un„abhängigkeit erfordert, eitlen Ideen von Größe, das „Gedeihen des Handels, die innere Wohlfahrt und das „Glück der Familien aufopfern? Sollten ſie nicht „erkennen, daß Frieden das höchſte Bedürfniß wie der „höchſte Ruhm iſt?

„Dieſe Geſinnungen können Euerer Majeſtät, die „Sie über ein freies Volk und nur in der Abſicht, es „glücklich zu machen, herrſchen, nicht fremd ſein.

„Euere Majeſtät werden in dieſer Eröffnung nur „meinen aufrichtigen Wunſch ſehen, zum zweitenmal zur „Herſtellung des allgemeinen Friedens wirkſam beizu„tragen und zwar durch einen raſchen, vertrauensvollen „Schritt, jener Förmlichkeiten baar, die vielleicht noth„wendig ſind, um die Abhängigkeit ſchwacher Staaten „zu verſchleiern, bei größern aber nur den gegenſeiti„gen Wunſch, ſich zu täuſchen, verrathen.

„Frankreich wie England können noch lange durch „den Mißbrauch ihrer Kräfte, zum Unglück ihrer Völker, „ihre Erſchöpfung verzögern, aber ich wage es mit vol„ler Ueberzeugung zu behaupten: das Schickſal aller ci„viliſirten Völker iſt an das Ende eines Krieges ge„knüpft, der die ganze Welt in Flammen ſetzt.

(Unterz.) Bonaparte.

Erſter Conſul der franzöſiſchen Republik.

Am ſelben Tage richtete der Erſte Conſul an den deutſchen Kaiſer folgenden Brief:

„Nach einer achtzehnmonatlichen Abweſenheit nach „Europa zurückgekehrt, finde ich wieder den Krieg zwi„ſchen der franzöſiſchen Republik und Euer Majeſtät ent„zündet.

„Jeder eitlen Ruhmſucht fremd, iſt es der erſte mei„ner Wünſche, das Blutvergießen, das nothwendig er„folgen muß, zu verhindern. Alles kündigt an, daß im „nächſten Feldzuge zahlreiche und gut geleitete Armeen, „die Zahl jener Opfer, welche ſeit dem Wiederanfang „der Feindſeligkeiten bereits gefallen ſind, noch verdrei„fachen werden. Euer Majeſtät allbekannter Charakter

„läßt mir keinen Zweifel über die Wünſche Ihres Her„zens. Wenn dieſe Wünſche allein Gehör finden, ſo „ſehe ich die freudige Möglichkeit voraus, die Intereſſen „der zwei Nationen zu vereinigen.

„In den Verhältniſſen, in denen ich mich früher zu „Euer Majeſtät befunden, haben Sie mir einige per„ſönliche Rückſicht bewieſen. Ich bitte Sie, in dem „Schritte, den ich thue, den Wunſch zu erkennen, die„ſelbe zu erwiedern, und Sie immer mehr von der „ganz beſondern Hochachtung zu überzeugen, die ich für „Sie hege.

(Unterz.) Bonaparte.
Erſter Conſul der franzöſiſchen Republik.

Auf dieſe Weiſe zeigte der Erſte Conſul ſeinen Regierungsantritt ſowohl den Parteien die Frankreich ſpalteten als den gegen daſſelbe verbündeten Cabinetten an. Er bot den Frieden an, ſich anſchickend denſelben mit Gewalt zu erobern, ſobald er ihn nicht auf freundſchaftlichem Wege zu erlangen vermochte. Seine Abſicht war, den Frieden zu einem kurzen und entſcheidenden Feldzuge in der Vendée zu benutzen, um dann im Frühjahr jene Truppen, die nach Beendigung des innern Krieges zu dem auswärtigen disponibel geworden, nach dem Rhein und den Alpen zu verlegen.

In Erwartung des Erfolges ſeiner Schritte eröffnete er am 1. Januar 1800 (11. Nivoſe des Jahres VIII) die Verſammlung des geſetzgebenden Körpers und beſchloß dieſe viermonatliche Seſſion dazu anzuwenden, durch gute Geſetze die kaum begonnene adminiſtrative Reorganiſation Frankreichs zu fördern. Er hatte im Miniſterium des Innern den gelehrten La Place durch ſeinen Bruder Lucian, im Juſtizminiſterium, den zum

Conſul ernannten Cambacérès durch Hrn. Abrial, einen ſehr rechtlichen und ausnehmend fleißigen Mann erſetzt.

Am 1. Januar 1800 verſammelte ſich der Senat, der geſetzgebende Körper und das Tribunat.

Der Senat erwählte Hrn. Sieyès, der geſetzgebende Körper Hrn. Perrin (von den Vogeſen) und das Tribunat Hrn. Daunou zum Präſidenten. Dem geſetzgebenden Körper wurden unmittelbar zahlreiche Geſetzentwürfe vorgelegt.

Es herrſchte eine gewiſſe Aengſtlichkeit, als man dieſe berathenden Verſammlungen abermals beiſammen ſah. Man war der Aufregungen müde, ſehnte ſich nach Ruhe, man hatte nicht mehr jenen lebhaften Geſchmack an der politiſchen Beredſamkeit, welchen Frankreich im Jahre 89 empfand, als ihm Mirabeau, Barnave, Maury, Cazalés zu einem ganz neuen Ruhme, dem der Tribüne, die Bahn eröffneten. Der Unwille gegen die Advokaten war allgemein und nur jene thatkräftige Männer, die Frankreich den Sieg und den Frieden verſchaffen konnten, vermochten die Gunſt der öffentlichen Meinung zu erringen. Indeß hatte man ſich doch noch nicht für die Einführung der abſoluten Gewalt entſchieden, man wünſchte nicht die Unterdrückung der Freiheit jeder verſtändigen Erörterung. Sollte die Thatkraft, die eben ein neuer Geſetzgeber dadurch in die Verfaſſung gebracht hatte, daß er einen Erſten Conſul ſchuf und den größten Feldherrn des Jahrhunderts für dieſes Amt erwählte, ſollte dieſe Macht mit der Freiheit unverträglich ſein, ſo war man bereit, dieſe zu opfern; aber alle Welt würde entzückt geweſen ſein, wenn die Vereinbarung der Freiheit und einer kräftigen Staatsgewalt möglich geweſen wäre. Es war dies nicht die

Anſicht gemeiner Unruhſtifter und hartnäckiger Republikaner, ſondern verſtändiger aufgeklärter Köpfe, welche nicht wünſchten, daß ſich die Revolution ſo bald und ſo vollſtändig Lügen ſtrafe. So fragten ſich auch die Gleichgültigen mit Neugierde, die guten Bürger mit wahrhafter Beſorgniß, wie das Tribunat, der einzige Körper, dem das Wort geſtattet war, ſich der Regierung gegenüber benehmen und wie die Regierung ſelbſt eine Oppoſition ertragen werde, falls ſich eine ſolche bildete.

Sobald ſich eine Reaction ausſpricht, ſo allgemein ſie auch ſein mag, ſo werden doch nicht Alle von ihr fortgeriſſen, und ſie erregt und empört ſelbſt jene, die ihr nicht folgen. Die im Tribunal befindlichen Herren Chenier, Andrieux, Ginguené, Daunou, Benjamin Conſtant, ſo wie die dem Senat angehörigen Herren von Tracy, Volney, Cabanis, waren, obgleich die Verbrechen der Schreckensperiode bedauernd, doch keineswegs der Anſicht, als hätte die franzöſiſche Revolution ihnen gegenüber Unrecht. Die monarchiſchen und religiöſen Ideen, welche augenſcheinlich zurückkehrten, verletzten ſie und zwar namentlich durch die ungemäßigte Haſt, mit der man dieſe Rückkehr zu der alten Idee bewerkſtelligte. Sie empfanden hierüber eine Mißſtimmung, die zu verhehlen ſie durchaus keine Sorge trugen. Die Meiſten meinten es hier ganz ehrlich. Der Revolution ſehr ergeben, wollten ſie dieſelbe mit Ausnahme der Blut- und Schreckensſcenen faſt in ihrem ganzen Umfange, und waren nicht für das, was man aus den tiefen Gedanken des neuen Dictators zu errathen glaubte.

Daß man die Prieſter nicht verfolgte, das ging noch an; aber ſie ſogar bis zu dem Grade zu begünſtigen, daß man ihnen die Altäre wieder einräumte,

das ging für die treuen Anhänger des philoſophiſchen Syſtems des 18. Jahrhunderts doch zu weit. Es mochte hingehen, daß man der Staatsgewalt mehr Einheit und Kraft verlieh; daß man aber dieſes Streben ſo weit trieb, zum Vortheil eines Soldaten die monarchiſche Einheit wieder herzuſtellen, dies war in ihren Augen viel zu viel. Ihre eigentlichen Beweggründe waren indeſſen, wie dies ſtets der Fall iſt, ſehr von einander verſchieden. Waren dies auch die Anſichten der Hrn. Chénier, Ginguené, Daunou, Tracy, Cabanis, ſo konnten ſie doch nicht die Conſtants ſein, der im Kreiſe der Familie Necker, in welchem er lebte, ſicherlich weder Abneigung gegen religiöſe Ideen, noch ausſchließliche Vorliebe für die franzöſiſche Revolution gewonnen haben konnte. Durch die Verwendung ſeiner Freunde in das Tribunat gelangt, war er deſſenungeachtet binnen wenigen Tagen das rührigſte und geiſtreichſte Mitglied der neuen Oppoſition geworden. Er war dazu durch die ihm eigenthümliche ſpöttiſche Laune und hauptſächlich durch das auch von ihm getheilte Mißvergnügen der Familie Necker bewogen worden. Frau von Staël, die damals allein dieſe ausgezeichnete Familie vertrat, hatte große Bewunderung für den General Bonaparte gehegt und es wäre demſelben leicht geweſen, eine Frau, deren lebhafte Einbildungskraft für alle Größe ſo empfänglich war, ganz für ſich zu gewinnen. Derſelbe hatte jedoch obgleich mit eben ſo viel Geiſt als Genie begabt, eine Frau, die ihm mißfiel, weil er in ihr über deren Geſchlecht hinausreichende Anſprüche fand, durch unſchickliche Aeußerungen verletzt und in deren Herzen eine, wenn auch nicht furchtbare, doch wenigſtens beklagenswerthe Erbitterung hervorgerufen. Jeder Fehler, auch der

unbedeutendſte, trägt ſeine Frucht. Der Erſte Conſul ſollte die Frucht des Seinigen finden, indem er bei allen Jenen, die unter dem Einfluſſe der Frau von Staël ſtanden, auf eine höchſt läſtige Oppoſition ſtieß. Hr. Conſtant war von dieſer Zahl.

Man hatte das Tribunat ins Palais Royal verlegt, ſicher ohne irgend eine Nebenabſicht und einzig und allein aus Nothwendigkeit. Die Tuilerien waren dem Oberhaupt der Regierung zurückgegeben worden. Der früher vom Rath der Alten beſetzte Palaſt Luxembourg war natürlich dem Senate eingeräumt worden und dem geſetzgebenden Körper hatte man den Palaſt Bourbon überlaſſen. Es blieb daher nur das Palais-Royal, welches man dem Tribunat anweiſen konnte. Die Stimmung, auch die unbedeutendſten Handlungen ſchlecht auszulegen, hatte in vielen Gemüthern derart überhand genommen, daß ſie ſich bitter über die Wahl dieſes Palaſtes beklagten und vorgaben, man hätte das Tribunat erniedrigen wollen, indem man ihm den gewöhnlichen Zufluchtsort der Ausſchweifung und Liederlichkeit angewieſen. Man erörterte am 2. und 3. Januar in dieſer Verſammlung eben einige Artikel der Geſchäftsordnung, als plötzlich eins ihrer Mitglieder, Hr. Duveyrier, das Wort nahm, um ſich über einige Maßregeln zu beſchweren, die, wie er behauptete, mehrern Beſitzern von lange Jahre im Palais-Royal befindlichen Etabliſſements bedeutenden Eintrag thäten. Die Beſchwerdeführer waren keiner beſondern Beachtung werth und waren zudem auch entſchädigt worden. Der Tribun Duveyrier proteſtirte gegen dieſe angeblichen Ungerechtigkeiten und ſagte, man müſſe die Volksvertretung nicht unvolksthümlich machen, indem man ſie für die in ihrem

Namen begangenen Gewaltmaßregeln verantwortlich mache. Dann ging er auf die Wahl des Locals über und rief aus: „Ich gehöre nicht zu Jenen, die ſich beleidigt fühlen, daß man das Tribunat an einem Ort untergebracht hat, der gewöhnlich der Schauplatz von Ausſchweifungen aller Art iſt; ich ſehe hierin weder irgend eine Gefahr noch böswillige Andeutung für uns. Ich zolle im Gegentheil den volksthümlichen Gedanken, die Tribunen des Volkes in Mitte des Volkes, die Vertheidiger der Freiheit an den Schauplatz von deren erſten Triumphen zu verſetzen, meine volle Anerkennung. Ich ſpreche denjenigen meinen Dank aus, die uns von hier aus den Anblick jenes Ortes verſchafft, des Ortes, an welchem der hochherzige Camille Desmoulins das Zeichen zu einer glorreichen Bewegung gab und jene Nationalcocarde aufpflanzte, unſere ſchönſte Trophäe, unſer ewiges Vereinigungszeichen, jene Cocarde, die ſo viele Wunder geſehen, welcher ſo viele Helden den Ruhm ihrer Waffen verdanken, und die wir nur mit unſerem Leben aufgeben werden. Ich danke ihnen, daß ſie uns jene Orte vor Augen geſtellt, die, wenn man einen Götzen von 14 Tagen erheben wollte, nur an den Fall eines Götzen von 14 Jahrhunderten erinnern würden."

Dieſer heftige Angriff erregte in der Verſammlung und bald auch in Paris eine lebhafte Aufregung. Das Tribunat ging zur Tagesordnung über, indem die Majorität ihre Mißbilligung dieſes Ausfalls ausſprach. Aber deſſen Wirkung war nicht weniger groß und es war dies ein ſchlechter Anfang für eine Verſammlung, die, ſobald ſie die Freiheit vor den Gefahren der damals allgemein eingetretenen Revolution retten wollte, unendliche Rückſichten zu beobachten hatte, ſowohl gegen

die leicht erſchreckbaren Gemüther, als gegen ein leicht reizbares Regierungsoberhaupt.

Eine ſolche Scene konnte nicht ohne Folgen bleiben. Der Erſte Conſul war lebhaft erzürnt und die demüthigen Verehrer ſeiner ſtets wachſenden Macht erhoben ein lautes Geſchrei. Die Hrn. Stanislaus von Girardin, von Chauvelin u. A., die, ohne ihrer Unabhängigkeit der neuen Regierung gegenüber gänzlich entſagen zu wollen, doch dieſe unzeitige Oppoſition mißbilligten, nahmen in der nächſten Sitzung das Wort und brachten, um den üblen Eindruck der Rede des Tribunen Duveyrier zu verwiſchen, eine Art Schwur auf die Verfaſſung in Antrag.

„Bevor wir zu dieſen Arbeiten übergehen," ſagte Hr. von Girardin, „ſind wir nach meiner Anſicht verbunden, der Nation einen ſprechenden Beweis unſerer Anhänglichkeit an die Verfaſſung zu geben. Ich will Ihnen nicht vorſchlagen, einen Eid darauf zu ſchwören." Sowohl Sie wie ich kennen die Nutzloſigkeit der Eide, aber ich halte es für zweckmäßig, daß man bei Annahme eines Amtes verſpricht, deſſen Obliegenheiten pünktlich nachzukommen. Folgen wir dem Beiſpiel des Erhaltungsſenats und des Staatsrathes; wir werden dadurch beſtimmen, was man von uns zu halten hat und die Bosheit zum Schweigen bringen, die bereits ausſtreut, daß das Tribunat ein gegen die Regierung organiſirter Widerſtand ſei. Nein, das Tribunat iſt kein Heerd der Oppoſition, ſondern ein Heerd der Aufklärung! Das Tribunat hat es ſich nicht zur Aufgabe gemacht, die Regierungsmaßregeln ohne Unterlaß zu bekämpfen, ſondern iſt im Gegentheil ſtets bereit, ſie mit Freuden aufzunehmen, ſobald ſie nicht dem öffentlichen Intereſſe

widerſtreiten. Es wird die Aufgabe des Tribunats ſein, die Leidenſchaften zu beruhigen und nicht ſie aufzureizen. Seine Mäßigung wird ſich als Mittler zwiſchen alle Factionen ſtellen, um dieſelben zu verſöhnen und aufzulöſen. Die Gemäßigten ſind es, die den 18. Brumaire bewerkſtelligt, jenen heilſamen und glorreichen Tag, der Frankreich von der innern Anarchie und von der Invaſion der Fremden rettete. Kehren wir, um die Republik zu retten, zu jenen Grundſätzen zurück, die ſie begründet, aber vermeiden wir die Rückkehr zu jenen Ausſchweifungen, die ſie oft an den Rand des Verderbens gebracht haben. Wenn wir von hier aus den Platz ſehen, an welchem man zum erſtenmal das Zeichen der Freiheit aufgepflanzt, ſo ſehen wir aber auch gleicher Weiſe den Ort, wo alle jene Verbrechen erſonnen wurden, die auf die Revolution ihren blutigen Schein werfen. Ich bin weit entfernt, der Wahl dieſes Palaſtes zum Ort unſerer Sitzungen beizupflichten, ich bedaure ſie ſogar; aber die Erinnerung, die er uns zurückruft, iſt glücklicherweiſe fern von uns. Die Zeit der heftigen Anreden und der Aufrufe an aufrühreriſche Gruppen im Palais-Royal iſt vorüber. Wenn uns indeß auch gewiſſe Declamationen nicht mehr nachtheilig ſein können, ſo können ſie doch die Rückkehr zu einem beſſern Zuſtande verzögern. Sobald ſie von dieſer Rednerbühne aus in Paris und von Paris aus in ganz Europa wiederhallen, ſo können ſie die Gemüther beunruhigen, Vorwände liefern und jenen Frieden verzögern, den wir Alle ſo ſehnlich wünſchen. Der Frieden," fügte Hr. von Girardin hinzu, „der Frieden allein muß unſere Gedanken ohne Unterlaß in Anſpruch nehmen; ſobald wir nur dieſes Hauptintereſſe ſtets allein vor

Augen haben werden, werden wir uns nicht mehr ähnliche Ausdrücke erlauben, wie ſie geſtern einem unſerer Collegen entſchlüpft ſind, und die wir nur ihrer Bedeutungsloſigkeit halber nicht weiter beachtet haben, da wir in Frankreich keinen Abgott kennen."

Der Redner endete ſeinen Vortrag mit dem Verlangen, daß jeder Tribun folgende Erklärung abgeben ſolle: „Ich verſpreche, die mir von der Verfaſſung auferlegten Functionen treu zu erfüllen."

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen. Duveyrier, der das Aergerniß, das ſeine Rede hervorbrachte, bedauerte, ſuchte ſich zu entſchuldigen und verlangte der Erſte zu ſein, der die von Hrn. von Girardin ausgedachte Erklärung abgebe. Alle Mitglieder des Tribunats beeiferten ſich ſie nach ihm zu wiederholen.

Der Eindruck der vorhergehenden Scene wurde dadurch einigermaßen verwiſcht. Der Erſte Conſul faßte indeß doch eine unüberwindliche Abneigung gegen das Tribunat, wie er ſie übrigens gegen jede freie Verſammlung mit und ohne Mißbrauch der Rede empfunden haben würde. Er ließ in den Moniteur ſehr bittere Bemerkungen über die Tribunen Frankreichs und Roms einrücken.

Die folgenden Sitzungen führten neue Manifeſtationen herbei, die nicht minder beklagenswerth wie die vorhergehenden waren. Der erſte Vorſchlag der Regierung hatte die Regulirung der bei der Vorlage, Erörterung und Annahme der Geſetzentwürfe zu beobachtenden Formen zum Zweck. Es war dies ein von der Verfaſſung des Jahres VIII übergangener und der Geſetzgebung überlaſſener Gegenſtand. Das Tribunat war bei den vorgeſchlagenen Anordnungen eben nicht der

Gegenſtand beſonderer Berückſichtigung geworden. Der Entwurf der Regierung ſetzte feſt, daß die Geſetze durch drei Staatsräthe dem geſetzgebenden Körper vorgetragen, und dann dem Tribunat mitgetheilt werden ſollten. Das Tribunat ſollte dann an einem von der Regierung beſtimmten Tage bereit ſein, dieſelben durch das Organ ſeiner drei Redner vor dem geſetzgebenden Körper zu erörtern. Es war indeß dem Tribunat freigeſtellt vom geſetzgebenden Körper eine Friſt zu verlangen, welcher letztere dann entſcheiden ſollte, ob dieſelbe zuzugeſtehen ſei. Man muß geſtehen, daß man das Tribunat ziemlich obenhin behandelte, indem man verlangte, es ſolle ſeine Aufgabe an einem beſtimmten Tage vollendet haben, was man kaum von einer Section des Staatsraths oder den Kanzleien eines Miniſters zu fordern wagen würde.

Niemand würde ſich heutzutage erlauben, einer berathenden Verſammlung den Tag und das Ende einer Discuſſion vorzuſchreiben; dies iſt eine Sorge, die man, ſelbſt wenn ſie wirklich dringend iſt, ihrer Einſicht und ihrem Eifer überläßt. Allein die parlamentariſche Schicklichkeit, die wie die Höflichkeit eine Frucht der längern Anwendung iſt, konnte bei uns unmöglich der Praxis der Repräſentativregierung vorangehen. Von der revolutionären Gewaltthätigkeit gelangte man beinahe ohne merklichen Uebergang zur ſoldatiſchen Barſchheit. Die Commiſſionen, welche während eines Monats die geſetzgebende Macht ausgeübt, hatten durch ihre geheimen Discuſſionen und ihre Ausfertigung von Geſetzen binnen 24 Stunden, das Verlangen des Erſten Conſuls, ſtets auf die Minute befriedigt und bedient zu werden, nur noch mehr ausgebildet. Dies erklärt die unbegreiflichen

Anordnungen des Regierungsentwurfs, ohne ſie jedoch zu entſchuldigen.

Obgleich die beginnende Oppoſition bei Bekämpfung dieſes Regierungsentwurfes völlig in ihrem Rechte war, ſo war es doch ein Uebelſtand für ſie, nachdem ſie mit einem unſchicklichen Auftritte ihre Laufbahn begonnen, den erſten von den Conſuln ausgegangenen Vorſchlag bekämpfen zu müſſen, da dies den Glauben erweckte, als habe ſie ſich feſt vorgenommen, Alles anzugreifen. Dieſem Uebelſtande geſellte ſie noch ein ärgerliches Unrecht bezüglich der Form bei. Der heftigſte Angriff ging von Benjamin Conſtant aus. In einem geiſtreichen und ironiſchen Vortrage, wie er ihn zu halten verſtand, forderte er, daß man dem Tribunat eine beſtimmte Zeit zur Prüfung der ihm vorgelegten Geſetzentwürfe gebe und es nicht nöthige, dieſelben im Sturmſchritt zu prüfen. Er erinnerte bei dieſem Anlaſſe an die Gefahr der während der Revolution erlaſſenen Dringlichkeitsgeſetze (lois d'urgence), die ſtets von den verderblichſten Folgen begleitet geweſen ſeien. Er fragte, warum man ſich denn ſo beeile, mit dem Tribunat ſo ſchnell als möglich fertig zu werden, warum man es ſchon als ſo ſehr feindlich betrachte, daß man den Weg, den die Geſetze durch deſſen Schooß nehmen müßten, ſo viel als möglich abzukürzen ſuche. „Alles dies," fügte er hinzu, „geht nur von der falſchen Idee aus, daß wir nur ein Oppoſitionskörper ſeien, beſtimmt, der Regierung überall feindlich entgegenzutreten, was indeß keineswegs der Fall iſt, was nicht der Fall ſein kann und uns in der offentlichen Meinung herabſetzen würde. Dieſe falſche Idee hat allen Artikeln dieſes Entwurfs den Stempel einer ruheloſen und maßloſen Ungeduld

aufgeprägt. Man überweiſt uns die Geſetzentwürfe gleichſam nur im Fluge, in der Hoffnung, daß wir ſie nicht zu faſſen vermögen; man will ſie unſere Prüfung wie eine feindliche Armee durcheilen laſſen, um ſie in Geſetze zu verwandeln, ehe wir ſie anzugreifen im Stande geweſen."

Dieſe lange Rede war voll beißender Bemerkungen und erregte kein geringes Aufſehen. Hr. Conſtant war äußerſt ſorgfältig bemüht geweſen, darzuthun, daß das Tribunat kein, nur zum abſoluten Widerſpruche beſtimmter Körper ſei und daß derſelbe nur dann widerſprechen würde, wenn das öffentliche Intereſſe ihn dazu nöthigte. Allein er hatte dieſe Betheuerungen auf eine ſolche Weiſe und in einem ſolchen Tone wiederholt, daß Niemand daran glauben konnte und alle Welt von der Abſicht einer ſyſtematiſchen Oppoſition, die in Abrede zu ſtellen er ſich ſo ſehr bemühte, noch mehr überzeugt wurde.

Der Tribun Riouffe, durch ſeine treue und muthvolle Freundſchaft für die Girondiſten bekannt, war einer von Jenen, die die Schreckensperiode von 1793 dermaßen erſchreckt hatte, daß ſie bereit waren, ſich blindlings in die Arme der neuen Regierung zu werfen, was dieſelbe auch thun mochte. Er wollte daher den ihm unpaſſend ſcheinenden Angriff Conſtants zurückweiſen.

„Aeußerungen eines ſo kränkenden Mißtrauens," ſagte er, „wie ſie geſtern hier gefallen ſind, würden hinreichen, um jeden weiteren Umgang in perſönlicher Beziehung abzubrechen; und es wäre unmöglich, daß Behörden, welche die Beſtimmung haben, zuſammen zu leben, lange mit einander verkehren könnten, wenn die äußere Achtung nicht eine heilige Pflicht wäre, welche ſie niemals bei Seite ſetzen dürfen."

Der Redner erklärte hierauf, er habe für ſeine Perſon ein unbedingtes Vertrauen zu der Regierung und begann eine Lobrede auf den Erſten Conſul, welche wahr, aber zu lang und in den Ausdrücken zu wenig bemeſſen war. „Wenn ein Redner, — ſagte er — hier Camille Desmoulins lobt, ein Anderer den Nationalconvent, ſo mag ich mich nicht in ein geheimbündleriſches Schweigen hüllen; ich will ebenfalls loben, und zwar den, welchen die Welt preiſt; habe ich bisher nur die verfolgte Tugend geprieſen, ſo werde ich jetzt einen Muth von neuer Art beweiſen, den Muth, das Genie im Schooße der Macht und des Sieges zu preiſen; ich werde mich geehrt fühlen, an der Spitze der Republik den Mann zu ſehen, welcher der franzöſiſchen Nation den Ehrennamen der Großen Nation errungen hat; ich werde ihn groß, gnädig und gerecht nennen..." Im weiteren Verlaufe ſeines Vortrags verglich Hr. Riouffe den General Bonaparte mit Cäſar und Hannibal und rief durch die Sprache einer zwar gerechtfertigten aber unzeitigen Bewunderung, eine ziemlich verdrießliche Sinnesäußerung hervor. Mehrere Stimmen unterbrachen ihn mit dem Zurufe: Sprechen Sie von dem Geſetze. Ich will — erwiederte Herr Riouffe, von dem Manne ſprechen, den die Welt bewundert...— Sprechen Sie von dem Geſetze, wiederholten die Zwiſchenrufenden und er war genöthigt, auf die Sache einzulenken.

Sei es, daß Hr. Riouffe durch ſeine zwar aufrichtige, aber weitſchweifige und ungeſchickte Ergießung die Ungeduld der Zwiſchenrufenden geſtachelt, ſei es, daß ſein Gefühl der Bewunderung nicht in demſelben Grade von den Mitgliedern des Tribunats getheilt wurde, —

die Wirkung ſeiner Rede war keine glückliche. Hr. v. Chauvelin ſuchte dieſe Wirkung durch einen Vortrag zu Gunſten des Geſetzentwurfs zu verbeſſern.

Er gab die Fehler des Entwurfs zu; „aber die Umſtände, ſagte er, die Umſtände, welche uns umgeben, der Zuſtand einiger Departements, welcher raſche, ſogar dringende Maßregeln erfordern kann; wichtige politiſche Rückſichten; die Verleumdung, welche uns umſpäht; die Spaltungen, die ſie als ſchon vorhanden anzunehmen beliebt; das ſo dringende Bedürfniß der Einigkeit der Gewalten, Alles dies veranlaßt uns, für die Annahme des vorgelegten Entwurfs zu ſtimmen.“ —

Der Entwurf wurde wirklich zur Abſtimmung gebracht und mit einer Mehrheit angenommen, welche der Regierung Zuverſicht und Beruhigung hätte gewähren können. Mit 54 gegen 26 Stimmen wurde beſchloſſen, daß die Redner, welche im Namen des Tribunats vor dem geſetzgebenden Körper das Wort zu führen hatten, den Geſetzesvorſchlag unterſtützen ſollten. Der geſetzgebende Körper nahm den Vorſchlag noch günſtiger auf und trat mit 203 gegen 23 Stimmen demſelben bei. Mehr konnte man nicht verlangen, denn eine Mehrheit von zwei Drittheilen in dem Tribunat (deſſen Widerſpruch ſelbſt nichts entſchied, da es nicht über die Geſetze abſtimmte), eine Mehrheit von neun Zehntheilen in dem geſetzgebenden Körper (deſſen Beſchlüſſe allein entſcheidend waren), mußte den Erſten Conſul und ſeine Anhänger zufrieden ſtellen, ſie über die letzte liberale Sinnesäußerung unbeſorgt und für Formfehler, welche denn doch ein Recht der Freiheit ſelbſt waren, nachſichtig machen. Allein der Erſte Conſul, welcher unmöglich im Ernſte beunruhigt ſein konnte,

zeigte ſich dennoch empfindlich verletzt und ſprach ſich ohne alle Schonung aus. Er fing an ſich der Preſſe fleißig zu bedienen, und ob er ihr gleich nicht ſehr hold war, wußte er ſie doch zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Er ließ in den Moniteur vom 8. Januar (18. Nivoſe) einen ganz unpaſſenden Artikel einrücken, worin er ſich ſelbſt bemühte, die Zwecklosigkeit jener Oppoſition nachzuweiſen, und darzuthun, daß ſie keinen feſten Plan habe, der Regierung entgegen zu wirken; er erklärte ſie bei Manchen aus Sehnſucht nach einer Vollkommenheit, die in den menſchlichen Geſetzen unerreichbar ſei, bei Andern aus dem Streben, Aufſehen zu erregen. „Demnach — fügte das officielle Blatt hinzu — führen alle Betrachtungen zu dem Schluſſe, daß in dem Tribunate keine berechnete und ſyſtematiſche, mit einem Worte, keine wahre Oppoſition beſteht. Allein Jeder dürſtet nach Ruhm, Jeder will ſeinen Namen den hundert Zungen des Gerüchtes überliefern, und manche Leute wiſſen noch nicht, daß man durch das eifrige Bemühen, ſchöne Reden zu halten, nicht ſo zuverläſſig zur Achtung gelangt, als durch beharrliche Ausdauer, dem Publikum, welches Beifall ſpendet und urtheilt, nützlich, wenn auch unbemerkt, zu dienen.

Dieſe Behandlung einer großen Staatskörperſchaft war nicht ſehr anſtändig; ſie zeigte auf Seiten des Erſten Conſuls die Stimmung, ſich Alles zu erlauben, und von Seiten Frankreichs die Stimmung, ſich Alles gefallen zu laſſen.

Inzwiſchen machten dieſe Eindrücke bald anderen Platz. Die umfaſſenden Arbeiten der Regierung, woran der geſetzgebende Körper und das Tribunat Antheil zu nehmen berufen waren, zogen bald die allgemeine Auf-

merkſamkeit auf ſich und beſchäftigten ſie ausſchließlich. Der Erſte Conſul ließ dem geſetzgebenden Körper zwei Entwürfe von der höchſten Wichtigkeit vorlegen. Der Eine hatte die Departemental= und Gemeindeverwaltung zum Gegenſtand, und ward das berufene Geſetz vom 28. Pluvioſe des Jahres VIII, welches die Centraliſation der Verwaltung in Frankreich eingeführt hat; der Andere hatte die Gerichtsverfaſſung zum Gegenſtand, wie ſie heute noch beſteht. Zu dieſen beiden Entwürfen kamen noch weitere über die Ausgewanderten, deren Schickſal feſtzuſetzen dringend war; über das Recht zu teſtiren, deſſen Wiederherſtellung alle Familien verlangten; über das Priſengericht, welches im Intereſſe unſeres Verkehrs mit den Neutralen errichtet werden mußte; über die als nothwendig erkannte Anſtellung neuer Rechnungsbeamten; endlich über die Einnahmen und Ausgaben des Jahres VIII.

Die Verwaltung Frankreichs befand ſich, wie wir oben geſchildert haben, im Jahre 1799 in einer furchtbaren Unordnung. Es ſind in jedem Lande zwei Arten von Geſchäften zu beſorgen; die Geſchäfte des Staates, nämlich die Truppenaushebung, der Steuereinzug, die öffentlichen Arbeiten, die Handhabung der Geſetze; ſodann die Geſchäfte der Provinzen und der Gemeinden, welche in der Beſorgung der örtlichen Intereſſen aller Art beſtehen. Ueberläßt man ein Land ſich ſelbſt, das heißt, wird es nicht von einer allgemeinen Verwaltung geleitet, die zugleich einſichtsvoll und ſtark iſt, ſo werden die erſteren, die Staatsgeſchäfte, gar nicht beſorgt; die andern finden in dem Intereſſe der Provinzen wie der Gemeinden einen Trieb zum Eifer, aber zu einem launigen, ungleichen, ungerechten Eifer, der ſelten er=

leuchtet iſt. Den Provinzial- oder Gemeindeverwaltungen fehlt es ſicher nicht an Luſt, ſich mit ihren beſonderen Angelegenheiten zu beſchäftigen; allein ſie ſind verſchwenderiſch, zu Plackereien geneigt, ſtets der allgemeinen Regel widerſtrebend. Die tyranniſchen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters haben in Europa keinen andern Urſprung gehabt. Sobald ſich die Centralgewalt aus einem Lande zurückzieht, ſo gibt es keine Art von Unordnungen mehr, auf welche die Ortsintereſſen nicht bereitwillig verfallen, ihren eigenen Ruin mit eingeſchloſſen. Im Jahre 1789 waren die Gemeinden überall da, wo ſie einige Freiheit genoſſen hatten, im Zuſtande des Bankerotts. Die meiſten freien Städte in Deutſchland waren bei ihrer Einverleibung im Jahre 1803 vollſtändig zu Grund gerichtet. Kurz, ohne eine ſtarke allgemeine Verwaltung gehen die Staatsgeſchäfte gar nicht, und die örtlichen Geſchäfte gehen ſchlecht.

Die conſtituirende Verſammlung und der Nationalconvent waren nach wiederholter Umgeſtaltung der Verwaltungseinrichtung in Frankreich zu einem Zuſtande gelangt, welcher die Anarchie ſelbſt war. Verwaltungscollegien in allen Stufen, welche ewig beriethen, niemals handelten, ihnen zur Seite Commiſſäre der Centralregierung, mit dem Auftrage, ſie zur Beſorgung der Staatsgeſchäfte oder zur Handhabung der Geſetze anzuhalten, aber ohne Befugniß, ſelbſt zu handeln, dies war, am 18. Brumaire, die beſtehende Einrichtung des Geſchäftsgangs bei den Departements und den Gemeinden. Bezüglich auf das Gemeindeweſen insbeſondere, hatte man eine Art von Cantonal-Gemeinden ausgedacht, welche die Verwirrung in der Verwaltung noch größer machten. Man hatte die Zahl der Gemeinden

zu groß gefunden, denn ſie überſtieg vierzigtauſend. Allerdings war die Ueberwachung einer ſo großen Anzahl kleiner Ortsregierungen, die an und für ſich ſehr ſchwierig iſt, für die Behörden nach ihrer damaligen Einrichtung unmöglich. Heutzutage genügen dafür die Präfekten mit den Unterpräfekten, vorausgeſetzt, daß ſie Fleiß und Eifer darauf verwenden. Nun denke man ſich aber die Präfekten und Unterpräfekten weg und an ihre Stelle kleine berathende Verſammlungen, dann wird man ſich auch die Unordnung vorſtellen können, welche unter einer ſolchen Verwaltung herrſchen mußte. Die etlichen und vierzigtauſend Gemeinden waren daher auf fünftauſend Cantonal-Gemeinweſen vermindert worden, welche aus mehrern vereinigten Ortsgemeinden beſtanden. Durch dieſe Vereinigung mehrer Gemeinden unter einer gemeinſchaftlichen Behörde, beabſichtigte man erſtens ihnen eine Regierung zu geben, und zweitens, ſie der Centralbehörde näher, mehr in den Bereich ihrer Oberaufſicht zu bringen. Es entſtand aber daraus bald eine noch gräulichere Unordnung als die, welcher man ein Ende zu machen gewünſcht hatte. Die fünftauſend Cantonalgemeindebehörden waren zu zahlreich und zu fern von der Centralbehörde, um von ihr im Auge behalten zu werden; und ohne ſie der Regierung nahe genug gebracht zu haben, hatte man ſie leider der Bevölkerung, deren Leitung ihre Aufgabe war, fern gerückt. Die Gemeindeverwaltung muß ſo nahe als möglich an Ort und Stelle ſein. Der Beamte, welcher die Geburts-, Sterbe- und Eheſtandsliſten führt, welcher für die Handhabung der Polizei und für den Geſundheitszuſtand des Ortes ſorgt, muß im Dorfe oder in der Stadt ſelbſt wohnen, kurz er muß unter ſeinen Mitbürgern leben.

Die Cantonal-Gemeinweſen hatten demnach nur zu einer nutzloſen Verſetzung der häuslichen Gewalt geführt, ohne die Ortsangelegenheiten dem Auge der Regierung nahe genug gebracht zu haben. Bedenkt man endlich noch, daß damals wegen der Unordnung, welche in der Zeit lag, nichts ordentlich beſorgt wurde, ſo wird man ſich die Verwirrung vorſtellen können, welche der Fehler der Einrichtung, vergrößert durch den Fehler der Umſtände, anrichten mußte.

Zu all dieſen Urſachen der Unordnung kam noch eine letzte hinzu. Man muß nicht nur die Angelegenheiten des Staates und der Regierung verwalten, man muß auch ſtreitige Fälle entſcheiden; denn die Bürger können Grund haben, ſich zu beſchweren, ſei es, daß die Richtung einer Straße oder eines Weges ihr Eigenthum beeinträchtige, oder daß bei dem Steueranſchlag ihrer Güter, die Abſchätzung unrichtig ſei. Unter der alten Regierung hatten ſich die ordentlichen Gerichte, damals der einzige Zügel der ausübenden Gewalt (dies bezeichnete treffend den Widerſtand der Parlamente gegen den Hof), ſich Alles deſſen, was man ſtreitiges Verwaltungsrecht (contentieux administratif) nannte, bemächtigt. Dies war ein großer Uebelſtand, denn die Civilrichter entſcheiden nicht gut in Sachen der Adminiſtrativjuſtiz, weil ſie den Geiſt der Sache nicht auffaſſen. Die erſten Geſetzgeber in der Revolution erkannten dieſen Uebelſtand recht gut und hatten dadurch zu helfen geſucht, daß ſie alle Streitigkeiten des Verwaltungsrechtes den kleinen Ortsverſammlungen überließen, denen ſie die Verwaltung in die Hände gegeben hatten. Nun ſtelle man ſich dieſe Verwaltungscollegien vor, an der Stelle der Präfekten, Unterpräfekten und Maires, mit

den nämlichen Geſchäften wie dieſe, und außerdem mit der Aburtheilung all der Fälle, über welche die Präfekturräthe erkennen, beauftragt, und man wird einen ziemlich richtigen Begriff von der damals herrſchenden Verwirrung erhalten. Selbſt bei dem Ordnungsgeiſte, der heutzutage vorwaltet, müßte ein Chaos herauskommen; aber nun noch die revolutionären Leidenſchaften dazu, und es wird begreiflich, wie viel ärger das Chaos ſein mußte. Daher kam es, daß die Steuerregiſter nicht fertig wurden, der Steuereinzug mehrere Jahre im Rückſtand war, daß die Finanzen zerrüttet, die Heere im Elend waren. Die Truppenaushebung allein wurde hie und da vollzogen, denn die revolutionären Leidenſchaften, welche das Unheil angerichtet hatten, trugen auch theilweiſe dazu bei, es wieder gut zu machen; ihre Grundlage war eine ungeregelte aber glühende Liebe für Frankreich, ſeine Größe und ſeine Freiheit und darum trieben ſie mit Gewalt die Bevölkerung zu den Heeren.

Für eine ſolche Lage war der Erſte Conſul, man darf wohl ſagen, ein wahres Geſchenk der Vorſehung. Sein einfacher, richtig auffaſſender Geiſt, geleitet von einem thätigen, entſchloſſenen Charakter, mußte ihn zur wahren Löſung der Schwierigkeiten führen. Die Verfaſſung hatte eine ausübende und eine geſetzgebende Gewalt an die Spitze des Staates geſtellt; die ausübende, faſt ausſchließlich in einem einzigen Oberhaupte vereinigt, die geſetzgebende unter mehrere berathende Verſammlungen vertheilt. Es war naturgemäß, auf jede Stufe der Verwaltung einen Vertreter der ausübenden Gewalt zu ſtellen, um die Geſchäfte zu beſorgen, und ihm zur Seite, aber nur um ihn zu controliren oder zu berathen,

nicht um ſtatt ſeiner zu handeln, eine kleine berathende Verſammlung, etwa einen Departements=, Arrondiſſements= oder Gemeinde=Rath. Dieſer einfachen, klaren, fruchtbaren Idee verdankt man die gute Verwaltung, welche gegenwärtig in Frankreich beſteht. Der Erſte Conſul wollte in jedem Departement einen Präfekten, nicht um bei einem Verwaltungscollegium die Erledigung der Staatsgeſchäfte zu betreiben, ſondern um ſie ſelbſt zu erledigen; dabei auch die Angelegenheiten des Departements zu leiten, dieſe aber in Uebereinſtimmung mit einem Departementsrath und mit den von demſelben bewilligten Geldmitteln. Da das Syſtem der Cantonalgemeinweſen allgemein verworfen wurde und Hr. Sieyès, der Urheber aller Bezirkseintheilungen in Frankreich, in der neuen Verfaſſung den Grund zu der Eintheilung nach Arrondiſſements gelegt hatte, ſo wollte der Erſte Conſul ſich der Letzteren bedienen, um die Cantonsverwaltungen los zu werden. Zuvörderſt wurde die Gemeindeverwaltung wieder dahin gelegt, wohin ſie gehört, nämlich in die Gemeinde ſelbſt, Stadt oder Dorf; zwiſchen der Gemeinde und dem Departement wurde dann ein adminiſtratives Mittelglied, nämlich das Arrondiſſement, geſchaffen. Zwiſchen dem Präfekten und dem Maire (Ortsvorſtand) ſollte der Unterpräfekt ſtehen, um, unter der Oberaufſicht des Präfekten einer Anzahl von 60, 80 oder 100 Gemeinden, je nach der Größe des Departements, vorzuſtehen. In der Gemeinde ſelbſt ſollte ein Maire, ebenfalls ausübender Beamter, mit einer berathenden Behörde, dem Gemeinderath an der Seite, als unmittelbarer Agent der allgemeinen Verwaltung untergeben, die Staatsgeſchäfte, und als Agent der Gemeinde die Ortsangelegenheiten beſorgen; letztere

mit Zuſtimmung der Gemeinde, jedoch unter Oberaufſicht des Präfekten und des Unterpräfekten, mithin des Staates.

So iſt die bewundernswerthe Hierarchie beſchaffen, welcher Frankreich eine Verwaltung verdankt, die ihres Gleichen nicht hat in Beziehung auf kräftige Wirkſamkeit, pünktliche Thätigkeit, Ordnung im Rechnungsweſen, eine Verwaltung, ſo vortrefflich, daß ſie, wie man bald ſehen wird, nicht mehr als ſechs Monate brauchte, um die Ordnung in Frankreich wiederherzuſtellen, freilich unter der Leitung eines einzigen Genie's, des Erſten Conſuls, und unter einer Begünſtigung durch die Umſtände, welche ebenfalls einzig war, denn man hatte überall Abſcheu gegen die Unordnung, Sehnſucht nach Ordnung, Widerwillen gegen leeres Geſchwätz, Luſt an raſchen und wirklichen Ergebniſſen.

Nun blieb noch die Frage der Adminiſtrativſtreitigkeiten, das heißt, des Verwaltungsrechts übrig, wobei dafür zu ſorgen iſt, daß der Steuerpflichtige nicht über ſeine Kräfte belaſtet, der Anwohner eines Baches oder einer Straße nicht Beeinträchtigungen ausgeſetzt ſei, daß der Unternehmer von ſtädtiſchen oder Staatsarbeiten bezüglich auf ſeine Verträge mit der Gemeinde oder mit der Regierung einen Richter finde: eine ſchwierige Frage, da die ordentlichen Gerichte als ungeeignet für dieſen Zweig der Rechtspflege erkannt worden waren. Der Grundſatz einer vernünftigen Trennung der Gewalten wurde auch hier mit großem Nutzen angewendet. Der Präfekt, der Unterpräfekt, der Maire, konnten parteiiſch ſcheinen, geneigt, ihre eigene Willensmeinung durchzuſetzen; denn der unterliegende Rechtſuchende beſchwert ſich in der Regel gegen ihr Verfahren. Die Departe-

ments=, Arrondiſſements= und Gemeinde=Räthe konnten, ja ſie mußten ebenfalls befangen erſcheinen, denn ſie haben meiſtens ein dem Beſchwerdeführer entgegenſtehendes Intereſſe. Die Rechtspflege iſt überdies ein langwieriges und ununterbrochenes Geſchäft; und doch wollte man weder permanente Departements= noch permanente Gemeinde=Räthe. Der Erſte Conſul wünſchte ihre Verſammlung auf etwa vierzehn Tage im Jahre beſchränkt; gerade Zeit genug, ihre Angelegenheiten zu verhandeln, ihre Meinung abzugeben und ihre Ausgaben zu bewilligen. Dagegen war ein Verwaltungsgericht nöthig, welches ununterbrochen ſeine Sitzungen hielt. Man errichtete daher einen beſondern Gerichtshof von vier oder fünf Mitgliedern, welcher dem Präfekten zur Seite ſaß und mit ihm richtete, eine Art von kleinem Staatsrath, welcher der Juſtiz des Präfekten mit Rath beiſtand, wie der Staatsrath die Juſtiz der Miniſter beräth und berichtigt; übrigens ſtand jenes Gericht unter dem Staatsrath durch den Weg des Rekurſes. Es ſind dies die Gerichte, welche man heute noch Präfekturräthe nennt und deren billiges Verfahren niemals beſtritten worden iſt.

So war die Provinzial= und Gemeindeverwaltung in Frankreich; ein Vorſtand, Präfekt, Unterpräfekt oder Maire, welcher alle Geſchäfte erledigt; eine berathende Verſammlung, Departements=, Arrondiſſements= oder Gemeinde=Rath, welcher die örtlichen Ausgaben bewilligte; ſodann ein kleiner Gerichtshof, lediglich dem Präfekten zur Seite, für das Verwaltungsrecht; eine Regierung, welche bezüglich auf die Staatsgeſchäfte der allgemeinen Regierung unbedingt untergeben war, bezüglich auf die Angelegenheiten der Departements und

der Gemeinden unter deſſen Oberaufſicht und Leitung ſtand, aber ihre eigene Meinung hatte. Die Ordnung hat nie aufgehört zu herrſchen, ſo wenig als die Gerechtigkeit, ſeit dieſe ſchöne und einfache Einrichtung in Frankreich beſteht, das heißt, ſeit beinahe einem halben Jahrhundert; dabei iſt wohl zu merken, daß die Worte Ordnung und Gerechtigkeit, wie alle Worte der menſchlichen Sprachen, nur eine bedingte Geltung haben, und hier ſo viel bedeuten, als daß in Frankreich, bezüglich auf die Verwaltung, ſo wenig Unordnung und Ungerechtigkeit ſtattfand, als man möglicher Weiſe in einem großen Staate verlangen kann.

Der Erſte Conſul wollte natürlich, daß die Präfekten, Unterpräfekten und Ortsvorſteher von der vollziehenden Gewalt ernannt würden, denn ſie waren ihre unmittelbaren Beamten, ſie mußten von ihrem Willen ganz durchdrungen ſein; und was die örtlichen Angelegenheiten betraf, welche ſie nach den Ortsanſichten zu beſorgen hatten, ſo mußten ſie auch dieſe in dem allgemeinen Geiſt des Staates leiten. Es wäre aber nicht angemeſſen geweſen, wenn die ausübende Gewalt auch die Mitglieder der Departements-, Arrondiſſements- und Gemeinderäthe ernannt hätte, welche die Verwaltungs-Beamten controliren und ihnen Geldmittel bewilligen ſollen. Die Verfaſſung aber führte die Gewalt zu dem Anſpruche auch auf dieſe Ernennungen und rechtfertigte das Begehren. Das Vertrauen muß von unten kommen, hatte Herr Sieyès geſagt, die Macht muß von oben kommen. Nach dieſem Grundſatze gab die Nation ihr Vertrauen durch die Einträge in die Notabelnliſten; die obere Behörde übertrug die Macht durch die Ernennung ihrer Beamten aus dieſen Liſten. Der

Senat hatte alle berathenden politiſchen Körper zu wählen. Da aber die mit den Ortsangelegenheiten beſchäftigten Räthe als Theile der allgemeinen Verwaltung der Republik angeſehen wurden, ſo hatte nach der Verfaſſung die ausübende Gewalt dieſelben aus den Notabelnliſten zu ernennen. Nach dem Geiſte und ſelbſt nach dem Buchſtaben der Verfaſſung durfte ſonach der Erſte Conſul aus den Liſten der Departementsnotabeln die Mitglieder der Departementsräthe, aus den Liſten der Arrondiſſementsnotabeln die Mitglieder der Arrondiſſementsräthe, endlich aus den Liſten der Gemeindenotabeln die Mitglieder der Gemeinderäthe ernennen. Dieſe in gewöhnlichen Zeiten übermäßige Gewalt, war in jenem Augenblicke nothwendig. Die Volkswahl war in der That unmöglich, für die Bildung der Gemeinderäthe ſowohl, wie für die Bildung der großen politiſchen Verſammlungen. Sie hätte nichts Anders ergeben, als unſelige Aufregungen, abwechſelnde kleine Triumphe für die äußerſten Parteien, ſtatt einer friedlichen und gedeihlichen Verſchmelzung aller gemäßigten Parteien, eine Verſchmelzung welche zur Gründung der neuen Geſellſchaft aus den geſammelten Reſten der alten Geſellſchaft unumgänglich nothwendig war.

Die Gerichtsverfaſſung war nicht minder gut ausgedacht. Sie hatte den doppelten Zweck, einmal, die Juſtiz den Rechtſuchenden näher zu bringen und dann, ihnen eine Inſtanz, wenn ſie davon Gebrauch machen wollten, über dem unterſten Gericht in einem Appellationsgericht zu geben, welches entfernt war, aber hoch geſtellt, und deſſen Kenntniſſe und Unparteilichkeit ſeiner hohen Stellung entſprachen.

Unſere erſten revolutionären Geſetzgeber hatten in

Folge des Widerwillens gegen die Parlamente, die Appellationsgerichte aufgehoben und in jedem Departement nur einen Gerichtshof errichtet, welcher für die Rechtſuchenden des Departements die erſte Inſtanz, für die benachbarten Departements die zweite Inſtanz, ein Appellationsgericht bildete. Die Appellation ging alſo nicht von einem untern Gericht an ein oberes, ſondern von dem einen Gerichte zu dem benachbarten. Unter ihm ſtanden die Friedensgerichte, über ihm ſtand das Caſſationsgericht. Da der einzige Gerichtshof im Departement den Rechtſuchenden zu fern lag, ſo hatte man die Zuſtändigkeit der Friedensgerichte erweitert, um die Bürger der Mühe zu überheben, ſich zu oft nach dem Hauptorte zu begeben. Man hatte auch vier- oder fünfhundert Zuchtpolizeigerichte zur Aburtheilung der kleineren Vergehen errichtet. Das Schwurgericht für die Straffälle hatte ſeinen Sitz an dem Hauptorte, bei dem Centralgerichtshof.

Dieſe Gerichtsverfaſſung war eben ſo mißlungen wie das Cantonalgemeinweſen. Die Friedensgerichte, deren Zuſtändigkeit man zu weit ausgedehnt hatte, waren ihrer Aufgabe nicht gewachſen. Die unterſte Inſtanz im Hauptorte lag den Nebenorten zu fern; die zweite Inſtanz war nicht viel mehr als eine Täuſchung, denn eine Appellation hat nur dann einen Sinn, wenn ſie an eine höhere Einſicht gerichtet wird. Oberſte Gerichtshöfe, wie ehedem die Parlamente, wie heutzutage die königlichen Gerichtshöfe, welche ausgezeichnete Richter in ihrer Mitte zählen, und eine als tüchtig bekannte Körperſchaft von Anwälten neben ſich haben, bieten eine ſolche Ueberlegenheit von Wiſſen, daß man wohl Luſt haben kann, ſich an ſie zu wenden; aber von

einem Gerichte unterſter Inſtanz an ein anderes von gleicher Stufe recurriren, das begreift niemand. Die Zuchtpolizeigerichte waren dagegen zu zahlreich und überdies auf einen einzigen Zweig der Rechtspflege beſchränkt. Die Gerichtsverfaſſung bedurfte offenbar einer Umgeſtaltung. Der Erſte Conſul ging auf die Idee ſeines Amtsgenoſſen Cambacérès ein, welchen er in dieſer Sache mit ſeinem geſunden Verſtand und ſeinem Muthe unterſtützte; er bewirkte die Annahme der Gerichtsverfaſſung, welche jetzt noch beſteht.

Die Eintheilung in Arrondiſſements, welche man für die Departementalverwaltung angenommen hatte, war für die Verwaltung der Rechtspflege ſehr bequem. Sie gab das Mittel an die Hand, eine unterſte Bezirksjuſtiz einzurichten, welche dem Rechtſuchenden ganz nahe ſtand, und von welcher er den Recurs an eine Appellationsjuſtiz hatte, welche weiter entfernt und höher geſtellt war. Man errichtete demnach in jedem Arrondiſſement einen Gerichtshof erſter Inſtanz, als erſte Stufe der Gerichtsbarkeit; alsdann faßte man den Entſchluß, ohne ſich vor dem Scheine einer Wiederherſtellung der alten Parlamente zu fürchten, Appellationsgerichte zu errichten. Eines in jedem Departement, dies wäre der Zahl nach zu viel, der Wichtigkeit und hohen Stellung der Gerichtsbarkeit nach zu wenig geweſen. Man ſchuf deren neunundzwanzig, was ihnen ungefähr die Wichtigkeit der alten Parlamente gab, und ſie wurden an die Orte verlegt, welche ehedem der Sitz jener unabhängigen Gerichtshöfe geweſen waren. Es war ein Vortheil, welchen man den Orten, die deſſelben beraubt worden waren, wiederzugeben die Abſicht hatte. Sie waren alte Niederlagen gerichtlicher

Ueberlieferungen, deren Reſte bewahrt zu werden verdienten. Die Körperſchaften der Anwälte zu Aix, Dijon, Toulouſe, Bordeaux, Rennes, Paris, waren für die Strahlen der Wiſſenſchaft und des Talentes Brennpunkte, welche man wieder anfachen mußte.

Den Gerichten erſter Inſtanz, welche in jedem Arrondiſſement errichtet wurden, ward zugleich die Zuchtpolizei übertragen, was ihnen doppelten Nutzen und der erſten Stufe der bürgerlichen wie der Strafgerichtsbarkeit ihren Sitz im Arrondiſſement verſchaffte. Die Criminaljuſtiz, welche dem Schwurgericht anvertraut blieb, ſollte allein in dem Hauptorte des Departements ihren Sitz haben, und durch Mitglieder der Appellationsgerichte beſorgt werden, welche einberufen wurden, um die Geſchwornen zu leiten, mit einem Worte, um die Aſſiſen zu halten. Dieſer Zweig wurde erſt ſpäter vervollſtändigt.

In Folge der vorhergehenden Beſtimmungen mußte die Zuſtändigkeit der Friedensgerichte beſchränkt werden. Das Geſetz über die Reform derſelben wurde auf die nächſte Verſammlung des geſetzgebenden Körpers verſchoben, da man unmöglich Alles auf einmal thun konnte. Man wollte dieſe Juſtiz des Volkes erhalten, indem man ſie vervollkommnete; denn ſie iſt väterlich, ſchnell und wenig koſtſpielig. An der Spitze des Baues der Gerichtsbarkeit wurde mit einigen Aenderungen und mit einer Strafgerichtsbarkeit über alle richterlichen Beamten, das Caſſationsgericht beibehalten, eine der ſchönſten Einrichtungen der franzöſiſchen Revolution, ein Gerichtshof, welcher nicht die Beſtimmung hat, eine Sache, welche die Gerichte der erſten und zweiten Inſtanz ſchon zweimal abgeurtheilt haben, zum drittenmal ab-

zuurtheilen, ſondern welcher, ohne auf den Streitgegenſtand einzugehen, nur da einſchreitet, wo über den Sinn des Geſetzes ein begründeter Zweifel beſteht, welcher dieſen Sinn durch eine Reihe von Erkenntniſſen beſtimmt und auf dieſe Weiſe mit der Einheit des von der Geſetzgebung ausgegangenen Textes, die Einheit der Auslegung verbindet, welche von einem oberſten Gerichtshof gemeingültig für das ganze Staatsgebiet ausgeht.

Von jenem ſo fruchtbaren Jahre 1800 ſchreibt ſich demnach unſere Gerichtsverfaſſung her; ſie hat ſeither beſtanden in nahe an zweitauſend Friedensrichtern, welche den Armen mit wenig Koſten Recht ſprechen; in nahe an dreihundert Gerichten erſter Inſtanz, eines in jedem Arrondiſſement, welche in erſter Stufe die bürgerliche und die zuchtpolizeiliche Juſtiz verwalten; in neun und zwanzig Obergerichten (tribunaux souverains) *), welche die bürgerliche Juſtiz in zweiter Inſtanz und die Criminaljuſtiz durch dazu einberufene Mitglieder beſorgen, welche an dem Hauptorte jedes Departements die Aſſiſen halten; endlich in einem oberſten Gerichtshofe, welcher an der Spitze der ganzen gerichtlichen Hierarchie ſteht, die Geſetze auslegt und die Einheit der Geſetzgebung durch die Einheit der Rechtswiſſenſchaft vervollſtändigt.

Die beiden Geſetze, von denen hier die Rede iſt, waren zu gut ausgedacht, um auf ernſtliche Hinderniſſe zu ſtoßen. Dennoch erlitten ſie im Tribunat mehr als einen Angriff. Gegen das vorgeſchlagene Verwaltungs-

*) Die Ziffern ſind nur annähernd, weil die Zahl der Gerichte ſeit jener Zeit beſtändig gewechſelt hat in Folge der Territorialveränderungen, welche Frankreich erlitt. Gegenwärtig beſtehen z. B. nur 27 königliche Gerichtshöfe oder Appellationsgerichte.

ſyſtem wurden ziemlich kleinliche Einwürfe gemacht. Man klagte nicht beſonders über die Vereinigung der Regierungsgewalt in der Hand der Präfekten, Unterpräfekten und Maires, denn dies ſtimmte mit den Ideen des Augenblicks und mit der Verfaſſung, welche einen einzelnen Mann als Oberhaupt an die Spitze des Staates ſtellte; aber man klagte über die Errichtung von drei Stufen in der Verwaltung, Departement, Arrondiſſement, Gemeinde. Man behauptete insbeſondere, man dürfe die Gemeinde nicht wieder herſtellen, denn man werde keine hinlänglich befähigten Maires finden. Und doch war dies die Wiederherſtellung der häuslichen Gewalt, und in dieſer Beziehung der populärſte Gedanke, den man finden konnte. Bei der Gerichtsverfaſſung wurde über die Wiederherſtellung der Parlamente Zeter geſchrien; man klagte hauptſächlich gegen die dem Caſſationsgerichte eingeräumte Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Magiſtratsperſonen, lauter unerhebliche Einwendungen. Deſſenungeachtet wurden die beiden vorgeſchlagenen Geſetze angenommen. Die zwanzig oder dreißig Stimmen, welche den Kern der Oppoſition im Tribunat bildeten, ſtimmten gegen die Geſetze, aber drei Viertheile ſtimmten für dieſelben. Der geſetzgebende Körper nahm ſie faſt einſtimmig an. Das Geſetz über die Departemental-Verwaltung erhielt das berühmt gewordene Datum vom 28. Pluvioſe des Jahres VIII. Das Geſetz über die Gerichtsverfaſſung datirte vom 27. Ventoſe des Jahres VIII.

Der Erſte Conſul, welcher die Geſetze nicht als todte Buchſtaben in der Geſetzſammlung liegen laſſen wollte, ernannte alsbald die Präfekten, Unterpräfekten und Maires. Er lief Gefahr mehr als ein Verſehen zu

machen, wie es immer geſchieht, wenn man eilig viele Beamte auf einmal ernennt. Aber eine gut berathene und wachſame Regierung macht die Irrthümer ihrer erſten Ernennungen bald wieder gut. Wenn nur der Geiſt im Allgemeinen gut war, ſo iſt dies ſchon genug. Der Geiſt dieſer Wahlen aber war vortrefflich; er war feſt, unparteiiſch und verſöhnend zugleich. Der Erſte Conſul ſuchte in allen Parteien die als rechtlich und fähig geltenden Männer auf, er ſchloß nur die Ungeſtümen aus und nahm zuweilen ſelbſt ſolche auf, wenn Zeit und Erfahrung ſie zu der Mäßigung zurückgeführt hatten, welche damals den weſentlichen Charakter ſeiner Politik ausmachte. Zu den Präfekturen, welche wichtige und gutbeſoldete Stellen waren, denn die Präfekten ſollten 12, 15 und bis zu 24,000 Franken Gehalt beziehen (das doppelte von dem, was dieſe Gehalte heute werth ſind), berief er Männer, welche in den großen politiſchen Verſammlungen mit Ehren aufgetreten waren und die Abſicht ſeiner Ernennungen klar hervortreten ließen; denn die Männer ſind zwar weder die Dinge noch die Grundſätze, aber ſie verſinnlichen dieſelben wenigſtens in den Augen der Völker. Der Erſte Conſul ernannte z. B. für Marſeille Hrn. Charles Lacroix, ehemaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; für Saintes Hr. Français von Nantes; für Lyon Hr. Verninhac, ehemaligen Geſandten; für Nantes Hr. Letourneur, ehemaliges Mitglied des Directoriums; für Brüſſel Hr. v. Pontécoulant; für Rouen Hr. Beugnot; für Amiens Hr. Quinette; für Gent Hr. Faypoult, ehemaligen Finanzminiſter. Alle dieſe Männer und Andere, die man aus der conſtituirenden, aus der geſetzgebenden Verſammlung, aus dem Convent, aus den

Fünfhundert wählte, die man aus den Miniſtern, Directoren und Geſandten der Republik nahm, waren geeignet, die neuen Verwaltungsſtellen zu heben und der Provinzialregierung die hohe Bedeutung zu verſchaffen, welche ſie verdient. Die Meiſten haben ihre Poſten während der ganzen Regierungsdauer des Erſten Conſuls und des Kaiſers bekleidet. Einer von ihnen, Hr. v. Jeſſaint, war noch vor vier Jahren Präfekt. Für die Präfektur von Paris ernannte der Erſte Conſul Hrn. Frochot; als Collegen bei der Polizeipräfektur gab er ihm Hrn. Dubois, einen Beamten, deſſen kräftiges Wirken nützlich war, um die Hauptſtadt von den vielen Uebelthätern zu ſäubern, welche die Parteien ihr in den Schooß geworfen hatten.

Derſelbe Geiſt leitete die richterlichen Ernennungen. Ehrenwerthe Namen aus dem früheren Anwalt- und Richterſtande wurden ſo weit möglich mit neuen Namen redlicher Männer gemiſcht. Wo er immer das Perſonal mit glänzenden Namen ſchmücken konnte, da unterließ es der Erſte Conſul nicht, denn er liebte den Glanz in allen Dingen und der Augenblick war gekommen, wo man ohne Gefährde der Vergangenheit etwas entlehnen durfte. Ein Richter mit dem Namen d'Agueſſeau eröffnete die Liſten der richterlichen Ernennungen, als Präſident des Appellationsgerichtes von Paris, gegenwärtig der königliche Gerichtshof. Kaum ernannt, erhielten die Beamten die Weiſung, unverzüglich an ihre Beſtimmungsorte abzureiſen, um ihre Stellen anzutreten und Jeder in ſeinem Kreiſe zu dem Umgeſtaltungswerke mitzuwirken, auf das er ſeinen Ruhm begründen wollte, und welches ſelbſt nach ſeinen ſtaunenswerthen Siegen, wirklich ſein beſtbegründeter Ruhm geblieben iſt.

Man mußte in dieſer von Grund aus umgewälzten Geſellſchaft Alles zu gleicher Zeit angreifen. Die Auswanderung, zugleich ſo ſtrafbar und ſo unglücklich, mit gleichem Rechte Gegenſtand der Theilnahme und des Widerwillens, denn in ihren Reihen fanden ſich grauſam verfolgte Männer und ſchlechte Franzoſen, welche gegen ihr Vaterland ſich verſchworen hatten, die Auswanderung verdiente die beſondere Aufmerkſamkeit der Regierung. Nach der letzten Geſetzgebung genügte ein Beſchluß des Directoriums oder der Departementalbehörden, um jeden Abweſenden auf die Liſte der Ausgewanderten zu ſetzen; alsdann wurde ſein Vermögen confiscirt und wenn er auf dem Boden der Republik betreten wurde, verurtheilte ihn das Geſetz zum Tode. Eine Menge von Perſonen, die wirklich ausgewandert oder nur verſteckt waren, ſtanden nicht auf der verhängnißvollen Liſte, weil ſie entweder vergeſſen worden, oder weil ſich nie ein Feind gefunden hatte, um ſie anzugeben. Dieſe konnten immer noch nachgetragen werden; dazu genügte, daß ein Feind ſich einmal finde und ſie fielen dann unter die Aechtungsgeſetze. Viele Franzoſen lebten ſo in fortwährender Todesangſt. Die mit oder ohne Verſchulden Eingetragenen kamen in großer Anzahl, um ihre Ausſtreichung zu erwirken. Ihr verwegener Zudrang zeugte für das Vertrauen, welches man auf die Humanität der Regierung ſetzte, mißſtimmte dagegen manche Revolutionäre, deren einige ſich großes Unrecht gegen die rückkehrenden Emigranten vorzuwerfen, ſo wie andere die deren Güter aufgekauft hatten.

Es war dies ein neuer Anlaß zu Wirren und wenn man mit den Proſcriptionen nicht fortfahren durfte,

ſo durfte man auch jene Männer, welche einen, wenn auch gewaltſamen, Antheil an der Revolution genommen, nicht in fortwährender Beſorgniß ſchweben laſſen. Man war Allen, die ſich für die Revolution gefährdet hatten, eine gänzliche Sicherheit ſchuldig; denn leider ſind die meiſten Menſchen entweder Egoiſten oder leidenſchaftliche Anhänger der Sache, der ſie ſich ergeben haben und in dieſem Falle gehört die Mäßigung nicht zu ihren Gewohnheiten.

Es war dringend nöthig, dieſem Zuſtande abzuhelfen. Die Regierung brachte einen Geſetzentwurf, deſſen erſte Beſtimmung die Schließung der berüchtigten Emigrantenliſte zum Zweck hatte. Dieſe Liſte wurde vom 4. Nivoſe des Jahres VIII (25. December 1799) angefangen, dem Tage, an welchem die Verfaſſung in Kraft getreten war, für geſchloſſen erklärt, d. h. jede ſpätere Abweſenheit konnte nicht mehr als Emigration bezeichnet und mit denſelben Strafen verfolgt werden. Es war in Zukunft Jedem geſtattet, von Frankreich ins Ausland und aus dem Auslande nach Frankreich zu reiſen, ohne dadurch eine geſetzwidrige Handlung zu begehen; denn durch zehn Jahre hindurch war jede Entfernung aus Frankreich ein Verbrechen geweſen. Die Freiheit, zu gehen und zu kommen, war demnach allen Bürgern wieder zurückgegeben.

Dieſer erſten Beſtimmung wurde noch eine weitere hinzugefügt. Die mehr oder minder als Emigranten anklagbaren Perſonen, deren Einige nur augenblicklich das franzöſiſche Gebiet verlaſſen hatten, während Andere ſich nur verborgen gehalten hatten, um den Verfolgungen zu entgehen und die glücklicherweiſe nicht in die Emigrantenliſte eingetragen waren, konnten, ohne

einen beſondern Ausſpruch der gewöhnlichen Gerichte, d. h. der Jury auch nicht mehr eingeſchrieben werden. Dadurch wurde auch für dieſe die Liſte gewiſſermaßen geſchloſſen, da bei dem gegenwärtigen Geiſte der Gerichte nicht zu fürchten war, daß ſie dieſelben mit neuen Namen bereichern würden.

Indem man ſo jene Perſonen, die noch nicht eingeſchrieben waren, den Gerichten zuwies, und ihnen dadurch die Sicherheit der ordentlichen Rechtspflege ſicherte, überwies man endlich jene, die unbefugter Weiſe eingetragen waren oder es zu ſein behaupteten und ihre Streichung aus der Liſte verlangten, an die Verwaltungsbehörde. Hier zeigte ſich ganz die Nachſicht der neuen Regierung bezüglich ihrer, da die neuen durch die Regierung gebildeten und ganz von ihrem Geiſt erfüllten Verwaltungsbehörden gewiß nicht ermangeln konnten, ſolche Reclamationen ohne beſondere Schwierigkeiten anzunehmen. Es genügte in der That, Aufenthaltszeugniſſe aus irgend einem Orte in Frankreich vorzulegen, worunter ſich genug falſche befanden, um auf dieſen Beweis hin, daß man mit Unrecht abweſend erklärt worden ſei, die Streichung aus der Emigrantenliſte zu erlangen. Bei der allgemeinen Nachſicht für die Uebertretung tyranniſcher Geſetze konnte dieſes Mittel, ſich aus der Liſte ſtreichen zu laſſen, den Reclamanten nicht fehlen. Es war überdies den Emigranten, welche ihre Ausſtreichung nicht erlangen wollten, geſtattet, unter Ueberwachung der Staatspolizei nach Frankreich zurückzukommen. In der Sprache jener Zeit nannte man dies Zugeſtändniß, Ueberwachungsſcheine erhalten (surveillances). Es wurden deren viele ausgegeben und die Emigranten, welche ſo ſchnell wie möglich zu-

rückkehren wollten, konnten auf dieſe Weiſe dem Augenblicke ihrer Ausſtreichung noch zuvorkommen. Dieſe Ueberwachungsſcheine wurden ſogar für die Mehrzahl jener, die ſich ihrer bedienten, ihre definitive Rückkehrerlaubniß.

In Betreff jener Emigranten, deren Namen aus der verhängnißvollen Liſte wegen der Offenkundigkeit ihrer Auswanderung nicht geſtrichen werden konnte, wurden die gegen ſie beſtehenden Geſetze aufrecht erhalten. Es lag dies im Geiſte der Zeit, denn, wenn man auch mit Unglücklichen Mitleid hatte, ſo war man doch gegen jene Schuldigen erzürnt, die ihr Vaterland verlaſſen hatten, um die Waffen gegen daſſelbe zu führen oder die fremden Mächte gegen daſſelbe anzurufen. Ueberdies hatten weder diejenigen, welche geſtrichen, noch die, welche nicht geſtrichen waren, auf ihre verkauften Güter weitere Anſprüche. Die Verkäufe waren unwiderruflich, ſowohl kraft der neuen Verfaſſung, als kraft der Beſtimmungen des neuen Geſetzes. Jene allein, die ihre Streichung erlangten und deren Güter ſequeſtrirt waren, konnten auf deren Rückgabe Anſpruch machen.

So lautete das vorgeſchlagene und mit einer ungeheuern Majorität angenommene Geſetz, ungeachtet einiger im Tribunat laut gewordenen Ausfälle jener, die darin zu viel oder zu wenig Begünſtigungen der Emigranten ſahen.

Unter der Zahl jener damals noch in Kraft befindlichen geſetzlichen Beſtimmungen, die als eine unerträgliche Tyrannei erſchienen, war auch die, welche das Recht des Teſtirens unterſagte. Die beſtehenden Geſetze erlaubten dem Sterbenden nicht, ſobald er Kinder hatte, über mehr als den zehnten und wenn er kinderlos war,

über mehr als den ſechſten Theil ſeines Vermögens, letztwillige Anordnungen zu treffen.

Dieſe Beſtimmungen waren das Ergebniß der erſten revolutionären Entrüſtung über die Mißbräuche der alten franzöſiſchen Geſellſchaft; einer ariſtokratiſchen Geſellſchaft, in der die väterliche Eitelkeit, bald um einen Majoratsherrn aufzuſtellen, bald um den Neigungen ihrer Kinder durch ſchlecht erdachte Ehebündniſſe Gewalt anzuthun, die Einen zum Vortheil der Andern beraubte. In jener erſten dem menſchlichen Geiſte ſo gewöhnlichen Aufwallung hatte man, ſtatt die väterliche Gewalt in vernünftige Gränzen einzuſchließen, dieſelbe vollkommen gefeſſelt. Ein Vater konnte weder belohnen noch ſtrafen. Er konnte, ſobald er Kinder hatte, beinahe gar nichts zu Gunſten desjenigen verfügen, der ſich ſeiner ganzen Zuneigung werth gemacht hatte. Was jedoch noch außerordentlicher war, war das, daß, wenn er nur nähere oder entferntere Seitenverwandte hatte, er nur einen beinahe nichtsbedeutenden Theil ſeines Vermögens, d. i. ein Sechstel deſſelben, verſchenken konnte. Es war dies ein wahrhaftiges Attentat auf das Eigenthumsrecht und einer der empfindlichſten Gewaltſtreiche der Revolution; denn der Tod zählt jeden Tag ſeine Opfer und Tauſende von Sterbenden mußten ohne den Troſt, diejenigen, die ſie in ihrem Alter gepflegt und getröſtet hatten, belohnen zu können, vom Leben ſcheiden.

Es war unmöglich mit einer ſolchen Reform bis zur Abfaſſung des bürgerlichen Geſetzbuches zu warten. Es wurde daher ein Geſetz vorgelegt, welches das Recht, letztwillige Anordnungen zu treffen, innerhalb gewiſſer Grenzen wieder herſtellte. Kraft dieſes Geſetzes konnte der Vater der bei ſeinem Tode weniger

als vier Kinder hatte, über das Viertel ſeines Vermögens, über das Fünftel, wenn er fünf Kinder hatte, und in demſelben Verhältniſſe weiter verfügen. Hatte er nur Verwandte in aufſteigender Linie oder Seitenverwandte, ſo konnte er über die Hälfte verfügen, und über ſein ganzes Vermögen, ſobald er gar keine erbfähige Verwandten hatte. Dieſe Maßregel wurde im Tribunat am meiſten angegriffen und zwar hauptſächlich durch den Tribun Andrieux, einen rechtſchaffenen, aufrichtigen aber mehr geiſtreichen als einſichtsvollen Mann. Er behauptete, daß man auf dieſem Wege zu den Mißbräuchen des Rechts der Erſtgeburt, zu den Zwangsmaßregeln des Ancien Régime gegen die Kinder von Familie u. ſ. w. zurückkehre. Dieſes Geſetz wurde ebenſo wie die vorhergehenden mit einer ungeheuern Majorität angenommen.

Die Regierung errichtete durch ein weiteres Geſetz ein Priſengericht, das unumgänglich nothwendig geworden war, um den neutralen Mächten eine unparteiiſche Gerechtigkeit zu Theil werden zu laſſen und ſie durch eine beſſere Behandlung Frankreich mehr zu nähern.

Endlich lenkte man die Aufmerkſamkeit der beiden Verſammlungen auf die Finanzgeſetze. Man konnte dem geſetzgebenden Körper über dieſen Punkt nicht mehr viele Eröffnungen machen, da die beiden geſetzgebenden Commiſſionen bereits die nothwendigen Geſetze erlaſſen hatten. Die adminiſtrativen Arbeiten, die die Regierung in Folge dieſer Geſetze, behufs der Reorganiſirung der Finanzen unternommen hatte, waren eigentlich keine Gegenſtände der Erörterung. Indeß mußte man doch, wenn auch nur der Form halber, das Budget des Jahres VIII aufſtellen. Wäre der Steuereinzug regel-

mäßig organiſirt geweſen, wären die eingeführten Steuern nicht nur von den Steuerpflichtigen pünktlich bezahlt ſondern auch von den Einnehmern regelmäßig und treu abgeliefert worden, ſo würden ſich die Finanzen des Staates immerhin in einer leidlichen Lage befunden haben. Die gewöhnlichen Steuern konnten ungefähr 430 Millionen betragen und dies war eben der Betrag, auf den man die öffentlichen Ausgaben in Friedenszeiten zurückzuführen hoffte; ja man verſprach ſich ſogar, dieſelben noch auf weit weniger herunterzubringen. Die Erfahrung zeigte bald, daß man dieſelben ſelbſt in Friedenszeiten nicht unter 500 Millionen anſchlagen durfte, aber ſie zeigte auch, daß es leicht ſei, den Steuerbetrag auf dieſe Summe hinaufzutreiben, ohne deßhalb die Steuerſätze zu ſteigern. Wir bringen dabei die Steuereinzugskoſten ſo wie die Localausgaben nicht in Anſchlag, welche ſonſt das damalige Budget nach heutiger Rechnungsweiſe auf 600 bis 620 Millionen gebracht haben würden.

Die Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen wurde nur durch die Ausgaben für den Krieg ſo gewiß und bedeutſam und dies iſt nichts Außerordentliches, da überall der gleiche Fall eintritt. Man kann in keinem Lande mit dem gewöhnlichen Friedensbudget die Koſten eines Kriegs beſtreiten. Wäre dies wirklich der Fall, ſo wäre es nur ein Beweis, daß die Abgaben in Friedenszeiten unverhältnißmäßig und unnöthig erhöht ſind. In Folge der bisherigen Unordnung wußte man aber nicht, ob ſich das Budget mit Einſchluß der Kriegskoſten auf 600, 700 oder 800 Millionen erhöhen würde. Die Einen behaupteten, das Budget würde ſich auf 700, Andere, es würde ſich auf 800 Millionen belau-

ſen. Jeder hegte in dieſer Beziehung ſeine eigenen Vermuthungen. Die Erfahrung bewies wieder, daß man mit einem Zuſatz von ungefähr 150 Millionen auch die Kriegskoſten würde beſtreiten können, jedoch immer nur unter der Vorausſetzung ſiegreicher Armeen, die auf feindlichem Boden lebten. Das Budget des Jahres VIII wurde demzufolge in Einnahme und Ausgabe auf 600 Millionen veranſchlagt. Da ſich das gewöhnliche Einkommen auf 430 Millionen belief, ſo ergab ſich ein Rückſtand von 170 Millionen. Aber nicht hierin lagen die eigentlichen Schwierigkeiten. Es wäre zu viel gefordert geweſen, wenn man, kaum aus dieſem finanziellen Chaos herausgetreten, die augenblickliche Herſtellung des Gleichgewichts zwiſchen Einnahme und Ausgabe verlangt hätte. Man mußte zuerſt das Einkommen der gewöhnlichen Abgaben ſicher ſtellen. Sobald man einmal zu dieſem erſten Reſultat gelangt war, ſo war man ſicher, augenblicklich den dringendſten Bedürfniſſen Genüge leiſten zu können, da dies ſchnell auf den Credit einwirken mußte und man durch die verſchiedenartigen Effecten, von deren Schöpfung wir bereits berichtet haben, die Mittel erhielt, von den Capitaliſten die zur Beſtreitung aller Staatsbedürfniſſe nothwendigen Gelder zu erlangen. Dahin arbeitete Hr. Gaudin ohne Unterlaß, gegen alle ihm aufſtoßenden Schwierigkeiten von dem feſten und ausdauernden Willen des Erſten Conſuls unterſtützt.

Die erſt kürzlich errichtete Verwaltung der directen Abgaben entfaltete die größte Thätigkeit. Die Steuerliſten waren ſchon ſehr weit vorgeſchritten und wurden bereits zum Steuereinzuge verwendet. Man fing an die Generaleinnehmerſchuldſcheine bei der Staatskaſſe

einlaufen und ſie ohne allzu wucherhafte Zinſen discontiren zu ſehen. Die Schwierigkeit in der Begründung des Syſtems der Generaleinnehmerſchuldſcheine beſtand noch immer hauptſächlich in Bezug auf jede Generaleinnehmerſtelle in der ſchwer zu beſtimmenden Menge der im Umlauf befindlichen Effecten. Ein Generaleinnehmer, der z. B. 20 Millionen einzunehmen hatte, konnte nicht auch Schuldſcheine in demſelben Betrage ausſtellen, ſobald ihm 6 bis 8 Millionen todte Werthe wie Rückſtands-Requiſitionsſcheine ꝛc. eingezahlt wurden. Der Miniſter ſuchte dieſe Papiere außer Umlauf zu bringen, den muthmaßlich bei jedem Steuereinzug eingehenden Betrag abzuſchätzen und ließ die Generaleinnehmer für den Betrag des nach ſeiner Annahme bei ihnen einkommenden Metallgeldes Schuldſcheine ausſtellen. Man führte in derſelben Sitzung zur größern Pünktlichkeit in der Einlieferung der Staatsgelder eine neue Art Rechnungsbeamter ein. Es waren dies die Arrondiſſementseinnehmer. Bisher hatte zwiſchen den bei den Steuerpflichtigen aufgeſtellten Einnehmern und dem im Hauptort angeſtellten Generaleinnehmer keine andere Mittelsperſon beſtanden, als die Steueraufſeher, Beamte des Generaleinnehmers, die nur von ihm abhingen und nur ihm die Wahrheit ſagten. Dies war indeß eine jener Stellen, von welcher aus man am beſten das Einlaufen der Abgaben in die öffentlichen Kaſſen überwachen und ermitteln konnte. Dieſelbe war bis jetzt auf eine beklagenswerthe Weiſe vernachläſſigt worden. Man errichtete in jedem Arrondiſſement Untereinnehmer, die vom Staate abhingen, ihm über ihre Einnahmen ſo wie über deren Ablieferung an die Generaleinnehmer Rechenſchaft ſchuldig waren, und zugleich

wohlunterrichtete und unbetheiligte Beobachter über die Bewegung der Geldmittel abgaben, da ſie aus dem längern Verbleiben der Staatsgelder in den Kaſſen der Rechnungsbeamten keinen Nutzen ziehen konnten. Man zog aus dieſer Einrichtung den Vortheil, genauer über den Stand der Einnahmen unterrichtet zu werden und neue Cautionen in baarem Gelde zu erhalten, was zwar heutigen Tages ſehr gleichgültig wäre, aber es damals durchaus nicht war. Endlich hatte man auch noch den Vortheil, eine neue Anwendung der eben erdachten Arrondiſſementseintheilung zu erhalten. Bereits hatte man die bürgerliche und zuchtpolizeiliche Rechtspflege und einen beträchtlichen Theil der Gemeindeverwaltung nach dem Centrum des Arrondiſſements verlegt; indem man auch noch einen Theil der Finanzverwaltung dorthin verlegte, gewann man dieſer Eintheilung, die einige Köpfe eine willkührliche Unterabtheilung des Landes nannten, noch einen weitern Nutzen ab. Da dieſelbe in vielen Hinſichten unerläßlich geweſen war, ſo konnte man nichts Beſſeres thun, als die Nützlichkeit derſelben vermehren und ſie aus einer künſtlichen Eintheilung, die zu ſein man ſie beſchuldigte, zu einer wirkſamen machen. Die Präfekten und Unterpräfekten hatten den Befehl, ſich zu den Einnehmern zu begeben und durch Einſicht in deren Bücher ſelbſt über die Genauigkeit der Ablieferung zu wachen. Darüber ſind wir gegenwärtig glücklicherweiſe hinaus, aber in jenem Augenblicke, wo Alles erſt in allgemeinen Umriſſen beſtand, war es ein ſehr nützlicher Sporn für die Rechnungsbeamten, die Präfekten und Unterpräfekten zu ihren Kaſſen zu ſenden.

Die Reorganiſation der Finanzen konnte daher nicht

ſchneller vor ſich gehen; aber die Verſammlungen würdigen nur wirkliche Ergebniſſe. Man ſah nicht, wieviel wahrhaft Nützliches im Innern der Verwaltung geſchah. Im Tribunat trug man endloſe Abhandlungen über die große Frage des Gleichgewichtes in der Ausgabe und Einnahme vor, man beſchwerte ſich über das Deficit, man brachte tauſend verſchiedene Syſteme zum Vorſchein, und es gab einige hinlänglich verrückte Köpfe, die ſo lange die Annahme der Finanzgeſetze verweigern wollten, bis die Regierung ein Mittel vorlege, die Ausgabe und Einnahme ins Gleichgewicht zu bringen. Aber alle dieſe Vorſchläge führten zu keinem Reſultat. Die vorgeſchlagenen Geſetze wurden angenommen, und zwar im Tribunate mit einer großen Majorität, im geſetzgebenden Körper dagegen beinahe einſtimmig.

Eine, der Erwähnung durch die Geſchichte würdige Einrichtung wurde allen jenen, die wir bereits aufgeführt, noch hinzugefügt. Es war dies die Errichtung der Bank von Frankreich. Die ehemaligen Discontokaſſen waren in den Wirren der Revolution untergegangen und es war doch nicht wohl möglich, daß Paris ohne Bank bleiben konnte. Auf jedem Haupthandelsplatze, an welchem eine gewiſſe Thätigkeit herrſcht, bedarf man eines bequemen Zahlungsmittels, d. i. Papiergeld, ſo wie einer Anſtalt, die die Handelseffecten im Großen discontirt. Dieſe beiden Hülfsmittel unterſtützen ſich gegenſeitig, denn die ſtatt der im Umlauf befindlichen Papiere niedergelegten Gelder ſind es, die man im Wege der Discontirung dem Handel leihen kann. Es muß in der That an jedem Orte, wo auch ein noch ſo unbedeutender Geſchäftsverkehr ſtattfindet, eine Bank gedeihen, ſobald ſie nur gute Papiere dis-

contirt und nicht mehr Billette ausgibt, als nöthig ſind, mit einem Worte, ſobald ſie ihre Operationen den wahren Bedürfniſſen ihres Platzes anpaßt. Dies mußte man zu Paris thun und es mußte auch gelingen, wenn man nur die geeigneten Maßregeln ergriff. Dieſe neue Bank ſollte neben ihren Geſchäften mit Privaten auch Geſchäfte mit dem Staatsſchatz machen und demgemäß ebenſo ihren Verdienſt haben, wie ſie Dienſte leiſten mußte. Die Regierung brachte die erſten Banquiers der Hauptſtadt in Bewegung, an deren Spitze ſich Hr. Perrégaux ſtellte, ein Geldmann, deſſen Name bei allen damals dem Staate geleiſteten wichtigen Dienſte genannt wird. Man bildete auf dieſe Weiſe einen Verein reicher Capitaliſten zur Gründung einer Bank, der Bank von Frankreich, die noch heutigen Tages beſteht. Man bildete ein Capital von 30 Millionen. Fünfzehn Directoren nebſt einem leitenden aus drei Perſonen gebildeten Ausſchuß, der in der Folge durch einen Gouverneur erſetzt wurde, ſollten die Angelegenheiten derſelben leiten. Sie ſollte nach ihren Statuten nur reelle und nicht Scheingeſchäften entſprechende Handelseffecten discontiren, als Geld umlaufende Banknoten ausgeben, und ſich aller dem Disconto und dem Handel mit edlen Metallen fremden Speculationen gänzlich enthalten. Ihren Statuten treu, iſt ſie die ſchönſte Anſtalt geworden, die es in dieſer Art gibt. Man wird bald ſehen, welche Maßregeln die Regierung ergriff, um den Operationen dieſer Bank jenen raſchen Umſchwung zu verleihen, welcher ſie ſchon in den erſten Tagen ihres Beſtehens gedeihen ließ.

Während ſich die Conſularregierung in Uebereinſtimmung mit dem geſetzgebenden Körper mit dieſen

umfaſſenden Verwaltungsarbeiten beſchäftigte, waren die Unterhandlungen mit den befreundeten wie mit den kriegführenden Mächten ohne Unterbrechung fortgeführt worden. Der Brief des Erſten Conſuls an den König von England war unmittelbar darauf beantwortet worden. Der Erſte Conſul hatte am 26. December (5. Nivoſe) geſchrieben und man antwortete ihm am 4. Januar (14. Nivoſe), denn der Entſchluß des engliſchen Cabinets war im Voraus gefaßt und kein Berathſchlagen mehr nöthig. England hatte in der That im Jahre 1797, wo ſeine Finanzen zerrüttet waren und Oeſterreich ſich in der Nothwendigkeit befand, mit dem Vertrag von Campo Formio den Frieden für das Feſtland zu unterzeichnen, daran denken können, zu unterhandeln und Lord Malmesbury nach Lille zu ſenden, aber jetzt, da die Einkommenſteuer (Income-tax) die Schatzkammer bereicherte, Oeſterreich ſich von Neuem mit uns im Krieg befand und ſeine Heere bis gegen unſere Grenzen vorgeſchoben hatte, jetzt da es ſich handelte, uns die Hauptpunkte Maltha und Egypten zu entreißen und die Niederlage am Texel zu rächen, konnte dieſe Macht eben keine beſondere Vorliebe für den Frieden hegen. Außerdem hatte ſie einen noch wichtigeren Grund denſelben zurückzuweiſen, denn dieſer Krieg entſprach den Leidenſchaften und Intereſſen Pitts. Dieſer berühmte Leiter des großbritanniſchen Cabinets hatte aus dem Kriege gegen Frankreich ſeinen Beruf, ſeinen Ruhm, die Begründung ſeiner politiſchen Exiſtenz geſchaffen. Wurde der Frieden eine Nothwendigkeit, ſo mußte er ſich vielleicht zurückziehen. Er entwickelte in dieſem Kampfe jene Hartnäckigkeit des Charakters, die ihn im Vereine mit ſeinen redneriſchen Talenten zu

einem nicht ſehr aufgeklärten aber mächtigen Staatsmanne gemacht hatten. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft ſein; ſie war verneinend und unhöflich. Man erwies dem Erſten Conſul nicht die Ehre, dieſe Antwort perſönlich an ihn zu richten, ſondern antwortete, geſtützt auf den ſonſt vortrefflichen Gebrauch, durch eine Note Lord Granvilles an Hrn. von Talleyrand.

Dieſe Note ließ ziemlich ungeſchickt den Verdruß durchblicken, den Pitt über die vom Erſten Conſul an England erlaſſene Friedensaufforderung empfunden. Sie enthielt eine ſeit einigen Jahren immer wiederkehrende Aufzählung all der Kriegsanfänge, bürdete der Republik die Schuld des erſten Angriffs auf, warf ihr in einem heftigen Tone die in Deutſchland, Holland, der Schweiz und Italien begangenen Verheerungen vor, ſprach ſelbſt von den im letzteren Lande durch die franzöſiſchen Generale verübten Räubereien und fügte dieſem Vorwurfe noch den bei, überall Throne und Altäre umſtürzen zu wollen; ſodann ging ſie auf die letzten Eröffnungen des Erſten Conſuls über, und ſagte, daß dieſe geheuchelten friedlichen Aeußerungen nicht die erſten dieſer Art ſeien; die verſchiedenen innerhalb zehn Jahren auf einander gefolgten Regierungen hätten mehr als einmal ſolche von ſich gegeben. Ferner ſagte dieſe Note, Se. Majeſtät der König von Großbritannien ſähe in den Vorgängen in Frankreich durchaus keinen Wechſel der Grundſätze, der Europa befriedigen und beruhigen könnte, der einzige Wechſel, der es vollkommen ſicher und zufrieden zu ſtellen vermöge, wäre die Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon, denn erſt dann erſcheine die geſellſchaftliche Ordnung nicht gefährdet; übrigens mache man die Wiedereinſetzung dieſes Hauſes durchaus nicht zur

abſoluten Bedingung des Friedens mit der franzöſiſchen Republik, allein bis auf weitere, bedeutſamere und befriedigendere Anzeichen werde England noch immer im Kampf beharren, ſowohl zu ſeiner als ſeines Verbündeten Sicherheit.

Dieſe unſchickliche, von den Verſtändigen aller Nationen mißbilligte Note machte Pitt nur wenig Ehre und bewies, daß er mehr leidenſchaftlich als einſichtsvoll ſei. Sie bewies ferner, daß eine neue Regierung, um ſich Anſehen zu verſchaffen, vieler Siege bedarf, denn die jetzige Regierung hatte ſchon zahlreiche und glänzende errungen, aber bedurfte augenſcheinlich noch größerer.

Der erſte Conſul ließ ſich nicht irre machen und erließ, um die günſtige Stellung, die ihm ſeine Mäßigung in den Augen der Welt verſchafft, beſtens zu benutzen, eine milde, aber feſte Antwort, aber nicht mehr in Form eines Briefes an den König, ſondern in Form einer an Lord Granville den Miniſter des Auswärtigen gerichteten Depeſche. Indem er in wenig Worten an die erſten Ereigniſſe des Krieges erinnerte, bewies er in einer außerordentlich gemäßigten Sprache, daß Frankreich allein die Waffen ergriffen, um einer gegen ſeine Sicherheit angeſponnenen europäiſchen Verſchwörung Widerſtand zu leiſten. Indem er all die traurigen Folgen der Revolution durchaus nicht in Abrede ſtellte, wies er im Vorbeigehen darauf hin, daß eben Jene, die die franzöſiſche Republik mit ſolcher hartnäckigen Erbitterung verfolgt hätten, ſich mit gutem Rechte als die wahre Urſache der ſo vielfach beklagten Gewaltthätigkeiten betrachten könnten. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „wozu alle dieſe Erinnerungen? Es iſt hier eine Regierung,

die dem Krieg ein Ende zu machen wünſcht, wird denn derſelbe ewig dauern, weil dieſer oder jener der Angreifende geweſen iſt? Und wenn man denſelben nicht ewig dauern laſſen will, müſſen denn dann nicht die fortwährenden gegenſeitigen Anklagen endlich ein Ende nehmen? Gewiß hofft man nicht von Frankreich die Wiederherſtellung der Bourbons; iſt es dann aber wohl ſchicklich, ſolche Andeutungen zu machen, wie die, die man ſich erlaubt hat? Was würde man wohl ſagen, wenn Frankreich in ſeinen Mittheilungen an England, daſſelbe aufforderte, die erſt im vorigen Jahrhundert ihres Thrones beraubte Familie Stuart wieder auf den Thron zu ſetzen? Aber laſſen wir dieſe aufreizenden Fragen bei Seite," ſchloß die vom Erſten Conſul dictirte Note, „wenn Sie wie wir die Uebel des Krieges beklagen, ſo laſſen Sie uns über einen Waffenſtillſtand übereinkommen, bezeichnen wir eine Stadt, Dünkirchen z. B., oder jede andere Ihrer Wahl, um dort die Unterhändler zu verſammeln; die franzöſiſche Regierung wird den von Großbritannien bevollmächtigten Geſandten Päſſe zur Verfügung ſtellen."

Dieſe ſo ruhige Haltung brachte die Wirkung hervor, die ein kaltblütiger Mann gewöhnlich auf einen im Zorn Befindlichen hervorbringt; ſie rief von Seite Lord Granvilles eine noch lebhaftere, bitterere und unüberlegtere Note als die erſte hervor. In dieſer Erwiederung ſuchte der engliſche Miniſter den Fehler, den er begangen hatte, indem er vom Hauſe Bourbon ſprach, wieder auszugleichen, indem er ſagte, daß ſeine Regierung nicht für dieſes Haus, ſondern für die Sicherheit aller Regierungen Krieg führe. — Zugleich erklärte er neuerdings, daß die Feindſeligkeiten ohne Unterbrechung

würden fortgeſetzt werden. Dieſe letzte Mittheilung war vom 20. Januar (30. Nivoſe). Nun war kein Wort mehr zu verlieren. General Bonaparte hatte genug gethan; er hatte, auf ſeinen Ruhm vertrauend, ohne beſondere Hoffnung den Frieden zu erlangen, aber doch ehrlich gemeint, denſelben angeboten und hatte bei dieſem Schritte den doppelten Vortheil errungen, ſowohl vor Frankreichs Augen als vor denen der engliſchen Oppoſition die unvernünftigen Leidenſchaften Pitts bloßzuſtellen. — Wie glücklich wäre er geweſen, wenn er zu jeder Zeit mit ſeiner Macht eine ſo geſchickt berechnete Mäßigung ſeines Betragens verbunden hätte.

Die Mittheilungen Oeſterreichs waren ſchicklicher, ohne daß ſie deßhalb mehr Hoffnungen zum Frieden gelaſſen hätten. Dieſe Macht, die ſich nicht vorſtellen konnte, daß die Abſichten des erſten Conſuls bei all ihrer Friedlichkeit ſich ſelbſt auf die Abtretung Italiens zu ihren Gunſten erſtrecken könnten, war entſchloſſen, den Krieg fortzuſetzen. Da ſie indeß den Sieger von Rivoli und Caſtiglione kannte und wußte, daß man nicht zu ſicher auf den Sieg zählen durfte, wenn man ihm gegenüber ſtand, ſo wollte ſie ſich nicht den Weg zu jeder ferneren Unterhandlung verſchließen.

Es war, als ob ſich Oeſterreich bezüglich der Form mit England ins Einverſtändniß geſetzt hätte, denn die Antwort des Kaiſers auf den Brief des Erſten Conſuls beſtand ebenfalls in einer Depeſche des Hrn. v. Thugut an Hrn. von Talleyrand. Dieſe Depeſche trug das Datum des 15. Januar 1800 (25. Nivoſe.) Der Inhalt war derſelbe, wie der der engliſchen Note. Man führe nur Krieg, „ſagte man,“ um Europa vor einer allgemeinen Umwälzung zu bewahren, man wünſchte

nichts ſehnlicher, als Frankreich zum Frieden geneigt zu ſehen, aber welche Garantie konnte daſſelbe für ſeine neuen Geſinnungen bieten? Man gab indeß zu, daß unter dem Erſten Conſul mehr Mäßigung im Innern und nach Außen, mehr Beſtändigkeit in ſeinen Vorſätzen und mehr Treue in Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu erwarten ſei und ſich daher von nun an mehr Wahrſcheinlichkeit eines ordentlichen und dauerhaften Friedens ergeben würde. Man erwartete dieſen glücklichen Wechſel von ſeinen großen Talenten, gab aber, ohne es auszuſprechen, zu verſtehen, daß man erſt nach der vollſtändigen Verwirklichung deſſelben an's Unterhandeln denken werde.

Der Erſte Conſul verfuhr gegen Oeſterreich, wie er gegen England verfahren war; er begnügte ſich nicht mit dieſer ausweichenden Antwort und wollte, ohne ſich durch die Unbeſtimmtheit dieſer Antwort entmuthigen zu laſſen, das Wiener Cabinet in die Nothwendigkeit verſetzen, ſich beſtimmt auszuſprechen und den Frieden auf eine categoriſche Weiſe zurückzuweiſen oder anzunehmen. Am 28. Februar (9. Ventoſe) wurde Hr. v. Talleyrand beauftragt an Hrn. v. Thugut zu ſchreiben und ihm als Grundlage der Unterhandlungen den Vertrag von Campo Formio anzubieten. Dieſer Vertrag ſei, ſchrieb er ihm, von Seite des General Bonaparte eine Handlung großer Mäßigung gegen den Kaiſer von Oeſterreich geweſen, denn durch die drohende Stellung der franzöſiſchen Armee vor den Thoren Wiens im Jahre 1797 in Stand geſetzt, von dieſem Fürſten große Opfer zu verlangen, hatte er, in der Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden, mäßige Vortheile weit ausgedehnteren vorgezogen, ja er hatte ſelbſt, fügte der franzöſiſche Miniſter hinzu,

durch ſeine Schonung für den kaiſerlichen Hof den Tadel des Directoriums auf ſich geladen. Hr. v. Talleyrand erklärte endlich, daß Oeſterreich, die ihm durch den Frieden von Campo Formio verſprochenen Entſchädigungen in Deutſchland nun in Italien erhalten würde.

Um die Bedeutung der Anträge des Erſten Conſuls ganz zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß der Vertrag von Campo Formio Frankreich Belgien und Luxemburg, der cisalpiniſchen Republik die Lombardei, das Mantuaniſche, die Legationen u. ſ. w. zuwies und Oeſterreich dagegen als Entſchädigung Venedig und den größten Theil der venetianiſchen Staaten erhielt. Betreffs der Rheingränze, welche außer Belgien und Luxemburg auch die zwiſchen der Maas, der Moſel und dem Rhein gelegenen Landſtriche, kurz was wir jetzt die Rheinprovinzen nennen, in ſich begriff, ſollte ſich Oeſterreich ins Mittel legen, um die Abtretung derſelben von Seite des deutſchen Reiches zu bewirken. Oeſterreich trat für ſich ſelbſt augenblicklich die zwiſchen Lothringen und dem Elſaß gelegene Grafſchaft Falkenſtein ab und machte ſich verbindlich, den franzöſiſchen Truppen die Thore von Mainz, das es im Namen des Reichs beſetzt hielt, zu öffnen. Oeſterreich ſollte dagegen bei Säculariſirung der Kirchengüter, nach Baiern zu das Bisthum Salzburg erhalten. Dieſe verſchiedenen Anordnungen ſollten auf dem Congreſſe zu Raſtatt, der durch den (im Jahre 1799) gegen die franzöſiſchen Geſandten verübten Meuchelmord ein ſo tragiſches Ende nahm, noch weiter verhandelt werden.

Indem der erſte Conſul dieſen Vertrag als Grundlage einer neuen Verhandlung anbot, ließ er die Frage der Rheinlinie, in ſo weit ſich dieſelbe auf die Rhein-

provinzen bezog, unentſchieden; er entſchied nur die Frage des unwiderruflich an Frankreich abgetretenen Belgiens und überließ die Frage bezüglich der Rheinprovinzen, einer weitern Unterhandlung mit dem Reiche. Dadurch, daß er Oeſterreich ſtatt der früher in Deutſchland angebotenen Entſchädigungen nun ſolche in Italien anbot, deutete er an, daß die von Oeſterreich in Italien errungenen Erfolge in Berückſichtigung gezogen werden würden, um ihm in dieſem Lande eine vortheilhaftere Stellung zu Theil werden zu laſſen. Er fügte hinzu, daß für die europäiſchen Mächte zweiten Ranges „ein das Völkerrecht, auf deſſen Grundlagen die Sicherheit und das Glück der Nationen weſentlich beruhen, in ſeiner vollen Kraft wieder herzuſtellen geeignetes Garantieſyſtem“ ſtipulirt werden ſollte. Dies war eine Anſpielung auf die Beſetzung der Schweiz, Piemonts, Toscanas, des Kirchenſtaats und Neapels, die man dem Directorium ſeither ſo oft vorgeworfen und als Vorwand für die zweite Coalition genommen hatte; es war dies ein hinlänglich deutliches Anerbieten, dieſe verſchiedenen Staaten wieder herzuſtellen und Europa auf dieſe Weiſe gegen das angebliche Umſichgreifen der franzöſiſchen Republik ſicher zu ſtellen.

Man konnte in der That nicht mehr anbieten; es bedurfte wirklich der für Frankreich ſo dringenden Nothwendigkeit des Friedens, um den Erſten Conſul zu ſolchen Anerbietungen zu bewegen. Da er nie die Angelegenheiten auf halbem Wege ſtehen ließ, ſo richtete er ſowohl an Oeſterreich als an England den förmlichen Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes, und zwar nicht blos auf der Rheinlinie, wo ein ſolcher ſchon beſtand, ſondern auch an den Alpen und den Apenninen, wo der

Krieg noch fortdauerte. Am 24. März (3. Germinal) antwortete Hr. von Thugut in ſehr gemäßigten Ausdrücken, daß der Vertrag von Campo Formio, eben ſo ſchnell verletzt als geſchloſſen, kein Friedensſyſtem darbiete, das die kriegführenden Mächte zu beruhigen geeignet ſei; der wahre bisher bei allen Unterhandlungen angewandte Grundſatz ſei der, die Stellung, in die das Waffenglück jeden Staat verſetzt, zur Grundlage des Friedens zu nehmen; auf dieſer Grundlage könne Oeſterreich unterhandeln. Hr. von Thugut fügte hinzu, daß er, bevor er weitere Schritte thue, um die Erklärung bezüglich der Form der Unterhandlungen erſuchen müſſe: es liege ihm daran zu wiſſen, ob Frankreich Unterhändler aller kriegführenden Staaten zulaſſen und auf einen allgemeinen Frieden hinarbeiten wolle, der allein aufrichtig und weiſe ſei und dem allein Oeſterreich beitreten würde. Dieſe Sprache bewies zweierlei: Erſtlich zeigte ſie, daß Oeſterreich, in dem es als Ausgangspunkt der Unterhandlungen den gegenwärtigen Zuſtand, d. h. die Lage, in der der letzte Feldzug jede kriegführende Macht gelaſſen, verlangte, große Anſprüche in Italien hege und zweitens, daß es ſich nicht von England, mit dem es durch Subſidienverträge eng verbunden war, trennen würde. Dieſe Treue gegen England wurde ihm durch ſeine Stellung zur Pflicht gemacht, die, wie man in der Folge bemerken wird, auf das Schickſal der Unterhandlungen und des Krieges Einfluß übte.

Eine ſolche, obgleich in ihrer Faſſung ſchickliche Antwort, ließ nur wenig Hoffnung zu einer Verſtändigung, da ſie das Verhalten einer Macht, die einige Friedensworte zu hören geneigt war, von einer Macht, die gar nichts anzuhören beſchloſſen hatte, abhängig machte.

Dennoch ließ General Bonaparte abermals antworten: indem er die früher in Deutſchland ſtipulirten Entſchädigungen nun in Italien anbiete, ſei wohl darunter verſtanden, daß er nicht von dem status ante bellum, ſondern von dem status post bellum ausgehen, d. h. Oeſterreich die in Italien errungenen Erfolge zu gut ſchreiben wolle; die von ihm der engliſchen Krone gemachten Eröffnungen bewieſen hinlänglich, daß es ſein Wunſch ſei, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Er hoffe, ſetzte er hinzu, übrigens nur wenig von einer allgemeinen Unterhandlung, da England durchaus keine Uebereinkunft wolle; er nehme übrigens ganz unbedingt die Vorſchläge Oeſterreichs an und erwarte demzufolge die Bezeichnung des Orts, an welchem man unterhandeln könne, den man jedoch, da man den Krieg fortſetzen wolle, außerhalb des Kriegsſchauplatzes verlegen müſſe. —

Oeſterreich erklärte, daß es ſich bei derartigen Abſichten des franzöſiſchen Kabinets an ſeine Alliirten wenden würde; bevor es jedoch dieſe zu Rathe gezogen, ſei es ihm durchaus unmöglich, irgend eine beſtimmte Entſcheidung zu geben. Dies hieß die Unterhandlungen auf einen unbeſtimmten Zeitpunkt hinausſchieben.

Indem der Erſte Conſul dem engliſchen und öſterreichiſchen Cabinette dieſe Eröffnungen machte, hatte er ſich durchaus keine Täuſchungen über deren Erfolg gemacht; aber er hatte dieſe friedlichen Schritte nur deßhalb verſucht, weil er erſtens den Frieden liebte und ihn als zur Organiſation der neuen Regierung nothwendig betrachtete, und zweitens, weil er ſich durch dieſen Schritt in Frankreichs wie Europas Meinung höher zu ſtellen glaubte.

Seine Berechnungen wurden durch die Vorgänge im engliſchen Parlament vollkommen gerechtfertigt. Pitt zog ſich durch die brutale Weiſe, mit der er auf Frankreichs Eröffnungen geantwortet, heftige und vollkommen gegründete Angriffe zu. Nie war die Oppoſition der Hrn. Fox und Sheridan von einem edlern Geiſte beſeelt geweſen, nie hätte ſie ſo im vollen Glanze dageſtanden und mit größerem Rechte die Achtung der Ehrenmänner aller Nationen verdient.

Die Fortſetzung des Krieges war in der That nur wenig gerechtfertigt, da ſich England in der Lage befand, Alles zu erhalten, was es vernünftiger Weiſe wünſchen konnte. Ohne Zweifel würde es die Räumung Egyptens erlangt haben; da es aber, wie wir einige Monate ſpäter ſehen werden, einwilligte, uns im Beſitze deſſelben zu laſſen, ſo hätte es auch ſogleich einwilligen können und ſich dadurch um dieſen Preis den Beſitz ſeiner Eroberungen, Oſtindien mit inbegriffen, geſichert ſo wie die unendlichen Gefahren vermieden, denen es in der Folge durch ſeinen Eigenſinn ausgeſetzt war.

Im Grunde war es alſo eigentlich nur ein miniſterielles Intereſſe, das im britiſchen Cabinet für die hartnäckige Fortſetzung des Kriegs entſchied. Die Oppoſition forderte das Miniſterium wiederholt und lebhaft zu weitern Erklärungen auf. Sie verlangte und erhielt die Vorlage der auf dieſe Unterhandlungen bezüglichen Actenſtücke und es entſpannen ſich hierüber die heftigſten Erörterungen. Die Miniſter behaupteten, man könne mit Frankreich nicht unterhandeln, weil es keine hinreichende Sicherheit gebe; es habe ſich durch ſeine Treuloſigkeit nach und nach mit der ganzen Welt in Krieg verwickelt, mit Ausnahme Dänemarks und

Schwedens, und ſelbſt auch die Verhältniſſe und Beziehungen zu den genannten Mächten ſeien ſehr mißlich geworden, der Friede mit dieſer Regierung ſei trügeriſch und verderblich, wie es die italieniſchen Staaten hinlänglich bewieſen; nachdem ſie gegen alle Fürſten Europas den Kampf begonnen, wolle ſie dieſelben entthronen, denn ſie ſei von einer unaufhörlichen Eroberungs- und Zerſtörungswuth beſeſſen; General Bonaparte biete durchaus keine größere Sicherheit dar, als ſeine Vorgänger; wenn die neue Regierung auch nicht mehr terroriſtiſch ſei, ſo ſei ſie doch revolutionär und mit der franzöſiſchen Revolution könne man weder Frieden noch Waffenſtillſtand ſchließen; könne man dieſelbe auch nicht vernichten, ſo müſſe man ſie doch ſo erſchöpfen, daß ſie auf eine Weiſe geſchwächt werde, die nichts mehr von ihr zu fürchten übrig laſſe. Die engliſchen Miniſter, beſonders Lord Granville, bedienten ſich hinſichtlich des Erſten Conſuls der beleidigendſten Sprache. Sie hatten ſelbſt Robespierre nicht anders behandelt.

Fox, Sheridan, der Herzog von Bedford und Lord Holland antworteten auf alle dieſe Entſchuldigungen ſehr vernünftig. „Ihr fragt, wer der angreifende Theil geweſen ſei,“ ſagten ſie, „zu was ſoll dies dienen? Ihr ſagt: Frankreich und Frankreich ſagt: England ſei es! Muß man ſich denn deßhalb gegenſeitig vernichten, bis man über dieſe geſchichtliche Thatſache einig iſt? Und was liegt auch an dem Angreifer, wenn derjenige, den Ihr des erſten Angriffs anklagt, der Erſte iſt, der ſich erbietet, die Waffen niederzulegen? Ihr ſagt, man könne nicht mit der franzöſiſchen Regierung unterhandeln; aber Ihr habt ja den Lord Malmesbury nach Lille geſandt, um mit dem Directorium zu unter-

handeln. Preußen und Spanien haben mit der franzöſiſchen Republik unterhandelt und ſich nicht darüber zu beklagen gehabt. Ihr ſprecht von den Verbrechen dieſer Regierung, aber Euer Bundesgenoſſe, der Hof von Neapel begeht deren weit ſcheußlichere als die des Convents, ohne ſich mit der Wuth des empörten Volks entſchuldigen zu können. Ihr ſprecht von Ehrgeiz? Allein Rußland, Preußen und Oeſterreich haben ja Polen getheilt; Oeſterreich hat ſo eben Italien erobert, ohne den von Frankreich vertriebenen Fürſten ihre Staaten zurückzugeben; Ihr ſelbſt, Ihr bemächtigt Euch Indiens, eines Theils der ſpaniſchen und aller holländiſchen Colonien! Wer wird es wagen, ſich in dieſem zwiſchen allen Nationen entſponnenen Kampfe der Wuth und der Habgier uneigennütziger als ein Anderer zu nennen? Ihr werdet entweder nie mit der franzöſiſchen Republik unterhandeln, oder Ihr müßt es jetzt thun; denn nie werdet Ihr einen günſtigern Zeitpunkt dazu finden, denn ein mächtiger und überall Gehorſam findender Mann hat ſich jetzt der oberſten Gewalt bemächtigt und ſcheint geneigt, dieſelbe mit Gerechtigkeit und Mäßigung zu verwalten. Iſt es der engliſchen Regierung würdig, einen ausgezeichneten Mann zu beſchimpfen, der das Oberhaupt einer der erſten Nationen der Welt und mindeſtens ein großer Feldherr iſt, welche Fehler oder Tugenden auch immer die Zeit in der Folge an ihm zum Vorſchein bringen wird? Ohne einzugeſtehen, daß man England, ſein Blut, ſeine Schätze und ſeine koſtbarſten Hülfsquellen für die Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon erſchöpfen wolle, kann man keinen andern vernünftigen Grund anführen, auf den hin die Weigerung in Unterhandlung zu treten zuläſſig wäre.

Einer ſo kräftigen und wahren Beweisführung ließ ſich nichts erwiedern. Hr. Tierney benutzte den Fehler, den das engliſche Miniſterium in den fraglichen Noten durch die Erwähnung der Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon begangen hatte, um eine ſpecielle Motion gegen dieſes Haus einzubringen. Er ſtellte den Antrag, man möge den Wunſch ausſprechen, daß Großbritaniens Sache von jener der Bourbons getrennt werden möge, indem Letztere für Großbritanien eben ſo verderblich wie für Frankreich ſei. „Ich habe wohl gehört,“ fuhr er fort, „daß einige Anhänger von Pitts Verwaltung behaupten: da die franzöſiſche Regierung keine allgemeine Unterhandlung angeboten, habe man Grund gehabt, eine beſondere Unterhandlung, die uns von unſern Verbündeten getrennt und demnach geſchwächt haben würde, abzulehnen; aber ich habe noch Niemanden geſehen, der es nicht ſtreng getadelt hat, daß man an die Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon das Ende dieſes Krieges knüpfe!“ In der That verhielt es ſich wirklich ſo, wie Tierney ſagte, denn alle Welt hatte dieſen Fehler getadelt und das Wiener Cabinet ſich wohl gehütet, gleichfalls in denſelben zu fallen. Die engliſchen Miniſter erwiederten, daß ſie dieſe Bedingung nicht als unbedingt und unerläßlich ausgeſprochen hätten; aber man erwiederte ihnen, daß ſchon die Hinweiſung auf dieſelbe eine Verletzung des Völkerrechts und ein Attentat gegen die Freiheit der Nationen ſei. „Und was werdet Ihr ſagen,“ rief Tierney aus, indem er hier den Beweisgrund des franzöſiſchen Cabinets wiederholte, „was werdet Ihr ſagen, wenn der ſiegreiche General Bonaparte erklärte: er wolle nur mit den Stuarts unterhandeln?“ „Uebrigens,“ ſetzte er hinzu, „iſt es aus

Dankbarkeit gegen das Haus Bourbon, daß Ihr unſer Gut und Blut für daſſelbe verſchwendet? Erinnert Euch an den amerikaniſchen Krieg! Oder geſchieht es vielleicht des Princips halber, zu dem ſich dieſes Haus bekennt? Ihr wollt alſo dieſelben Leidenſchaften gegen Euch entfeſſelt ſehen, die Frankreich gegen die Bourbons empört haben? Ihr wollt Euch alſo wirklich alle jene an den Hals ziehen, die die Abſchaffung des Adels, des Zehnten, der Feudalrechte unangetaſtet wiſſen wollen, die Nationalgüter gekauft, oder die zehn Jahre für die franzöſiſche Revolution unter Waffen ſtanden? Ihr wollt alſo bis auf den letzten Tropfen das Blut ſo vieler Franzoſen vergießen, ehe Ihr an's Unterhandeln denkt? Ich trage förmlich darauf an," ſchloß Tierney ſeine Rede, „daß England ſeine Sache von jener des Hauſes Bourbon trenne."

In einer andern Motion brachte der berühmte Sheridan, ſtets der kühnſte und beißendſte aller Redner, die Debatte auf den für das engliſche Cabinet empfindlichſten Punkt, nämlich auf die Expedition von Holland, in Folge welcher die durch den General Brune beſiegten Engländer und Ruſſen zu einer Capitulation genöthigt worden waren.

„Es ſcheint," ſagte Sheridan, „daß unſere Regierung mit der franzöſiſchen Republik, wenn auch keine Verträge, doch wenigſtens Capitulationen abſchließen kann. Ich verlange von ihr, daß ſie uns die Beweggründe zu jener Capitulation erkläre, die ſie bezüglich der Räumung Hollands unterzeichnet hat. — Dundos hatte auf dieſe Aufforderung drei Beweggründe zur Expedition von Holland angegeben und zwar als erſten: die vereinigten Provinzen von Frankreich zu trennen;

als zweiten: die franzöſiſche Seemacht zu ſchwächen und die engliſche zu verſtärken, indem man ſich der holländiſchen Flotte bemächtigte, und als dritten: eine für die Verbündeten nützliche Diverſion auszuführen. Er ſetzte hinzu, daß von dieſen drei Zwecken der britiſchen Regierung zwei mit Erfolg gekrönt worden ſeien, denn man hat ſich der Flotte bemächtigt und zum Siege bei Novi beigetragen, indem man die nach Italien beſtimmten Streitkräfte nach Holland gezogen hatte.

Der Miniſter hatte kaum geendet, als Sheridan mit einem Ungeſtüm ohne Gleichen auf ihn losfuhr und ihm erwiederte: Ja, Ihr habt Emigrantenberichten geglaubt und eine engliſche Armee auf das Feſtland zu ſetzen gewagt, um ſie mit Schande zu bedecken. Ihr habt Holland von Frankreich losreißen wollen und habt es nur feſter als je mit demſelben verbunden, indem Ihr es durch den ungerechten Raub ſeiner Flotte und ſeiner Colonien mit Entrüſtung gegen England erfüllt. Ihr habt die holländiſche Flotte in Euerer Gewalt, ſagt Ihr? Ja, Ihr habt ſie, aber durch ein unerhörtes, verabſcheuenswerthes Verfahren, indem Ihr die Mannſchaft zur Meuterei anregtet und ſo eines der verderblichſten Schauſpiele gabt: Matroſen, die ſich gegen ihre Vorgeſetzten auflehnten und jene Disciplin verletzten, die die Stärke und Grundlage unſerer Seemacht, die Größe unſerer Nation bildet. Ihr habt alſo auf eine ſchimpfliche Weiſe dieſe Flotte geſtohlen, aber nicht für England, ſondern nur für den Stadthalter (Stadthouder), denn Ihr wart genöthigt zu erklären, daß ſie ihm und nicht England gehöre. Endlich habt Ihr der öſterreichiſchen Armee bei Lodi einen Dienſt erwieſen, — das iſt möglich. Allein rühmt

Euch doch, Ihr Miniſter des Königs von Großbritanien, eine öſterreichiſche Armee gerettet zu haben, indem Ihr eine engliſche niedermetzeln ließt.

Dieſe wüthenden Angriffe verhinderten indeß nicht, daß dem Miniſter Pitt ungeheuere finanzielle Hülfsquellen, 1100 Mill. ungefähr (beinahe das Doppelte von Frankreichs damaligem Budget), die Ermächtigung, Oeſterreich und den ſüddeutſchen Staaten Subſidien zu zahlen, bedeutende Zuſätze zur Einkommenſteuer (Income-tax), die bereits 180 Mill. jährlich eintrug, eine abermalige Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte und endlich die wichtige Maßregel der Vereinigung Irlands bewilligt wurden. Aber die Gemüther waren in England von ſo viel geſunder Vernunft und Beredſamkeit auf's Lebhafteſte ergriffen. Alle vernünftigen Menſchen in ganz Europa waren eben ſo über das Unrecht betroffen, das man ſich gegen Frankreich zu Schulden kommen ließ, und Pitt ſollte, da ſich der Sieg bald der nun gerechten Sache zuwandte, durch grauſame Demüthigungen ſeine großſprecheriſche Politik gegen den Erſten Conſul büßen. Indeß befand ſich Pitt in der Lage, der Coalition die Mittel zu einem neuen Feldzuge zu liefern, welche zwar in der That durch die Erſchöpfung der kriegführenden Parteien der Letzte, aber eben darum auch der Hartnäckigſte war.

In dieſer ernſten Lage wollte der Erſte Conſul von dem preußiſchen Hofe all den Nutzen ziehen, den man in dieſem Augenblicke von ihm erwarten konnte. Dieſer Hof hätte ſo mächtigen Gegnern gegenüber nur mittelſt einer bewaffneten Vermittlung den Frieden zu Stande bringen können, was zwar keine unmögliche Rolle für ihn war, aber doch gänzlich außer der Abſicht des jun-

gen Königs lag, der ſich angelegentlich beſchäftigte, ſeinen Schatz und ſein Heer wieder herzuſtellen, während alle Mächte um ihn herum ihre letzten Kräfte erſchöpften. Dieſer Fürſt hatte bereits die kriegführenden Mächte ausgeforſcht, ſie aber von ſeinen Ideen ſo weit entfernt gefunden, daß er darauf verzichtete, ſich zwiſchen ihnen zum Vermittler aufzuwerfen. Ueberdies hatte das preußiſche Cabinet ſelbſt eigennützige Anſichten. Es kam ihm ſehr gelegen, daß Frankreich in einem verlängerten Kampfe ſowohl Oeſterreich als ſich ſelbſt erſchöpfe; aber es hätte auch gewünſcht, daß Frankreich auf einen Theil der Rheinlande verzichten, ſich auf dieſer Seite mit Belgien und Luxemburg begnügen und keinen weitern Anſpruch auf die Rheinprovinzen machen möchte. Es rieth dem Erſten Conſul ſehr dazu, indem es ſagte, daß Frankreich und Preußen, wenn ſie einander nicht ſo nahe wären, weit mehr einverſtanden und die durch dieſe Mäßigung beruhigten europäiſchen Mächte gleichfalls weit mehr zum Frieden geneigt ſein würden. Obgleich der Erſte Conſul ſich mit großer Zurückhaltung über dieſen Punkt geäußert hatte, ſo nährte man im Grunde doch nur wenig Hoffnung, ihn zu dieſem Opfer zu bewegen, und das preußiſche Cabinet ſah in dem Allen keinen Frieden, den zu bewirken für ihn einer beſondern Bemühung werth geweſen wäre. Es gab daher nur eine große Anzahl belehrender, doch in höchſt freundſchaftlicher Form vorgetragener Rathſchläge, enthielt ſich aber alles thätigen Einſchreitens.

In jedem Falle konnte dieſes Cabinet wenigſtens dazu nützlich ſein, die Neutralität des nördlichen Deutſchlands aufrecht zu erhalten, eine möglichſt große Anzahl deutſcher Fürſten in dieſe Neutralität hineinzuziehen und

endlich den Kaiſer Paul von der Coalition gänzlich ab= zuziehen. Was dies anbelangt, ſo verwandte ſich Preu= ßen ſehr thätig dafür, da es in ſeiner Abſicht lag, die Neutralität Norddeutſchlands zu ſichern, ſo wie weitmög= lichſt auszudehnen und hauptſächlich Rußland für ſein Syſtem zu gewinnen.

Paul, in ſeinen Gefühlen ſtets maßlos, war von Tag zu Tag gegen Oeſterreich und England immer er= zürnter geworden; er ſagte ganz offen, er wolle Oeſter= reich ſchon zu zwingen wiſſen, in Italien, das er mit ruſſiſchen Waffen wieder erobert, die italieniſchen Fürſten auf ihre Throne zu ſetzen, ſo wie England, den Orden der Malteſer=Ritter wieder in Beſitz der Inſelfeſtung, deren ſich zu bemächtigen es eben im Begriff ſei, zu ſetzen. Er hatte eine ſeltſame Leidenſchaft für dieſen alten Ritterorden gefaßt und ſich ſeit Kurzem zu deſſen Großmeiſter ernennen laſſen. Er tadelte die Art und Weiſe, mit der man in Wien und London die Eröff= nungen des Erſten Conſuls aufgenommen und ließ in ſeinen vertraulichen Mittheilungen gegen Preußen durch= blicken, er hätte ſehr gewünſcht, daß ähnliche Eröffnun= gen an ihn gerichtet worden wären. Der Erſte Conſul hatte dies in der That nicht gewagt, aus Beſorgniß, was bei einem Charakter, wie der des Czars, daraus er= wachſen könnte. Das über alle dieſe Umſtände genau unter= richtete preußiſche Cabinet ſetzte das franzöſiſche davon in Kenntniß und dieſes zog aus dieſen Mittheilungen ſeinen Nutzen.

Vor Eröffnung des Feldzugs, denn die Jahreszeit für Kriegsoperationen rückte ſchon heran, ließ der Erſte Conſul den preußiſchen Geſandten Hrn. von Sandoz zu ſich bitten und ſprach ſich am 5. März (14. Ventoſe)

beſtimmt und vollkommen gegen ihn aus. Nachdem er ihm ausführlich alle Friedensverſuche, ſo wie alle Unhöflichkeiten und unbeſiegten Hinderniſſe, die man ihm entgegengeſetzt, aufgezählt hatte, gab er ihm eine klare Ueberſicht über den ganzen Umfang der Kriegsrüſtungen und ließ denſelben, ohne ſeine tiefen Combinationen zu enthüllen, doch die Größe der Frankreich noch gebliebenen Hülfsquellen erkennen. Er erklärte ihm ſodann, daß er voll Vertrauen auf Preußen, von demſelben erwarte, es werde, während man den Kampf ſelbſt fortſetze, bemüht ſein, die kriegführenden Mächte einander zu nähern; in Ermangelung eines allgemeinen Friedens, für den vor einem neuen Feldzuge nur wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, erwarte er von dem König Friedrich Wilhelm zwei weſentliche Dienſte: die Ausſöhnung der Republik mit dem Kaiſer Paul und einen unmittelbaren Verſuch bei dem Kurfürſten von Baiern, um dieſen Fürſten von der Coalition loszureißen. „Verſöhnen Sie uns mit Paul I.,“ ſagte General Bonaparte, „bewegen Sie den Kurfürſten von Baiern, der Coalition ſeine Truppen und ſein Gebiet zu entziehen, und Sie werden uns zwei Dienſte geleiſtet haben, die wir Ihnen hoch anrechnen werden. Wenn der Kurfürſt unſern Wünſchen entſpricht, ſo können Sie ihm für die Dauer des Krieges alle möglichen Rückſichten und die beſte Behandlung beim Abſchluß des Friedens zuſichern.“

Der Erſte Conſul ſetzte dem preußiſchen Geſandten auch noch ſeine weitern Anſichten aus einander. Er erklärte ihm, daß, da der Vertrag von Campo Formio die angebotene Grundlage für die künftige Unterhandlung ſei, die Rheingrenze zu einer ſpäter mit dem Reich zu

verhandelnden Frage werde; die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz und der italieniſchen Staaten ſollte förmlich garantirt werden. Ohne ſich über den Punkt auszuſprechen, bis zu welchem der Rhein die franzöſiſche Grenze bilden ſollte, erwähnte er nur, daß wohl Niemand glauben werde, Frankreich werde die Rheingrenze nicht wenigſtens bis Mainz fordern; unterhalb Mainz aber könnten die Moſel und die Maas immerhin als Grenzen dienen. Belgien und Luxemburg waren ſtets außer allem Streit. Er fügte endlich hinzu, daß, wenn Preußen der Republik die Dienſte leiſten wolle, die es ihr gegenwärtig zu leiſten in der Lage ſei, ſo verpflichte ſie ſich, dem Berliner Cabinet bei den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Einfluß einzuräumen. Dies war in der That der Punkt, an dem Preußen am meiſten hing, denn es wünſchte lebhaft ſich in die Verhandlungen miſchen zu können, um wo möglich die Grenzen von Deutſchland auf die Weiſe beſtimmen zu laſſen, die ſeinen Abſichten am beſten entſprach.

Dieſe trefflich berechnete und höchſt freimüthige Mittheilung brachte zu Berlin den günſtigſten Eindruck hervor. Der König antwortete, daß er bezüglich des Kaiſers Paul bereits Schritte gethan und noch thun werde, um ihn mit Frankreich zu verſöhnen; was das auf allen Seiten von Oeſterreich umſchloſſene Baiern anbelange, ſo vermöge er hier nichts; wenn ſich jedoch der Kaiſer Paul nur einmal ausſpreche, ſo würde man vielleicht mit der zweifachen Beihülfe von Preußen und Rußland dahin gelangen, den Kurfürſten von der Coalition abzuziehen.

Es blieb nun nach allen dieſen äußerſt klug berechneten Schritten nichts mehr zu thun übrig, als die

Feindſeligkeiten ſo ſchnell wie möglich zu eröffnen. Die Jahreszeit war indeß noch nicht ganz gekommen und ſollte auch dieſes Jahr ſpäter als gewöhnlich eintreten, da Frankreich ſeine zum Theil aufgelöſten Armeen reorganiſiren und Oeſterreich die durch Rußland in den Reihen der Coalition gemachte Lücke ausfüllen mußte. Der Erſte Conſul glaubte, jetzt ſei der Augenblick gekommen mit der Vendée ein Ende zu machen, erſtens: um das gehäſſige Schauſpiel des Bürgerkriegs zu unterdrücken und zweitens: um die trefflichen Truppen, welche durch den Krieg in der Vendée im Innern der Republik zurückgehalten wurden, disponibel zu machen und ſie an den Rhein und die Alpen zu verlegen.

Die Erklärungen, welche er an die empörten Provinzen ergehen ließ, in Verbindung mit den Friedensanerbietungen an die Mächte, hatten dort eine ſehr große Wirkung hervorgebracht. Es war ihnen Nachdruck gegeben durch eine furchtbare Heeresmacht von 60,000 Mann, die aus Holland, aus dem Innern und aus Paris ſelbſt gezogen waren. Der Erſte Conſul hatte die Verwegenheit ſo weit getrieben, daß er in Paris, welches damals mit dem Abſchaum aller Parteien angefüllt war, mit einer Beſatzung von 2,300 Mann blieb; er hatte ſogar dieſe Verwegenheit öffentlich bekannt gemacht. Als Antwort auf die Behauptung der engliſchen Miniſter, daß die Conſularregierung nicht feſter ſtehe als die früheren, ließ er eine vergleichende Ueberſicht über die Stärke der Beſatzungen in London und in Paris drucken. Daraus erhellte, daß London von 14,600, Paris von 2,300 Mann bewacht war. Damit konnten kaum die einfachen Polizeiwachen für die großen öffentlichen Anſtalten und die Wohnungen der

oberſten Staatsbeamten verſehen werden. Es lag vor Augen, daß der Name des Generals Bonaparte Paris bewachte.

Wie dem auch ſei, die empörten Provinzen ſahen ſich unvermuthet von einem furchtbaren Heere eingeſchloſſen, und es blieb ihnen nur die Wahl zwiſchen einem alsbaldigen großmüthigen Frieden und einem ſichern Vernichtungskriege. Sie konnten mit der Entſchließung nicht ſäumen. Die Herren v. Andigné und Hyde de Neuville waren nach ihrer Unterredung mit dem Erſten Conſul von ihren Täuſchungen zurückgekommen, und glaubten nicht mehr, daß er dereinſt die Bourbonen wieder einſetzen wolle. Eben ſo wenig glaubten ſie, daß es gelingen werde, einen ſolchen Mann zu beſiegen. Hr. Hyde de Neuville, welcher von dem Grafen von Artois geſandt war, um ſich über den Stand der Dinge zu verläſſigen, entſchloß ſich nach London zurückzukehren, da er für ſeine Perſon die Sache der Bourbonen nicht verlaſſen wollte, und doch die Unmöglichkeit einſah, den Krieg fortzuſetzen, weshalb er auch allen Führern den Rath hinterließ, zu thun, was Zeit und Umſtände einem Jeden gebieten würden. Hr. v. Andigné kehrte in die Vendée zurück, um zu berichten, was er geſehen hatte.

Die Dauer des Waffenſtillſtandes war dem Ablauf nahe. Die Führer der royaliſtiſchen Partei mußten entweder einen definitiven Frieden unterzeichnen, oder ſich entſchließen, alsbald einen Kampf auf Tod und Leben mit einer furchtbaren Heeresmacht zu beſtehen. Im Jahre 1797, in der erſten Begeiſterung des Aufſtandes, hatten ſie die 16,000 Mann der Beſatzung von Mainz nicht beſiegen können; ſie hatten heldenmüthige und blu-

tige Gefechte geliefert, und am Ende doch unterliegen müſſen. Was konnten ſie jetzt ausrichten gegen 60,000 Mann Truppen, die beſten in Europa, von denen die Hälfte hingereicht hatte, die Ruſſen und Engländer in das Meer zu werfen? — Offenbar gar nichts, und dieſe Ueberzeugung herrſchte allgemein in den empörten Provinzen. Doch war ſie in der einen mehr, in der andern weniger vorherrſchend. Auf dem linken Ufer der Loire, zwiſchen Saumur, Nantes und Les Sables, mit einem Worte in der alten Vendée, die an Menſchen und allen Mitteln erſchöpft war, fühlte man ſich äußerſt geſchwächt; man hielt dort die letzte Schilderhebung, welche lediglich durch die Schwäche und die harten Maßregeln des Directoriums veranlaßt worden, für das, was ſie war, für eine Thorheit. Auf dem rechten Ufer, in der Umgebung von Mans, welche ebenfalls der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes geweſen war, herrſchten die nämlichen Gefühle. In der untern Normandie, wo der Aufſtand neuer war, wo Hr. v. Frotté, ein junger, thätiger, verſchlagener, ehrgeiziger Führer, an der Spitze der Royaliſten ſtand, zeigte man mehr Neigung, den Krieg fortzuſetzen. Eben ſo in Morbihan, wo die größere Entfernung von Paris, die Nähe des Meeres, die Natur der Oertlichkeit mehr Hülfsquellen darboten und wo ein Führer voll roher, unbändiger Thatkraft, Georges Cadoudal, den Muth aufrecht hielt. In den beiden letzten Provinzen trug auch der häufigere Verkehr mit den Engländern dazu bei, den Widerſtand hartnäckiger zu machen.

In der Vendée und Bretagne berieth man von einem Ende bis zum andern über den zu faſſenden

Entſchluß. Die von England bezahlten Ausgewanderten, deren Hingebung in fortwährenden Hin- und Herfahrten beſtand, und die nicht alle Folgen des Aufſtandes zu tragen hatten, waren in lebhaftem Streit mit den Landesbewohnern, auf denen die Laſt des Bürgerkrieges mit ihrer ganzen Schwere lag. Jene beſtanden auf der Fortſetzung des Kampfes, dieſe dagegen auf Beendigung deſſelben. Jene Verfechter eines Intereſſe, das mehr engliſch als royaliſtiſch war, behaupteten, die Conſularregierung werde, wie die übrigen revolutionären Regierungen, nach einigen Tagen trügeriſchen Scheinlebens durch die Unordnung in den Finanzen und der Verwaltung zu Grunde gehen; die ruſſiſchen und engliſchen Heere würden eine Abtheilung in die Vendée ſchicken, um den franzöſiſchen Royaliſten die Hand zu reichen, und die Letzteren brauchten nur noch einige Tage Geduld, um die Frucht achtjähriger Anſtrengungen und Kämpfe zu erndten; ihre Ausdauer werde ihnen aller Wahrſcheinlichkeit nach die Ehre verſchaffen, die ſiegreichen Bourbonen nach Paris zu geleiten. Die Aufſtändiſchen dagegen, welche ſich nicht nach London zu flüchten und dort von engliſchem Gelde zu leben pflegten, ſondern mit ihren Bauern im Lande blieben, ſie, welche ihre Landgüter verwüſtet, ihre Häuſer verbrannt, Weiber und Kinder dem Hunger und dem Tode preisgegeben ſahen, ſie entgegneten, daß dem General Bonaparte von Allem, was er unternommen habe, noch nichts mißlungen ſei; daß man in Paris nicht glaube, es werde Alles in Auflöſung zerfallen, ſondern im Gegentheil überzeugt ſei, daß ſich unter der glücklichen Hand des Hauptes der Republik Alles neu geſtalten werde; daß die Republik, welche man erſchöpft nenne,

eben ein Heer von 60,000 Mann gegen die Provinzen ſchicke; daß die vielgerühmten Ruſſen und Engländer vor der Hälfte dieſes Heeres die Waffen geſtreckt hätten; daß es leicht ſei, in London ſchöne Plane zu machen, von Hingebung und Standhaftigkeit zu reden, wenn man weit von dem Schauplatz, von den Ereigniſſen und ihren Folgen ſich befinde; man möge in dieſer Hinſicht etwas behutſamer reden in Gegenwart von Männern, die ſeit acht Jahren die Leiden des gräßlichſten Bürgerkrieges allein ertrügen. Unter dieſen ausgeſogenen Royaliſten gaben Einige ſogar zu verſtehen, daß General Bonaparte in ſeinem Eifer für das Gute, nach Wiederherſtellung des Friedens, nach Beendigung der Verfolgung, nach Wiederaufrichtung der Altäre, vielleicht auch den Thron wieder aufrichten würde; man wiederholte die Fabeln, welche ſeit den Unterredungen der Herren von Andigné und Hyde de Neuville mit dem Erſten Conſul, bei den angeſehenen Royaliſten nichts mehr galten, die aber in den unterſten Reihen des aufgeſtandenen Volkes noch einigen Glauben bewahrt hatten und dazu beitrugen, die Gemüther der Regierung zu nähern.

Mitten in der alten Vendée lebte ein einfacher Geiſtlicher, Abbé Bernier, Pfarrer zu Saint Laud, welcher bald berufen werden ſollte, an den Geſchäften der Republik und des Kaiſerreiches Theil zu nehmen; er hatte durch ſeinen großen Verſtand und angeborene Gewandtheit großen Einfluß auf die royaliſtiſchen Führer erlangt. Er hatte den langwierigen Aufſtand, der zu nichts als Unglück führte, in der Nähe geſehen, er gab die Sache der Bourbonen verloren, wenigſtens für den Augenblick und war überzeugt, daß man aus der all-

gemeinen Umwälzung, welche die franzöſiſche Revolution hervorgebracht hatte, nichts retten könne, als den alten Altar der Chriſten. Nach den Aufklärungen, welche er in letzterer Beziehung aus den Handlungen des Erſten Conſuls und aus dem häufigen Verkehre mit General Hédouville erlangt hatte, blieb ihm kein Zweifel mehr und er zählte darauf, daß man durch Unterwerfung den Frieden, das Aufhören der Verfolgung und mindeſtens die Duldung, wenn nicht die Beſchützung der Religionsübung erlangen werde. Er rieth demnach ſämmtlichen alten Führern des linken Ufers zur Unterwerfung und brachte durch ſeinen Einfluß die Wortführer, welche zwiſchen der Vendée und London ab und zu gingen, zum Schweigen. Eine Verſammlung fand in Montfaucon ſtatt und dort, bei einer Berathung der royaliſtiſchen Offiziere, beſtimmte Abbé Bernier den Hrn. von Autichamp, einen tapfern, aber für fremde Einſicht empfänglichen jungen Edelmann, im Namen der Provinz die Waffen niederzulegen. Die Capitulation wurde den 18. Januar (28. Nivoſe) unterzeichnet. Die Republik verſprach vollſtändige Amneſtie, Achtung für die Religionsübung, Nachlaß der Steuern auf einige Zeit in den verheerten Provinzen, Streichung aller Führer aus der Liſte der Ausgewanderten. Die Royaliſten verſprachen ihrerſeits vollſtändige Unterwerfung und unverzügliche Auslieferung ihrer Waffen. Am nämlichen 18. Januar ſchrieb Abbé Bernier an General Hédouville: Ihre Wünſche und die meinigen ſind erfüllt. Heute um zwei Uhr iſt der Friede in Montfaucon dankbar angenommen worden von allen Führern und Offizieren des linken Ufers der Loire. Das rechte Ufer wird ohne Zweifel dieſem Beiſpiele

folgen und der Oelzweig des Friedens wird auf beiden Ufern der Loire an der Stelle der traurigen Cypreſſen grünen, welche dem Kriege entſproſſen ſein würden. Ich beauftrage die Hrn. von Baurollier, Duboucher und Renou, Ihnen dieſe gute Botſchaft zu überbringen. Ich empfehle dieſelben der Wohlthätigkeit der Regierung und der Ihrigen. Fälſchlich in die verhängnißvolle Liſte von 1793 eingetragen, ſahen ſie ſich ihres Vermögens beraubt. Sie haben dieſes Opfer der Gewalt der Umſtände gebracht und dennoch den Frieden gewünſcht. Dieſer Friede iſt Ihr Werk; erhalten Sie ihn, General, durch Gerechtigkeit und Wohlthun, Ihr Ruhm und Ihr Glück ſind daran geknüpft. Ich werde Alles, was von mir abhängt, thun, um Ihre heilbringenden Abſichten zu verwirklichen; die Weisheit gebietet, die Menſchlichkeit verlangt es . . . Mein Herz gehört ganz dem Lande, welches ich bewohne, ſein Glück iſt der erſte meiner Wünſche. Bernier."

Dieſes Beiſpiel that ſeine Wirkung. Zwei Tage darauf ergaben ſich die Inſurgenten des rechten Ufers, die ein alter, tapferer Edelmann, Hr. von Châtillon, befehligte, und welche mit ihm überdrüſſig waren, mehr den engliſchen Abſichten als der Sache des Royalismus zu dienen; ſo war demnach die ganze alte Vendée zum Frieden gebracht. Die Freude war außerordentlich, ſowohl auf dem Lande, wo der Royalismus herrſchte, als in den Städten, wo im Gegenſatze der Geiſt der Revolution vorwaltete. In mehreren Städten, wie Nantes und Angers, wurden die royaliſtiſchen Führer, welche die dreifarbige Cocarde trugen, im Triumph eingeholt und wie Brüder gefeiert. Von allen Seiten fing man an, die Waffen auszuliefern und ſich auf-

richtig zu unterwerfen, unter dem Einfluſſe einer Meinung, welche allmälig allgemein wurde, nämlich daß der Krieg, ohne die Bourbonen zurückzubringen, nur zu Blutvergießen und zur Verwüſtung des Landes führen könne; daß dagegen die Unterwerfung Ruhe, Sicherheit und Wiederherſtellung der Religion, was am meiſten unter Allem gewünſcht wurde, verſchaffen werde.

In der Bretagne und der Normandie ſtieß dagegen die Herſtellung des Friedens auf größere Hinderniſſe. In jenen Gegenden war der Krieg neuer, wie vorhin ſchon erwähnt wurde, und hatte den Muth noch wenig gebeugt; außerdem verſchaffte er ſchmählichen Gewinn, während er in der Vendée nur Leiden einbrachte. In den Mittelpunkt der Bretagne und nach der Normandie hatten ſich alle Chouans geflüchtet, das heißt, die Leute, welche der Aufſtand an Räuberei gewöhnt hatte und welche nicht mehr davon ablaſſen konnten. Sie führten Krieg, weit mehr gegen die Caſſen der Einnehmer, gegen die Poſtwagen, gegen die Käufer von Nationalgütern, als gegen die Republik. Sie ſtanden in Verbindung mit einer Bande von Strolchen in Paris, und erhielten von dieſen die Nachrichten, welche ſie bei ihren Unternehmungen leiteten. Im Morbihan endlich, wo der zäheſte Sitz des Aufſtandes war, erhielt Georges, der allein unverſöhnliche Häuptling der Vendéer, von den Engländern Geld und die materiellen Hülfsmittel, welche ſeinen Widerſtand verſtärken konnten; er war daher auch gar nicht geneigt, ſich zu unterwerfen.

Aber die Vorkehrungen waren getroffen, um diejenigen royaliſtiſchen Führer, welche ſich nicht ergeben wollten, zu vernichten. Am 21. Januar (1. Pluvioſe) brach General Chabot den Waffenſtillſtand und zog gegen

die Banden im Mittelpunkt der Bretagne unter den Befehlen der Herren v. Bourmont und de la Prévalaye. Bei der Gemeinde Mélay traf er auf Hrn. v. Bourmont, der ſich an der Spitze von tauſend Chouans tapfer wehrte, aber doch den Republikanern weichen mußte, welche über andere Krieger als die Bauern, zu ſiegen gewohnt waren. Er ſelbſt gerieth in die größte Gefahr und konnte nur mit genauer Noth entkommen. Bald mußte er einſehen, daß er für ſeine Sache nichts mehr thun könne, und ſtreckte am 24. Januar (4. Pluvioſe) die Waffen.

General Chabot zog hierauf gegen Rennes, um von da in die hintere Gegend der Bretagne einzurücken, wo General Brune bedeutende Streitkräfte zuſammenzog. Am 25ſten Januar (5. Pluvioſe) trafen mehrere Colonnen, welche unter den Generalen Harty und Gency von Vannes, Auray, Elven ausgezogen waren, bei Grandchamp auf die Banden von Georges. Die beiden republikaniſchen Generale hatten Züge mit Getreide und Schlachtvieh, welche ſie in den aufgeſtandenen Landbezirken weggenommen hatten, gegen Vannes geſendet. Die Chouans hatten dieſe Züge wiedernehmen wollen, allein die begleitenden Colonnen umzingelten ſie, tödteten ihnen, trotz des kräftigſten Widerſtandes, 400 Mann, mehrere Führer und ſchlugen ſie vollſtändig. Am zweitfolgenden Tage, den 27ſten, koſtete ein äußerſt hitziges Gefecht bei Hennebon abermals 300 Chouans das Leben und zerſtörte vollends alle Hoffnungen des Aufſtandes. Ganz nahe an der Küſte lag ein engliſches Linienſchiff von 80 Kanonen nebſt mehreren Fregatten, und konnten ſich überzeugen, wie eitel die Vorſpiegelungen waren, mit denen man die brittiſche Regierung gewiegt hatte. Man hatte

ſich übrigens gegenſeitig getäuſcht, die brittiſche Regierung, indem ſie eine neue Unternehmung, wie die nach Holland verſprach, die Bretagner indem ſie eine Erhebung in Maſſe angekündigt hatten. Vor kurzem ausgeſchiffte Royaliſten konnten nicht ohne Mühe in Schaluppen die engliſche Schiffsabtheilung wieder erreichen, und wurden als Ausgewanderte empfangen, die viel verſprochen und wenig gehalten hatten. Georges ſah ſich gezwungen, die Waffen zu ſtrecken und lieferte 20,000 Flinten und 20 Kanonen aus, die er eben von den Engländern erhalten hatte.

In der untern Normandie war Hr. v. Frotté, ein junger, ſeiner Sache ganz ergebener Führer, mit Georges unter den Royaliſten am meiſten entſchloſſen, den Krieg fortzuſetzen. Er wurde von den Generalen Gardanne und Chambarlhac, die von der Beſatzung von Paris entſendet waren, verfolgt. An verſchiedenen Punkten wurden mehrere ſehr hitzige Treffen geliefert. Am 25ſten Januar (5. Pluvioſe) wurde Hr. v. Frotté von General Gardanne an den Eiſenwerken von Coſſé bei la Motte-Fouquet überfallen und verlor viele Leute. Am 26ſten (6. Pluvioſe) wurde ein anderer Führer Namens Duboisgny in ſeinem Schloſſe Duboisgny bei Fougères angegriffen und erlitt wie Hr. v. Frotté bedeutenden Verluſt. Am 27ſten (7. Pluvioſe) endlich, umzingelte General Chambarlhac in der Gegend von Saint-Chriſtophe unweit Alençon einige Compagnien Chouans und ließ ſie über die Klinge ſpringen.

Hr. v. Frotté, welcher nun wie die übrigen, aber leider zu ſpät, einſah, daß gegen die zahlreichen Colonnen, die in das Land eingerückt waren, jeder Widerſtand unmöglich ſei, dachte, es wäre Zeit, ſich zu ergeben.

Er ſchrieb um Frieden an General Hédouville, welcher damals gerade in Angers war, und in Erwartung der Antwort ſchlug er dem General Chambarlhac einen Waffenſtillſtand vor. Dieſer erwiederte, er habe keine Vollmacht zum Unterhandeln und wolle ſich an die Regierung wenden, um Vollmachten zu erhalten; in der Zwiſchenzeit aber könne er es nicht über ſich nehmen, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, außer wenn Herr von Frotté ſich dazu verſtehe, die Waffen ſeiner Soldaten unverzüglich auszuliefern. Das war es aber gerade, was Hr. v. Frotté am meiſten fürchtete. Er willigte zwar in die Unterwerfung und in einen Friedensſchluß für den Augenblick, aber unter der Bedingung, in Waffen zu bleiben, um ſpäter die erſte günſtige Gelegenheit zum Wiederbeginn des Krieges zu benutzen. Er ſchrieb ſogar an ſeine Unterbefehlshaber Briefe, worin er ihnen mit der Weiſung, ſich zu ergeben, zugleich anempfahl, ihre Flinten zu behalten. Inzwiſchen hatte der Erſte Conſul, erbittert über die Hartnäckigkeit des Hrn. v. Frotté, befohlen, ihm kein Quartier zu geben, ſondern an ihm ein Beiſpiel zu ſtatuiren. Hr. v. Frotté, über das Ausbleiben der Antwort auf ſeine Vorſchläge beunruhigt, wollte ſich mit General Guidal, der im Departement der Orne befehligte, in Verbindung ſetzen, und wurde mit ſechs ſeiner Leute ergriffen, während er eine Unterredung mit dem General zu erlangen ſuchte. Die Briefe, welche man bei ihm fand, mit der Weiſung an ſeine Leute, ſich zu ergeben, aber ihre Waffen zu behalten, galten als Beweiſe von Verrath. Er wurde nach Verneuil gebracht und vor eine Militärcommiſſion geſtellt.

Sobald die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung nach Paris gelangt war, beſtürmte eine Menge von

Bittſtellern den Erſten Conſul und ſie erlangten einen Aufſchub des Verfahrens, was ſo viel war als eine Begnadigung. Aber der Courier, welcher den Befehl der Regierung überbrachte, kam zu ſpät. Da die Verfaſſung in den aufgeſtandenen Provinzen außer Wirkſamkeit geſetzt war, ſo war Hr. v. Frotté ſummariſch gerichtet worden, und als der Aufſchub eintraf, hatte der junge, muthige Führer bereits die Strafe ſeiner Hartnäckigkeit erlitten. Die Doppelſeitigkeit ſeines Benehmens war zwar bewieſen, aber ſie war doch nicht ſo ſehr zu verdammen, daß man nicht eine ſolche Hinrichtung hätte tief bedauern müſſen; es war übrigens die einzige, welche das glückliche Ende des Bürgerkriegs mit Blut befleckte.

Von dieſem Tage an waren die weſtlichen Departements vollſtändig zur Ruhe gebracht. Die Weisheit des General Hédouville, die kräſtige Wirkſamkeit, die Raſchheit der angewendeten Mittel, die Ermattung der Inſurgenten, die Miſchung von Vertrauen und Furcht, welche ihnen der Erſte Conſul einflößte, führte die ſchleunige Herſtellung des Friedens herbei. Sie war gegen Ende Februar 1800 (in den erſten Tagen des Ventoſe) vollſtändig durchgeführt. Die Entwaffnung ging überall vor ſich; es waren nur noch Straßenräuber übrig, mit denen eine thätige und unerbittliche Juſtiz bald fertig werden mußte. Die im Weſten verwendeten Truppen ſetzten ſich gegen Paris in Bewegung, um zu den großen Planen des Erſten Conſuls mitzuwirken.

Die in den vier weſtlichen Departements, der untern Loire, Ille und Vilaine, Morbihan und der Nordküſten außer Wirkſamkeit geſetzte Verfaſſung trat wieder in Kraft und die meiſten Führer, welche die Waffen nieder-

gelegt hatten, wurden allmälig nach Paris gezogen, um ſie mit dem Erſten Conſul in Berührung zu bringen. Dieſer wußte wohl, daß es nicht genug ſei, ihnen die Waffen aus den Händen zu nehmen, ſondern daß man die zur Schwärmerei geneigten Gemüther gewinnen und nach einem edlen Ziele hinleiten müſſe. Er wollte die royaliſtiſchen Führer mit ſich fortreißen in die unermeßliche Kampfbahn, welche in jenem Augenblicke allen Franzoſen eröffnet war, er wollte ſie auf dem Wege der Gefahr, den ſie zu wandeln gewohnt waren, zum Glück, zum Ruhme führen. Er ließ ſie einladen, ihn zu beſuchen. Sein Ruf, der Allen, welche Gelegenheit dazu hatten, ein lebhaftes Verlangen erweckte, ſich ihm zu nähern, ſeine Wohlthätigkeit, welche in der Vendée ſchon hoch geprieſen wurde und welche man zu Gunſten der Opfer des Bürgerkrieges anzurufen hatte, dies waren für die royaliſtiſchen Führer ehrenwerthe Beſtimmungsgründe, ihn zu beſuchen. Der Erſte Conſul empfing mit Auszeichnung zuerſt den Abbé Bernier, dann die Herren v. Bourmont, d'Autichamp, Châtillon und endlich Georges Cadoudal ſelbſt. Er zeichnete den Abbé Bernier aus und beſchloß, ihn bei ſich zu behalten und zu den ſchwierigen Angelegenheiten der Kirche zu verwenden. Er hatte häufige Unterredungen mit den militäriſchen Führern, nahm ſie ein durch ſeine edle Sprache und beſtimmte einige von ihnen, in dem franzöſiſchen Heere zu dienen. Es gelang ihm ſogar, das Herz des Hrn. v. Châtillon zu gewinnen. Derſelbe kehrte auf ſeinen Landſitz zurück, heirathete und ward der gewöhnliche, ſtets willig angehörte Vermittler für ſeine Mitbürger, wenn ſie von dem Erſten Conſul eine Handlung der Gerechtigkeit oder Humanität zu erbitten hatten.

Durch Ruhm, Gnade und Wohlthun beendigt man Revolutionen.

Georges allein widerſtand dieſem höhern Einfluſſe. Als er in die Tuilerien geführt wurde, befiel den Adjutanten, der ihn einzuführen hatte, bei ſeinem Anblicke eine ſolche Beſorgniß, daß er die Thüre des Cabinets des Erſten Conſuls nicht wieder ſchließen wollte und jeden Augenblick verſtohlene Blicke hineinwarf, um zu ſehen, was darin vorgehe. Die Unterredung dauerte lange. General Bonaparte ließ vergebens die Worte Vaterland und Ruhm vor Georges Ohren ertönen; er verſuchte ebenſo vergeblich den Köder des Ehrgeizes an dem Herzen dieſes wilden Soldaten des Bürgerkrieges; er richtete nichts aus und ſchöpfte ſelbſt die Ueberzeugung davon aus den Zügen des Angeredeten. Als Georges ihn verlaſſen hatte, reiſ'te er mit Hrn. Hyde de Neuville nach England. Mehrmals, bei der Erzählung ſeines Beſuches, zeigte er dieſem ſeine kräftigen Arme und rief aus: „Was für einen Fehler habe ich gemacht, daß ich den Menſchen nicht in meinen Armen erwürgt habe!"

Die ſchnelle Friedensſtiftung in der Vendée brachte einen großen Eindruck auf die Gemüther hervor. Einige Uebelwollende, welche das Ereigniß nicht aus ſeinen natürlichen Urſachen, das heißt, aus der kräftigen Wirkſamkeit der phyſiſchen, aus der Weisheit der moraliſchen Mittel und vor Allem durch die Wirkung des großen Namens des Erſten Conſuls erklären wollten, behaupteten, es hätten mit den Vendéern geheime Verabredungen ſtattgefunden, worin man ihnen eine bedeutende Genugthuung verſprochen habe. Man ſprach es nicht deutlich aus, man gab zu verſtehen, es ſei vielleicht weit mehr als die Wiederherſtellung der alten Regierungs=

grundſätze, wohl gar die Wiedereinſetzung der Bourbonen ſelbſt. Es waren die Neuigkeitskrämer der revolutionären Partei, welche dieſe lächerlichen Fabeln zu Markte brachten; die Verſtändigen dagegen, welche die Handlungsweiſe des General Bonaparte richtiger beurtheilten, ſagten ſich, daß man ſo Großes nicht für Andere vollbringe und glaubten, daß er, wenn auch nicht einzig und allein für Frankreich, wenigſtens für ſich und nicht für die Bourbonen arbeite. Uebrigens war die Friedensſtiftung in der Vendée in Jedermanns Augen eines der glücklichſten Ereigniſſe, welches einen wichtigeren und ſchwierigeren Frieden vorausſehen laſſe, den Frieden mit Europa.

Der erſte Conſul beeilte ſich, vor Eröffnung des diesjährigen Feldzuges die Verſammlung des geſetzgebenden Körpers zu ſchließen und auf die Annahme der zahlreichen Geſetzentwürfe, welche er vorgelegt hatte, zu dringen. Einige Mitglieder des Tribunats beſchwerten ſich über die Eile, womit man ſie zu berathen und abzuſtimmen zwinge. „Wir ſind,“ ſo ſagte der Tribun Sedillez, ein unparteiiſcher, gemäßigter Mann, „von einem Dringlichkeitswirbel fortgeriſſen, deſſen raſche Bewegung nach dem Ziele unſerer Wünſche geht. Iſt es nicht beſſer, dem Ungeſtüm dieſer Bewegungen nachgeben, als Gefahr laufen, ihren Zug zu hemmen? Nächſtes Jahr werden wir die vorgelegten Entwürfe reiflicher prüfen und verbeſſern, wo es nöthig iſt. Alles ging in der That raſch auf das Ziel zu, welches ſich der Erſte Conſul geſetzt hatte. Die angenommenen Geſetze wurden in Vollzug gebracht; die ernannten Beamten begaben ſich auf ihre Poſten. Die neuen Präfekten traten ihr Amt an und die Verwaltung gewann über-

all eine Einheit und Thätigkeit, wie man ſie niemals geſehen hatte. Die rückſtändigen Steuern floſſen in die Staatskaſſen, ſeit die Anfertigung der Steuerregiſter eine geſetzliche Forderung an die Steuerpflichtigen geſtattete. Jeden Tag bezeichneten neue Maßregeln immer deutlicher die politiſche Richtung der Regierung. Eine zweite Liſte von Geächteten hatte ſich ebenfalls der Wohlthat der Zurückberufung zu erfreuen. Sie enthielt viele Schriftſteller. Die Hrn. v. Fontanes, La Harpe, Suard, Michaud, Fiévée wurden aus der Verbannung gerufen oder ermächtigt, aus ihrem Verſteck hervorzukommen. Die Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung, von denen bekannt war, daß ſie für die Abſchaffung der Feudallaſten geſtimmt hatten, wurden von allen harten Maßregeln, welche unter dem Convent und dem Directorium über ſie verhängt worden waren, ausgenommen. Ein berühmter Geächteter des 18. Fructidor, welcher den erſten Friedensvertrag der Republik unterhandelt und unterzeichnet hatte, der ehemalige Director Barthélemy, wurde auf den Vorſchlag der Conſuln zum Senator ernannt. Endlich wurde noch ein anderer Geächteter aus der nämlichen Zeit, Carnot, der unlängſt aus der Verbannung gerufen, dann zum Inſpections-General (Inspecteur aux revues) ernannt worden war, an die Spitze des Kriegsminiſteriums geſtellt, um General Berthier zu erſetzen, welcher abreiſ'te, um den Oberbefehl eines der Heere der Republik zu übernehmen. Der Name Carnot war damals ein berühmter militäriſcher Name, an welchen ſich die Erinnerung der Siege des Convents im Jahre 1793 knüpfte; und obſchon der Name von General Bonaparte hinreichte, die Coalition zu ſchrecken, ſo brachte doch in Verbindung mit ihm

der Name Carnot eine wahre Aufregung bei den fremden Generalſtäben hervor.

Da die Verſammlung des geſetzgebenden Körpers ihrem Schluſſe zueilte, machte die Oppoſition im Tribunat einen letzten Verſuch, der einige Aufregung veranlaßte, obgleich er mit großer Mehrheit verworfen wurde. Der geſetzgebende Körper ſollte nur vier Monate verſammelt bleiben. Für die Verſammlungen des Tribunats war keine Friſt geſetzt. Daſſelbe konnte ſich daher verſammeln, wenn es ſchon wegen der Ferien des geſetzgebenden Körpers keine Beſchäftigung hatte. Man ſchlug ihm nun vor, ſich etwas zu thun zu machen mit Hülfe der Petitionen, welche das Tribunat allein anzunehmen hatte und mittelſt der Wünſche, welche es über Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe zu äußern befugt war. Hr. Benjamin Conſtant ſtellte den Antrag, die Petitionen an beſondere Ausſchüſſe zu geben, ſie ohne Unterbrechung zu behandeln und ſich dadurch nicht nur die Erörterung aller Regierungshandlungen, was an ſich ganz geſetzmäßig war, ſondern auch ihre fortwährende Erörterung, die zwölf Monate des Jahres hindurch vorzubehalten. Der Antrag wurde bezüglich auf das Bedenkliche, was er an ſich hatte, verworfen. Es wurde beſchloſſen, daß das Tribunat alle vierzehn Tage eine Sitzung halten ſolle, um einen Petitionsbericht anzuhören, und daß der Bericht von dem Büreau der Verſammlung, beſtehend aus dem Präſidenten und den Secretären erſtattet werden ſolle. In dieſer Faſſung hatte der Antrag nichts Beunruhigendes mehr.

Außer dieſem letzten Verſuche, war das Ende der Verſammlung vollkommen friedlich, ſelbſt im Tribunat.

Die Entwürfe der Regierung hatten daſelbſt eine ſo große Mehrheit erhalten, daß man ſehr empfindlich hätte ſein müſſen, um dieſer Körperſchaft die Oppoſition von einigen zwanzig Mitgliedern nachzutragen. So wenig der Erſte Conſul geneigt war, ſich etwas gefallen zu laſſen, kam er doch zu dem Vorſatze, ſich nicht darum zu kümmern. Daher rechtfertigte auch dieſe erſte Verſammlung, welche man die Seſſion vom Jahre VIII nennt, keineswegs die Beſorgniſſe, welche einige Unglückspropheten zu verbreiten bemüht waren. Wären die Dinge in der Folge ſo geblieben, man würde ſich mit dieſem letzten Scheinbild der berathenden Verſammlungen vertragen haben. Sowohl das leicht zu Beſorgniſſen geneigte Geſchlecht als das Oberhaupt, das es angenommen hatte, würden dieſe Verſammlungen geduldet haben.

Kurz vor dem Schluſſe der Verſammlung ergriff der Erſte Conſul in Betreff der periodiſchen Preſſe eine Maßregel, die heutzutage nichts Anderes als ein unmögliches Luftgebild ſein würde, damals aber in Folge einer Lücke in der Verfaſſung eine ganz geſetzliche Maßregel und in Folge des Zeitgeiſtes eine faſt bedeutungsloſe war. Die Verfaſſung beſtimmte in der That nichts in Beziehung auf die periodiſche Preſſe, und es mag auffallend erſcheinen, daß eine ſo weſentliche Freiheit, wie die Freiheit zu ſchreiben, in dem Grundgeſetze des Staates nicht einmal einer beſondern Erwähnung werth geachtet worden war. Allein damals war, ſowohl in den berathenden Verſammlungen wie in den Clubbs die Rednerbühne das Mittel, ſich auszuſprechen, welches die revolutionären Leidenſchaften vorzogen, und man hatte von der Redefreiheit ſo vielen

Gebrauch gemacht, daß man die Freiheit zu ſchreiben nicht mehr hoch anſchlug. Zur Zeit des 18. Fructidor wurde die Preſſe etwas mehr benützt, allein hauptſächlich von den Royaliſten, und erregte gegen ſich eine ſolche Empörung bei den Revolutionären, daß ſie ihnen ſeither nur geringe Theilnahme einflößte. Man gab daher zu, daß ſie am 18. Fructidor geächtet und daß ſie bei Abfaſſung der Verfaſſung vom Jahre VIII übergangen und ſomit der Willkühr der Regierung preis gegeben wurde.

Der Erſte Conſul, welcher ſchon als einfacher General der Armee von Italien die Angriffe der royaliſtiſchen Blätter nicht ſehr geduldig hingenommen hatte, fing an, über die unüberlegten Enthüllungen der Preſſe in Bezug auf die Kriegsplane und ihre wüthenden Angriffe gegen die fremden Regierungen beſorgt zu werden. Da er es ſich beſonders angelegen ſein ließ, die Republik mit Europa zu verſöhnen, fürchtete er, die republikaniſchen Blätter, welche beſonders, ſeit die Anerbietungen Frankreichs abgelehnt worden, rückſichtslos gegen die Cabinette losfuhren, möchten alle Annäherungsverſuche vereiteln. Der König von Preußen namentlich hatte über einige franzöſiſche Blätter zu klagen und hatte ſeinen Verdruß darüber zu erkennen gegeben. Der Erſte Conſul, welcher überall die Spuren der Gewaltthätigkeit verwiſchen wollte, und auch bezüglich auf die Preßfreiheit durch keine feſte und entſchiedene öffentliche Meinung, wie ſie heute beſteht, zurückgehalten wurde, faßte eine Entſchließung, worin er eine Menge Blätter unterdrückte und diejenigen benannte, welche das Vorrecht haben ſollten, fernerhin zu erſcheinen. Dieſe Beſtimmungen ſollten bis zu dem allgemeinen Frieden in

Kraft bleiben. Die Blätter, welche fortbeſtehen durften, dreizehn an der Zahl, waren folgende: Der Moniteur univerſel. — Das Journal des Débats. — Das Journal de Paris. — Der Bien-informé (Wohlunterrichtete). — Der Publiziſt. — Der Ami des Lois (Freund der Geſetze). — Die Clef du Cabinet (Schlüſſel des Cabinets). — Der Citoyen français (franzöſiſche Bürger). — Die Gazette de France. — Das Journal des Hommes libres (Journal der freien Männer). — Das Journal du Soir (Abendblatt). — Das Journal des Defenſeurs de la Patrie (Journal der Vaterlandsvertheidiger). — Die Décade philoſophique. —

Die begünſtigten Blätter wurden außerdem bedeutet, daß diejenigen, welche Aufſätze gegen die Verfaſſung, gegen die Heere, deren Ruhm oder Intereſſe, oder Ausfälle gegen die mit Frankreich befreundeten oder verbündeten fremden Regierungen veröffentlichen würden, augenblicklich unterdrückt werden ſollten.

Dieſe Maßregel, welche heutzutage ſo außerordentlich erſcheint, wurde ohne Murren und ohne Erſtaunen aufgenommen, denn die Dinge haben nur Bedeutung durch den Geiſt, der da herrſcht.

Die Stimmen der Bürger in Betreff der neuen Verfaſſung waren geſammelt und gezählt worden. Das Ergebniß wurde dem Senat, dem geſetzgebenden Körper und dem Tribunat durch eine Botſchaft der Conſuln mitgetheilt. Keine der früheren Verfaſſungen war mit ſo großer Stimmenzahl angenommen worden.

Man hatte im Jahre 1793 für die damalige Verfaſſung 1,800,000 und gegen dieſelbe 11,000 Stimmen gezählt; im Jahre 1795 für die Directorialverfaſſung

1,057,000, gegen dieſelbe 49,000. Diesmal ſtimmten über 3 Millionen, wovon 3 Millionen die Verfaſſung annahmen und nur 1500 verwarfen *). — Solche leere Förmlichkeiten haben freilich keinen Werth für denkende Köpfe. Nicht aus ſolchen gemeinen und oft trügenden Zeichen, ſondern nach ihrer moraliſchen Haltung beurtheilt man den Willen einer Geſellſchaft. Allein der Unterſchied in der Zahl der Abſtimmenden hatte hier eine unleugbare Bedeutung. Er bewies zum mindeſten, wie allgemein die Geſinnung war, die nach einer ſtarken und beſſernden Regierung verlangte, welche Ordnung, Sieg und Frieden zu ſchaffen im Stande ſei.

Vor ſeiner Abreiſe zum Heere entſchloß ſich der Erſte Conſul endlich zu einem bedeutſamen Schritte; er bezog die Tuilerien. Bei der Neigung der Gemüther, in ihm einen Cäſar, einen Cromwell zu erblicken, welcher die Herrſchaft der Anarchie durch die Herrſchaft der unbeſchränkten Gewalt zu beendigen beſtimmt ſei, war der Einzug ein kühner und heikler Schritt, nicht wegen des Widerſtandes, auf den er etwa ſtoßen könne, ſondern um des moraliſchen Eindrucks willen, den er hervorrufen mochte.

Der Erſte Conſul ließ eine ergreifende und fein ausgedachte Feierlichkeit vorangehen. Washington war eben geſtorben. Der Tod dieſes hervorragenden Mannes, welcher das Ende des vorigen Jahrhunderts mit ſeinem Namen erfüllt hatte, war für alle Freunde der Freiheit

*) Die genauen Zahlen ſind:

	für	gegen
1793	1,801,918	11,610
1795	1,057,390	49,955
1800	3,012,569	1,562.

in Europa ein ſchmerzliches Ereigniß. Der Erſte Conſul hielt eine öffentliche Geſinnungsäußerung bei dieſem Anlaß für angemeſſen und richtete an die Heere nachſtehenden Tagesbefehl:

„Washington iſt todt! dieſer große Mann hat gegen die Tyrannei gekämpft; er hat die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes befeſtigt. Sein Andenken wird ſtets theuer ſein dem franzöſiſchen Volke wie allen freien Männern beider Welten und insbeſondere den franzöſiſchen Kriegern, die, wie Er und wie die amerikaniſchen Krieger, für die Gleichheit und die Freiheit kämpfen.“ —

Demgemäß wurde zehntägige Trauer angeordnet. Die Trauer beſtand in einem ſchwarzen Flor, womit alle Fahnen der Republik umhängt wurden. Der Erſte Conſul blieb dabei nicht ſtehen; er ließ eine einfache, edle Feier in der Invalidenkirche abhalten, welche in der flüchtigen Sprache der damaligen Zeit der Tempel des Mars hieß. Die in Egypten eroberten Fahnen waren der Regierung noch nicht übergeben worden. General Lannes erhielt den Auftrag, dieſelben bei dieſer Gelegenheit in dem prachtvollen Dome, welcher von dem großen Könige den greiſen Kriegern errichtet worden war, dem Kriegsminiſter zu überreichen.

Am 9. Februar (20. Pluvioſe) waren ſämmtliche Behörden in dem Invalidendome verſammelt, als General Lannes dem Kriegsminiſter Berthier 96 Fahnen, welche an den Pyramiden, bei dem Berge Tabor und bei Abukir erobert worden waren, übergab. Er hielt eine kurze, kriegeriſche Anrede. Berthier erwiederte in gleicher Weiſe. Er ſaß zwiſchen zwei hundertjährigen Invaliden und ihm gegenüber ſtand die Büſte Washingtons,

überſchattet von tauſend Fahnen, welche die Heere der franzöſiſchen Republik Europa abgewonnen hatten.

Unweit dieſer Stelle ſtand eine Rednerbühne aufgerichtet. Es beſtieg ſie ein Geächteter, welcher der Politik des Erſten Conſuls ſeine Freiheit verdankte; es war Hr. von Fontanes, ein Meiſter des reinen glänzenden Styls, der Letzte, welcher ſich jener franzöſiſchen Sprache bediente, die ehedem zur Vollkommenheit ausgebildet war, aber mit dem achtzehnten Jahrhundert in den Abgrund der Vergangenheit geriſſen wurde. Hr. v. Fontanes hielt in gewählter, aber prachtvoller Sprache die Leichenrede des Helden von Amerika. Er pries Washingtons Kriegertugenden, ſeine Tapferkeit, ſeine Weisheit, ſeine Uneigennützigkeit; er ſtellte jenen heilbringenden Genius, der den Bürgerkrieg zu beendigen, die Wunden des Vaterlandes zu ſchließen, der Welt den Frieden zu geben weiß, hoch über den Genius des Kriegers, der Siege davon zu tragen verſteht. Neben Washingtons Schatten, rief er die Schatten von Turenne, Catinat, Condé herauf, und indem er gewiſſermaßen im Namen jener großen Männer ſprach, ſpendete er, in der zarteſten und würdigſten Form ein Lob, welches voll Hochſinn war, weil es weiſe Lehren enthielt.

„Ja", rief er am Schluſſe ſeines Vortrags, „ja, deine Rathſchläge werden Gehör finden, Washington, Krieger, Geſetzgeber und Bürger ohne Tadel! Er, der noch jung, dich in den Schlachten überragt, wird, wie du, mit ſeiner ſiegreichen Hand die Wunden des Vaterlandes ſchließen. Bald — dafür bürgt uns ſein Wille und ſein kriegeriſcher Genius, wenn das Unglück will, daß er nöthig würde, — bald wird die Friedenshymne widerhallen in dieſem Tempel des Krieges; dann wird

der allgemeine Freudenjubel das Andenken an jedes Unrecht, an jeden Druck verwiſchen . . . ſchon vergeſſen die Unterdrückten ſelbſt ihre Leiden im Vertrauen auf die Zukunft; der Beifall aller Zeiten wird den Helden begleiten, welcher dieſe Wohlthat Frankreich erweiſen wird und der Welt, die von Frankreich ſchon allzu lange erſchüttert wird."

Nach dem Schluſſe dieſes Vortrags wurde ſchwarzer Flor an alle Fahnen geheftet, und es wurde angenommen, daß die franzöſiſche Republik um den Gründer der amerikaniſchen Republik traure, wie die Monarchien Trauer anlegen, die Eine um den Verluſt, welchen eine Andere erlitten hat. Was fehlte dieſem Pomp zu der Größe jener Todtenfeierlichkeiten, denen Ludwig XIV. beiwohnte, um das Lob eines ſeiner Krieger aus dem Munde Fléchiers oder Boſſuets zu vernehmen? Gewiß nicht die Größe der Menſchen und der Dinge, denn man ſprach von Washington vor General Bonaparte, man ſprach in Gegenwart einer Geſellſchaft, welche gleichfalls ihren Karl I. hatte das Schaffot beſteigen und ſogar eine gekrönte Frau ihm dahin hatte folgen ſehen! Man konnte hier jeden Augenblick die Namen Fleurus, Arcole, Rivoli, Zürich, die Pyramiden ausſprechen, und dieſe klingenden Namen konnten doch wohl eine Rede eben ſo gut ſchmücken, als die Namen der Dünen und Rocroy! Was fehlte denn wohl dieſer Feierlichkeit zur vollendeten Größe? Ihr fehlte, was ſelbſt der Größte unter den Menſchen ihr nicht geben konnte; ihr fehlte zunächſt die Religion, nicht jene, die man zur Schau zu tragen ſich abmüht, ſondern jene, die man wahrhaft hat, ohne welche eine Todtenfeier immer kalt bleibt; ihr fehlte der Genius von Boſſuet

denn es gibt Größen, welche zu den Nationen nicht wiederkehren; wenn die Turenne und Condé Nachfolger gehabt haben — die Boſſuets haben keine; ihr fehlte endlich eine gewiſſe Aufrichtigkeit, denn dieſe Huldigung für einen Helden, der vor allem wegen der Uneigennützigkeit ſeiner Ehrliebe berühmt war, ſtellte ſich zu ſichtbar als erkünſtelt dar. Man darf jedoch nicht mit dem Troß der gewöhnlichen Ausleger glauben, daß hierbei Alles baare Heuchelei war; es war allerdings Heuchelei darunter; aber es walteten auch die gewöhnlichen Täuſchungen jener Zeit, wie aller Zeiten! Die Menſchen täuſchen in der That häufiger ſich ſelbſt als Andere. Viele Franzoſen, wie die Römer unter Auguſtus, glaubten noch an die Republik, weil man ſorgfältig auf den Namen hielt; und es iſt nicht ganz ausgemacht, ob der Anordner dieſer Todtenfeier, ob General Bonaparte nicht ſich ſelbſt täuſchte, indem er Washington feierte, ob er nicht in der That glaubte, man könne in Frankreich wie in Amerika der Erſte ſein, ohne König oder Kaiſer zu ſein.

Dieſe Feierlichkeit war das Vorſpiel des Einzuges der drei Conſuln in die Tuilerien. Seit geraumer Zeit wurde in dieſem Pallaſte an den erforderlichen Ausbeſſerungen gearbeitet; man tilgte die Spuren, welche der Convent daſelbſt zurückgelaſſen hatte, man entfernte die rothen Mützen, welche er unter den vergoldeten Geſimſen hatte anbringen laſſen. Der Erſte Conſul ſollte die Wohnung im erſten Stockwerke beziehen, die nämliche, welche die jetzt regierende Familie zu den Abendgeſellſchaften benützt. Seine Gemalin und ſeine Kinder ſollten unter ihm, im Entreſol wohnen. Die Dianengallerie war, wie gegenwärtig, der Vorplatz,

den man durchſchreiten mußte, um zu der Wohnung des Staatsoberhauptes zu gelangen. Der Erſte Conſul ließ ſie mit den Büſten einer Reihenfolge großer Männer zieren und bemühte ſich, durch die Auswahl dieſer Büſten die Lieblingsrichtung ſeines Geiſtes zu bezeichnen. Es waren: Demoſthenes, Alexander, Hannibal, Scipio, Brutus, Cicero, Cato, Cäſar, Guſtav Adolph, Turenne, Condé, Duguai-Trouin, Marlborough, Prinz Eugen, der Marſchall von Sachſen, Waſhington, Friedrich der Große, Mirabeau, Dugommier, Dampierre, Marceau, Joubert; alſo Krieger und Redner, Freiheitskämpfer und Eroberer, Helden der alten Monarchie und der Republik, zuletzt vier auf dem Schlachtfeld gefallene Generale der Revolution.

Die ruhmwürdigen Männer aller Zeiten und aller Länder um ſich her zu verſammeln, ſo wie er in ſeiner Regierung alle Parteien vereinigen wollte, dies war die Neigung, welche er bei jedem Anlaß zur Schau zu tragen liebte.

Er ſollte übrigens nicht allein in den Tuilerien wohnen. Seine beiden Amtsgenoſſen ſollten ſie mit ihm beziehen. Dem Conſul Lebrun wurde in dem Pavillon der Flora eine Wohnung eingerichtet. Conſul Cambacérès, welcher im Range vor dem Conſul Lebrun ſtand, weigerte ſich, in den Pallaſt der Könige einzuziehen. Dieſer ausnehmend kluge Mann, vielleicht der Einzige in jener Zeit, welcher ſich gar keiner Täuſchung hingab, ſagte zu ſeinem Collegen Lebrun: Es iſt ein Fehler, wenn wir unſere Wohnung in den Tuilerien nehmen; das paßt nicht für uns, und ich meinerſeits, werde nicht hingehen. General Bonaparte wird bald allein dort wohnen wollen und dann müßte man heraus. Es

iſt geſcheidter, man geht gar nicht hinein. — Er ging nicht hin, und ließ ſich eine ſchöne Wohnung an dem Carrouſelplatze geben, die er ſo lange behielt als Napoleon die Kaiſerkrone.

Da Alles bereit war, wenige Tage nach der Todtenfeier im Invalidendom, beſchloß der Erſte Conſul öffentlich von den Tuilerien Beſitz zu nehmen. Er that es mit großer Feierlichkeit.

Am 19. Februar (30. Pluvioſe) verließ er den Pallaſt Luxembourg, um ſich in ſeinen neuen Pallaſt zu begeben, vor und hinter ihm ein impoſantes Geleite. Die ſchönen Regimenter, welche von Holland nach der Vendée, von der Vendée nach Paris gezogen waren und im Begriff ſtanden, ſich zum hundertſten Male in den Ebenen von Deutſchland und Italien auszuzeichnen, die Regimenter, angeführt von Lannes, Murat, Beſſières, eröffneten den Zug. Hierauf folgten in Wagen, meiſtens in gemietheten, die Miniſter, der Staatsrath, die Behörden; endlich in einer ſchönen, mit ſechs Schimmeln beſpannten Carroſſe die drei Conſuln ſelbſt. Die Pferde hatten eine beſonders paſſende Beziehung; es waren die nämlichen, welche der deutſche Kaiſer dem General Bonaparte aus Anlaß des Friedens von Campo Formio gegeben hatte. Der General hatte ferner von dem nämlichen Fürſten einen prachtvollen Säbel erhalten, mit dem er ſich an dieſem Tage zu ſchmücken bedacht war. So umgab er ſich mit Allem, was an den friedebringenden Krieger erinnerte. Die in den Straßen und auf den Quais gegen die Tuilerien hin wogende Menge begrüßte ſein Erſcheinen mit lebhaftem Beifallruf. Der Zuruf war aufrichtig, denn man begrüßte in ihm den Ruhm Frankreichs und den Anfang ſeiner

Wohlfahrt. Am Carrouſſelplatze wurde der Wagen der Conſuln von der Conſulargarde in Empfang genommen und fuhr vor zwei Wachtgebäuden vorbei, wovon das Eine rechts das Andere links von dem Hofe des Pallaſtes ſtand. Auf dem Einen war die Inſchrift ſtehen geblieben: Das Königthum in Frankreich iſt abgeſchafft und wird nie wieder erſtehen.

Kaum in dem Hofe angelangt, ſtieg der Erſte Conſul zu Pferde und hielt Muſterung über die Truppen, welche vor dem Pallaſte aufgeſtellt waren. Als er zu den Fahnen der 96., 43. und 30. Halbbrigade kam, grüßte er dieſe von Pulverdampf geſchwärzten und von Kugeln zerfetzten Feldzeichen, und der Gruß wurde ihm erwiedert, durch den Zuruf der Soldaten. Nachdem er durch ihre Reihen geritten war, hielt er am Pavillon der Flora und ſah ſie vor ſich vorbeiziehen. Ueber ihm, auf dem Balkon des Pallaſtes, ſtanden die Conſuln, die oberen Behörden, endlich ſeine Familie, welche einen Rang im Staate einzunehmen anfing. Nach der Muſterung ſtieg er in ſeine Wohnung hinauf; der Miniſter des Innern ſtellte ihm die Civilbehörden, der Kriegsminiſter die Militärbehörden, der Marineminiſter alle Seeoffiziere vor, welche ſich gerade in Paris befanden. Im Laufe des Tages waren Feſtmahle in den Tuilerien und bei den Miniſtern.

Der Dienſt im Conſularpallaſte wurde folgendermaßen eingerichtet. Einem Staatsrath, ehemaligen Miniſter des Innern, Hrn. Bénezech, war die allgemeine Verwaltung des Pallaſtes übertragen. Die Adjutanten, hauptſächlich Duroc, hatten an der Stelle der Menge von Offizieren aller Art, welche gewöhnlich die weiten Gemächer der europäiſchen Königshöfe füllen,

die Ehrendienſte zu verſehen. Alle vierzehn Tage, den 2. und 17. eines jeden Monats, empfing der Erſte Conſul das diplomatiſche Corps. Einmal in jeder Decade, an verſchiedenen Tagen und zu beſtimmten Stunden, empfing er die Senatoren, die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Caſſationsgerichts. Die Beamten, welche Geſchäfte bei ihm hatten, mußten ſich von den Miniſtern, unter denen ſie ſtanden, vorſtellen laſſen. Am 2. Ventoſe (21ſten Februar) zwei Tage nach ſeinem Einzuge in den Tuilerien, gab er dem diplomatiſchen Corps Audienz. Umgeben von einem zablreichen Stabe und die beiden Conſuln an ſeiner Seite, empfing er die Abgeſandten der Staaten, welche mit der Republik nicht im Kriege waren. Eingeführt von Hrn. Bénezech, vorgeſtellt von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, überreichten ſie ihre Beglaubigungsſchreiben dem Erſten Conſul, welcher ſie dem Miniſter zuſtellte, ungefähr eben ſo wie die Souveräne in den monarchiſchen Staaten zu thun pflegen. Die fremden Diplomaten, welche bei dieſer Audienz erſchienen, waren: Hr. v. Musquiz, Geſandter von Spanien; Hr. v. Sandoz-Rollin, Miniſterreſident von Preußen; Hr. v. Schimmelpennink, Geſandter von Holland; Hr. v. Serbelloni, Geſandter der ciſalpiniſchen Republik; endlich die Geſchäftsträger von Dänemark, Schweden, der Schweiz, Baden, Heſſen-Kaſſel, Rom, Genua u. ſ. w. (Moniteur vom 4. Ventoſe, im Jahr VIII).

Nach der Vorſtellung wurden die ſämmtlichen Diplomaten bei Madame Bonaparte eingeführt.

Alle fünf Tage hielt der Erſte Conſul Muſterung über die Regimenter, welche durch Paris zogen, um

nach der Grenze abzugehen. Bei dieſen Gelegenheiten zeigte er ſich den Truppen und der Menge, welche ſich ſtets eifrig herzudrängte. Mager, bleich, gebeugt zu Pferde ſitzend, war ſeine Erſcheinung anziehend und auffallend zugleich, durch eine ernſte, düſtere Schönheit, durch den Anſchein von Kränklichkeit, worüber man ſehr beſorgt zu werden anfing, denn nie war die Erhaltung eines Menſchenlebens ſehnlicher gewünſcht worden, als bei ihm.

Nach den Muſterungen wurden die Offiziere von ihm zur Tafel gezogen. Die fremden Diplomaten, die Mitglieder der Verſammlungen, die richterlichen und die Verwaltungsbeamten wurden zu Mahlzeiten geladen, wo ein ſchicklicher Aufwand herrſchte. Noch waren an dem in der Entſtehung begriffenen Hofe weder Ehrendamen noch Kammerfrauen; die Hofkleidung war einfach, aber ſchon etwas geſucht. Man hütete ſich abſichtlich vor den Gebräuchen des Directoriums, wo eine lächerliche Nachahmung der Trachten des Alterthums in Verbindung mit der Lockerheit der Sitten, dem äußern Erſcheinen der Regierung alle Würde benommen hatte. Man war ſchweigſam, man beobachtete ſich, man folgte mit den Augen dem außerordentlichen Mann, welcher ſchon ſo Großes vollbracht hatte und noch Größeres hoffen ließ. Man erwartete ſeine Fragen und antwortete mit Ehrerbietung.

Den Tag nach ſeinem Einzuge in die Tuilerien durchwandelte ſie General Bonaparte mit ſeinem Sekretär, Hrn. v. Bourrienne und ſagte zu ihm: „Wohlan, Bourrienne, ſo ſind wir denn in den Tuilerien! . . . nun muß man auch darin bleiben.“ —

Drittes Buch.

Ulm und Genua.

Kriegsrüſtungen. — Streitkräfte der Coalition im Jahre 1800. — Die Armee des Freiherrn von Melas in Ligurien und die des Feldzeugmeiſters von Kray in Schwaben. — Feldzugsplan der Oeſterreicher. — Wichtigkeit der Schweiz in dieſem Kriege. — Plan des Generals Bonaparte. Er beſchließt die Schweiz zu benutzen, um in der Flanke Krays und im Rücken von Melas hervorzubrechen. Die Rolle, die er Moreau und ſich ſelbſt anweiſt. Schöpfung einer Reſerve-Armee. — Inſtructionen Maſſenas. — Anfang der Feindſeligkeiten. — Der Freiherr von Melas greift die liguriſche Armee auf den Apenninen an und trennt ſie in zwei Theile, deren einer an die Var, der andere nach Genua zurückgeworfen wird. — Der in Genua eingeſchloſſene Maſſena bereitet ſich zu einem hartnäckigen Widerſtand vor. — Beſchreibung von Genua. — Heldenmüthige Kämpfe Maſſenas. — Der Erſte Conſul dringt in Moreau, die Operationen in Deutſchland zu eröffnen, um Maſſena ſchneller zu Hülfe eilen zu können. — Rheinübergang an vier Punkten. — Es gelingt Moreau von vier Truppencorps drei zu vereinen; er fällt bei Engen und Stockach über die Oeſterreicher her. Die Schlachten von Engen und Möskirch. — Rückzug der Oeſterreicher an die Donau. — Treffen Saint Cyrs bei Biberach. — Kray bezieht das verſchanzte Lager bei Ulm. — Moreau führt mehrere falſche Bewegungen aus, die glücklicherweiſe von keinen mißlichen Folgen begleitet ſind. — Kray wird von Moreau in Ulm völlig eingeſchloſſen, welcher

letztere vor Augsburg eine feſte Stellung einnimmt, um das Ergebniß der Vorgänge in Italien abzuwarten. Ueberſicht der Operationen Moreaus. — Charakter dieſes Generals.

Der Erſte Conſul hatte, um den Frieden zu erlangen, dringende Bitten an die europäiſchen Mächte gerichtet; Bitten, die nur in dem Munde eines ruhmbedeckten Feldherrn ſchicklich waren. — Jetzt blieb ihm nur der Krieg übrig, zu dem man ſich übrigens während des ganzen Winters von 1799 auf 1800 (Jahr VIII) mit der größten Thätigkeit gerüſtet hatte. Dieſer Krieg war gleichzeitig einer der rechtmäßigſten, ſo wie einer der glorreichſten jener Heldenzeiten.

Oeſterreich, obgleich in ſeiner Form mehr Anſtand beobachtend, als England, hatte denſelben Beſchluß gefaßt und den Frieden abgelehnt. Die eitle Hoffnung, in Italien die vortheilhafte Stellung, die ihm Suwarows Siege verſchafften, beibehalten zu können, die engliſchen Subſidien, die irrthümliche Anſicht, als könne das an Menſchen und Geld erſchöpfte Frankreich keinen Feldzug mehr beſtreiten, hauptſächlich aber die verhängnißvolle Hartnäckigkeit Hrn. von Thugut, der die Kriegspartei in Wien mit eben ſo viel Starrſinn wie Pitt in London vertheidigte und in dieſer Angelegenheit weit mehr perſönliche Leidenſchaften als wirklichen Patriotismus entfaltete, alle dieſe Urſachen zuſammengenommen hatten das öſterreichiſche Cabinet zu einem der unheilvollſten politiſchen Fehltritte verleitet, zu dem: nicht zu unterhandeln, obgleich ſich die günſtigſten Verhältniſſe dazu darboten. Es bedurfte ſchon einer großen Verblendung, um zu glauben, daß man die Erfolge, die man doch nur der Unfähigkeit des Directoriums ver-

dankte, auch einer neuen Regierung gegenüber zu erwarten habe, die bereits vollkommen reorganiſirt, bis ins Unglaubliche thätig und durch den erſten Feldherrn des Jahrhunderts geleitet war.

Der Erzherzog Karl, der mit ſeinen wahrhaft militäriſchen Talenten viel Mäßigung und Beſcheidenheit verband, hatte auf alle die Gefahren, die ſich an die Fortſetzung des Krieges knüpften, ſo wie auf die Schwierigkeit, dem berühmten Gegner, der wieder in den Schranken erſcheinen werde, Stand zu halten, aufmerkſam gemacht. Als einzige Antwort hatte man ihm den Befehl der öſterreichiſchen Armeen entzogen und hatte ſich ſo des einzigen Generals beraubt, der dieſelben mit einiger Ausſicht auf Erfolg zu leiten vermocht hätte. Seine Ungnade hatte man durch deſſen Ernennung zum Gouverneur von Böhmen zu verdecken geſucht. Die kaiſerliche Armee bedauerte den Verluſt dieſes Prinzen bitter, obgleich man ihm den Baron Kray, der ſich im letzten italieniſchen Feldzuge ſehr ausgezeichnet hatte, zum Nachfolger gegeben. Baron Kray war ein tapferer, talentvoller und erfahrener Offizier, der ſich des ihm anvertrauten Commandos nicht unwürdig zeigte.

Um die durch die Ruſſen in den Reihen der Coalition verurſachte Lücke nicht unausgefüllt zu laſſen, hatte Oeſterreich, durch engliſche Subſidien unterſtützt, von dem Reiche eine nicht unbeträchtliche Verſtärkung an Truppen zu erlangen gewußt. Ein beſonderer am 16. März durch Wickham, dem engliſchen Geſandten in Bayern, unterzeichneten Vertrag verpflichtete den Kurfürſten dieſes Landes außer ſeinem geſetzlichen Contingente als Reichsſtand noch ein Ergänzungscorps von 12,000 Bayern zu ſtellen. Ein ähnlicher am 20. April unter-

zeichneter Vertrag mit dem Herzog von Würtemberg verſtärkte die coaliſirte Armee mit einem Corps von 6000 Würtembergern. Am 30. April endlich erhielt derſelbe Unterhändler zu denſelben finanziellen Bedingungen vom Kurfürſten von Mainz ebenfalls ein Corps von 4000—6000 Mainzern. Außer den Recrutirungs-, Ausrüſtungs- und Unterhaltungskoſten der Truppen ſicherte England den coaliſirten deutſchen Fürſten noch zu, daß man nicht ohne ſie mit Frankreich unterhandeln werde und machte ſich überdies noch verbindlich, die Rückgabe ihrer Staaten auszuwirken, wie auch das Loos des Krieges ſich geſtalten möge. Dagegen ließ ſich England verſprechen, daß keine derſelben einen Separatfrieden abſchließen würde. Von dieſen Truppen waren die bayeriſchen die beſten; nach ihnen die würtembergiſchen. Die Mainzer Truppen dagegen waren Soldaten ohne Disciplin und ohne Muth. Außer dieſen regelmäßigen Contingenten hatte man auch die ſchwarzwälder Bauern unter Waffen gebracht, indem man ihnen vor den Verheerungen der Franzoſen Schrecken einjagte, die aber zu dieſer Zeit weit weniger als die Kaiſerlichen die Saatfelder des unglücklichen Deutſchlands verwüſteten. Die kaiſerliche Armee in Schwaben belief ſich, mit allen Hülfstruppen inbegriffen, auf ungefähr 150,000 Mann, von denen 30,000 als Garniſonen verwendet und 120,000 bei der activen Armee anweſend waren. Sie war mit einer zahlreichen und gutbedienten, jedoch der franzöſiſchen nachſtehenden Artillerie verſehen; insbeſondere aber hatte ſie eine prachtvolle Reiterei, wie man ſie in den öſterreichiſchen Heeren zu haben pflegt. Der Kaiſer hatte außerdem 120,000 Mann unter Melas in der Lombardei. Die in beträcht-

licher Stärke im Mittelmeere verſammelte engliſche Flotte kreuzte fortwährend im genueſiſchen Meerbuſen und unterſtützte alle Bewegungen der Oeſterreicher in Italien. Sie ſollte denſelben ein aus Engländern und Emigranten beſtehendes und damals zu Mahon verſammeltes Hülfscorps zuführen, das ſich, wie man ſagte, auf 20,000 Mann belief. Es war verabredet, daß dieſes Corps zu Toulon ſelbſt ans Land geſetzt werden ſollte, falls die, gegen die Linie der Apenninen zu operiren beſtimmte kaiſerliche Armee, die Linie des Var überſchreiten könnte. Man hatte gehofft, mit dieſen engliſchen Truppen auch einige ruſſiſche zu vereinen und dieſelben an den Küſten Frankreichs auszuſchiffen, um in Belgien, der Bretagne und Vendée Aufſtände zu erregen. An der abſichtlichen Unthätigkeit der Ruſſen, ſo wie an der Beruhigung der Vendée ſcheiterte dieſe Operation, von welcher die Coaliſirten viel gehofft hatten. Es war daher eine Maſſe von beinahe 300,000 Mann; 150,000 in Schwaben, 120,000 in Italien, 20,000 zu Mahon, unterſtützt von der ganzen engliſchen Seemacht, welche den Krieg gegen Frankreich verfolgen ſollte. Dieſe Macht war, man muß es geſtehen, gegen das reorganiſirte und im Beſitze aller ſeiner Kräfte befindliche Frankreich ſehr ungenügend; aber gegen das kaum erſt aus dem Chaos, in das es durch die Schwäche des Directoriums geſtürzt worden, hervorgegangene Frankreich war ſie immerhin ſehr beträchtlich und man hätte mit ihr große Erfolge erzielen können, wenn ſie geſchickt benutzt worden wäre. Man muß zudem noch beifügen, daß dies eine reelle nur geringem Abgang ausgeſetzte Macht war, da die 300,000 Mann, aus denen ſie beſtand, bereits an Strapazen gewöhnt waren und an der Grenze,

die ſie angreifen ſollten, aufgeſtellt waren: ein Umſtand von großer Wichtigkeit, denn jede zum erſtenmal zu Felde ziehende Armee widerſteht nur ſchwer den erſten Kriegsproben und hat ſie, ehe es zum Kampfe kommt, einen weiten Weg zurückzulegen, ſo ſchmilzt ſie ſtets nach dem jeweiligen Verhältniß der Entfernungen zuſammen.

Es handelt ſich nun, die Aufſtellung der verbündeten Truppen und deren Feldzugsplan auseinander zu ſetzen.

Kray hielt mit den unter ſeinen Befehlen ſtehenden 150,000 Mann Schwaben beſetzt: er hatte ſeine Aufſtellung in der Breite jenes Winkels genommen, den der Rhein in dieſer Gegend bildet, indem er von Conſtanz bis Baſel, von Oſten nach Weſten, ſtrömend ſeinen Lauf plötzlich wendet, um denſelben von Baſel nordwärts nach Straßburg zu richten. In dieſer Stellung, die in ihrer linken Flanke von der Schweiz, in der rechten vom Elſaß begrenzt wurde, überwachte Kray alle Rheinpäſſe, durch welche die franzöſiſchen Armeen nach Deutſchland herausbrechen konnten. Es lag nicht in ſeinem Plane, einen Uebergang zu bewerkſtelligen und in das Gebiet der Republik einzufallen; ſeine Rolle ſollte für den Anfang des Feldzuges weniger thätig ſein. Der Anfang der Operationen war der Armee von Italien vorbehalten, die 120,000 Mann ſtark in Folge der bereits im Jahre 1799 von ihr errungenen Vortheile bis an den Fuß der Apenninen vorgedrungen war. Ihre Aufgabe war, Genua zu blockiren, daſſelbe wo möglich einzunehmen, die Apenninen und den Var zu überſchreiten und vor Toulon zu erſcheinen, wo die Engländer und die Emigranten aus Südfrankreich unter der Leitung des Generals Willot, eines der Proſcribirten des Fruc-

tidors, mit den Oeſterreichern zuſammen treffen ſollten. Eine abermalige Invaſion in jener Provinz Frankreichs, die das Hauptdepot unſerer Seemacht enthält, kam den Engländern ganz gelegen, und dieſer in der Folgezeit ſo ſcharf getadelte Plan iſt großentheils ihnen zuzuſchreiben. Man rechnete darauf, daß, ſobald die öſterreichiſche Armee in Italien, die vermöge des liguriſchen Klimas den Feldzug eher als die Armee in Schwaben beginnen konnte, in die Provence eingedrungen ſei, der Erſte Conſul zur Deckung des Var ſeine Rheinlinie entblößen und dadurch den Feldzeugmeiſter Kray in Stand ſetzen würde, ſeinerſeits in Thätigkeit zu treten. Die Schweiz, auf dieſe Weiſe überflügelt und zwiſchen zwei ſiegreichen Armeen gleichſam eingeklemmt, mußte von ſelbſt fallen, ohne daß man gegen ſie die vergeblichen Anſtrengungen des vorigen Feldzugs zu erneuern brauchte. Die in den Alpen vollbrachten Waffenthaten Lecourbes und Maſſenas, hatten den Oeſterreichern jede große, gegen die Schweiz insbeſondere gerichtete Operation verleidet. Man wollte ſich bezüglich dieſes Landes auf eine einfache Beobachtung deſſelben beſchränken. Der äußerſte linke Flügel von Kray ſollte in Schwaben, die in den Apenninen unnütze Reiterei von Melas in der Lombardei dieſe Aufgabe übernehmen. Der Plan der Oeſterreicher ging alſo dahin, in Schwaben zu temporiſiren, in Italien frühzeitig die Operationen zu beginnen, von dort aus bis an die Linie des Var vorzudringen, wenn die Franzoſen, nach dem Var hingelockt, den Rhein entblößen würden, dieſen Fluß zu überſchreiten, hierauf mit zwei Heermaſſen, und zwar der einen im Oſten über Baſel, der andern im Süden über Nizza vorzudringen

und ſo ohne einen Angriff die furchtbare Vormauer der Schweiz zum Falle zu bringen.

Viele, in Bezug auf militäriſche Operationen vollkommen urtheilsfähige Männer, haben Oeſterreich ſcharf getadelt, daß es die Schweiz ganz vernachläſſigt, indem es dadurch dem General Bonaparte möglich wurde, aus derſelben hervorzubrechen und ſich auf die Flanke Krays und in den Rücken von Melas zu werfen. Wir halten dafür, daß es unmöglich war, dem General Bonaparte gegenüber, ſo wie bei dem unabänderlichen Uebelſtande, daß die Schweiz in den Händen der Franzoſen geblieben, einen vollkommen ſichern Plan zu faſſen, wie ſich dies auch aus der Darſtellung der Thatſachen bald ergeben wird.

Um dieſen denkwürdigen Feldzug gehörig aufzufaſſen und über die Entſchließungen der Krieg führenden Parteien ein geſundes Urtheil zu fällen, muß man ſich genau die Lage der Schweiz vorſtellen, ſo wie den Einfluß, den ſie auf die Kriegsoperationen ausüben mußte, zumal auf dem Punkte, auf welchen die Operationen bereits gediehen waren.

An den öſtlichen Grenzen Frankreichs beginnen die Alpen ſich von der Mitte des europäiſchen Feſtlandes an zu erſtrecken. Sie verlängern ſich dann gegen Oſten, ſcheiden Deutſchland von Italien und bilden auf ihren beiden Seiten die Stromgebiete der Donau und des Po. Der Frankreich zunächſt liegende Theil der Alpen iſt jener, der die Schweiz bildet. Aus deren Verlängerung entſteht das ſeit Jahrhunderten Oeſterreich angehörende Tyrol. Wenn die öſterreichiſchen Armeen gegen Frankreich vorrücken, ſo werden ſie durch die Alpenkette in zwei Schlachthaufen getheilt und genöthigt, auf der

einen Seite das Donauthal, auf der andern das Po-thal hinauf zu marſchiren. So lange ſich dieſe Maſſen in Bayern und der Lombardei befinden, können ſie noch immer über die Alpen durch das dem Kaiſer gehörige Tyrol in Verbindung mit einander bleiben; ſobald ſie jedoch in Schwaben an der obern Donau und in Piemont am obern Po anlangen, ſo ſind ſie ohne irgend eine über die Alpen reichende Verbindung von einander getrennt, da die unabhängige und neutrale Schweiz für ſie gewöhnlich unzugänglich iſt.

Dieſe Neutralität der Schweiz iſt ein Hinderniß, das die europäiſche Politik klugerweiſe zwiſchen Frankreich und Oeſterreich geworfen hat, um die Angriffspunkte zwiſchen dieſen beiden furchtbaren Mächten möglichſt zu vermindern. Sobald nämlich die Schweiz Oeſterreich offen ſteht, ſo kann daſſelbe, wenn es mit ſeinen Armeen vorrückt, zwiſchen dem Donau- und dem Pothale ſtets eine ungehinderte Verbindung offen erhalten und Frankreichs Grenzen von Baſel bis Nizza bedrohen. Dies iſt für Frankreich eine ungeheuere Gefahr, denn es muß dann überall auf ſeiner Hut ſein von den Mündungen des Rheins bis zu den Mündungen der Rhone, während es, wenn die Schweizeralpen geſchloſſen ſind, ſeine ganzen Streitkräfte am Rheine verſammeln und den von Süden drohenden Angriff immerhin unbeachtet laſſen kann, da wegen des großen Umwegs den Kaiſerlichen noch nie eine Operation gegen die Linie des Var gelungen iſt. Die Neutralität der Schweiz iſt daher für Frankreich ein bedeutender Vortheil.

Dieſer Vortheil iſt indeß nicht weniger bedeutend für Oeſterreich, ja vielleicht noch bedeutender. Wenn die Schweiz in der That zum Kriegsſchauplatz wird,

ſo kann die franzöſiſche Armee zuerſt eindringen, und da ihre Infanteriſten verſtändig, gewandt, tapfer und zum Gebirgskrieg nicht minder als zu dem in der Ebene geeignet ſind, ſo hat ſie alle Wahrſcheinlichkeit für ſich, ſich darin zu behaupten. Den Beweis davon finden wir in dem Feldzug von 1799 ſelbſt. Wenn nämlich die Alpen an der Hauptkette von der Seite Italiens angegriffen werden, leiſtet die franzöſiſche Armee den Widerſtand, den Lecourbe Suwarow in den Schluchten des St. Gotthards entgegenſetzte; werden ſie dagegen von Deutſchland her angegriffen, ſo leiſtet ſie hinter den Seen und Strömen denſelben Widerſtand, den Maſſena hinter dem Züricher See leiſtete und der mit der denkwürdigen Schlacht bei Zürich endete. Sobald aber die franzöſiſche Armee die Schweiz behauptet, ſo nimmt ſie eine der drohendſten Stellungen ein, die man zur Herbeiführung der außerordentlichſten Erfolge benutzen kann, wie ſich dies auch bald aus dem Berichte über die Operationen des Generals Bonaparte ergeben wird.

Die beiden öſtlichen Armeen, von denen eine in Schwaben, die andere in Piemont iſt, haben, durch den Gebirgsſtock der Schweiz von einander getrennt, durchaus kein Mittel, ſich in gegenſeitige Verbindung zu ſetzen und es ſteht den Franzoſen, die einerſeits vom Bodenſee, anderſeits aus den Hochalpen hervorbrechen, ganz frei, ſich entweder auf die Flanken der in Schwaben oder in den Rücken der in Italien befindlichen Armee zu werfen. Dieſe Gefahr iſt unausweichlich, welchen Plan man auch verfolgen mag, wenn man nicht auf 50 Stunden (lieues) weit, einerſeits nach Bayern, anderſeits nach der Lombardei zurückweichen will.

Die Oeſterreicher hätten daher einen von den folgenden Wegen einſchlagen ſollen: entweder mit Verluſt der im letzten Feldzuge errungenen Vortheile uns Schwaben und Piemont gleich zu überlaſſen, oder falls ſie ein ſolches Opfer nicht bringen wollten, einen Verſuch zu machen, die Schweiz durch einen Hauptangriff wegzunehmen, was ihnen übrigens jedenfalls mißglücken mußte, da dies ein beinahe unüberſteigliches Hinderniß, an dem ſie ſchon geſcheitert waren, unmittelbar angreifen hieß; endlich konnten ſie, wie ſie es auch wirklich thaten ſich in zwei große Armeen theilen, die durch die ihnen in den Flanken und im Rücken liegende Schweiz von einander getrennt waren. Indem ſie dieſen letztern Weg einſchlugen, hätten ſie allerdings eine der beiden Armeen bedeutend ſchwächen können, um die andere dadurch zu vergrößern und dem Baron Melas z. B. nur ſo viel Streitkräfte laſſen, um Maſſena in Schranken zu halten, während ſie die Armee in Schwaben auf 200,000 Mann brachten, oder umgekehrt ihre Hauptſtreitkräfte nach Piemont verlegen. Aber in dem einen Falle gab man dadurch Italien, das einzige Ziel und die ſo ſehr erſehnte Frucht dieſes Krieges Preis, im andern überlieferte man uns ohne Schwertſtreich den Rhein, den Schwarzwald, die Donauquellen und erleichterte uns um eben ſo weit den Weg nach Wien. Dies war endlich in beiden Fällen das Allervortheilhafteſte, was man für uns thun konnte; denn indem man eine der beiden Armeen auf 200,000 Mann brachte, gab man derjenigen der beiden Mächte den Sieg, die den General Bonaparte für ſich hatte. Er war in der That der einzige Feldherr, der damals 200,000 Mann zu befehligen verſtand.

Sobald alſo die Franzoſen die Schweiz in ihrer Gewalt hatten, gab es durchaus keinen vollkommen ſichern Plan für Oeſterreich, was im Vorbeigehen geſagt, beweiſt, daß die Neutralität der Schweiz eine im Intereſſe beider Nationen ganz trefflich erdachte Einrichtung iſt. Sie vergrößert deren defenſive Kräfte, indem ſie deren offenſive ſchwächt, d. h. ſie vermehrt ihre Sicherheit, indem ſie ihnen die Macht zum Angriff benimmt. Im Intereſſe des allgemeinen Friedens könnte man keine beſſere Einrichtung treffen.

Die Oeſterreicher hatten alſo keine große Auswahl übrig, und was man auch darüber hat ſagen können, ſie ergriffen vielleicht den einzig möglichen Ausweg, in Schwaben mit dem Beginn des Kampfes zu zögern, in Italien raſch zum Angriff zu ſchreiten, indem ſie dabei durch das Hinderniß der Schweiz, das ſie unmöglich aus dem Wege räumen konnten, von einander getrennt blieben. Aber in dieſer Lage ſelbſt gab es wieder mehrere Wege die ſie einſchlagen konnten und man muß geſtehen, daß ſie nicht den Beſten wählten, ſo wie keine der ihnen drohenden Gefahren vorherzuſehen verſtanden. Sie beſtanden hartnäckig auf dem Glauben an die gänzliche Erſchöpfung der franzöſiſchen Truppen und vermutheten nicht, daß die Armee von Deutſchland im Stande ſei, die Offenſive zu ergreifen und im Angeſichte der im Schwarzwalde ſtehenden 150,000 Oeſterreicher den Rhein zu überſchreiten. Sie ſetzten noch weniger voraus, daß man ohne Wege und in der Schneezeit die Alpen überſchreiten könnte, ſie ſahen überdies nicht die dritte Armee, die zu deren Ueberſteigung verſucht ſein könnte und überließen ſich ſo einer Zuverſicht, die für ſie verhängnißvoll wurde. Man

muß noch, um gerecht zu ſein, bemerken, daß gar Viele ſich wie ſie getäuſcht haben würden, denn ihre Zuverſicht beruhte auf anſcheinend unüberwindlichen Hinderniſſen. Aber die Erfahrung zeigte ihnen bald, daß einem Gegner, wie Bonaparte, gegenüber, alle Sicherheit, möge ſie auch auf unüberſteiglichen Schranken, Strömen oder Gletſchern beruhen, nur trügeriſch ſei und leicht verderblich werden könne.

Frankreich hatte zu jener Zeit zwei Armeen: die Armee von Deutſchland, die durch die Vereinigung der Rheinarmee und der helvetiſchen Armee auf 130,000 Mann gebracht worden war, und die auf höchſtens 40,000 Mann reducirte Armee von Ligurien. Es lagen in den Truppen von Holland, der Vendée, und des Innern allerdings die zerſtreuten und entfernten Elemente einer dritten Armee, aber nur eine überlegene adminiſtrative Gewandtheit konnte dieſelben zur rechten Zeit, hauptſächlich jedoch unvermuthet, auf dem Punkte, wo ihre Gegenwart erforderlich war, vereinen. General Bonaparte entwarf den Plan, dieſe verſchiedenen Hülfsmittel, wie folgt, in Anwendung zu bringen.

Maſſena erhielt den Befehl, ſich mit der nicht durch Mannſchaft ſondern nur durch Munition und Lebensmittel unterſtützten Armee von Ligurien, in den Apenninen zwiſchen Genua und Nizza und zwar wie in den Thermopylen zu behaupten. Die ſo ſehr als möglich verſtärkte Armee von Deutſchland unter Moreau, ſollte entlang der Rheinufer von Straßburg bis Baſel und von Baſel bis Conſtanz mehrere Scheinübergänge unternehmen, dann mit Blitzesſchnelle hinter die von dieſem Strome gebildete Deckwand marſchiren, bis Schaffhauſen ſtromaufwärts rücken, daſelbſt vier Brücken auf

einmal ſchlagen, in Maſſe in die Flanken Krays brechen, ihn überfallen, denſelben in Verwirrung bis an die Donau zurückdrängen, ihm wo möglich voraneilen, den Weg nach Wien abſchneiden, ihn vielleicht umzingeln und ihm eine jener denkwürdigen Niederlagen beibringen, von denen es in dieſem Jahrhundert mehr als ein Beiſpiel gegeben. Hatte die Armee Moreaus auch keinen ſo glücklichen Erfolg, ſo vermochte ſie doch wenigſtens Kray nach Ulm und Regensburg zurückzudrängen, ihn zu nöthigen ſtromabwärts zu gehen und ſo von den Alpen zu entfernen, daß er nie eine Unterſtützung hinſenden konnte. Nach Ausführung dieſer Operationen ſollte ſie ihren rechten Flügel gegen die Schweiz entſenden, um die gefahrvolle Operation, deren Ausführung ſich der General Bonaparte vorbehalten, zu unterſtützen.

Die dritte ſogenannte Reſervearmee, deren Elemente kaum beſtanden, ſollte ſich zwiſchen Genf und Dijon verſammeln und dort den Ausgang der erſten Ereigniſſe abwarten, ſtets bereit Moreau im Nothfall zu unterſtützen. War die Ausführung von Moreaus Plan wenigſtens theilweiſe gelungen, ſo ſollte dieſe Reſervearmee unter General Bonaparte in Genf, von Genf in Wallis einrücken, daſelbſt dem von der Armee in Deutſchland entſendeten Hülfscorps die Hand reichen, dann über Eis- und Schneegefilde den St. Bernhard überſchreiten, durch eine That wundervoller als die Hannibals in Piemont einfallen, den vor Genua beſchäftigten Baron Melas im Rücken faſſen, ihn umzingeln, ihm eine entſcheidende Schlacht liefern und im Falle des Sieges, denſelben die Waffen zu ſtrecken nöthigen. —

Wenn die Ausführung dem Plane entſprach, ſo würde in der That nie ein erhabenerer Gedanke dem Genie eines Kriegers, der alten wie der neuen Zeit, mehr Ehre gebracht haben. Aber die Ausführung allein verleiht großen militäriſchen Combinationen ihren Werth, und ohne dies Verdienſt bleiben ſie ſtets nur leere Hirngeſpinſte.

Die Ausführung beſtand hier in der Beſiegung unendlicher Schwierigkeiten. Man mußte die Armeen vom Rhein und von Ligurien reorganiſiren, eine Reſervearmee erſchaffen, das Geheimniß über deren Errichtung und Beſtimmung bewahren, endlich den doppelten Uebergang über den Rhein und die Alpen bewerkſtelligen, welch letzterer Uebergang dem Außerordentlichſten gleich kommt, was die Kriegskunſt je unternommen hat.

Die Recrutirung des Heeres war die erſte Sorge Bonapartes geweſen. Die Deſertionen ins Inland, Krankheiten und Kämpfe hatten dieſelbe auf 250,000 Mann reducirt, was in einem Augenblicke, wo man der ganzen Coalition die Spitze bieten mußte, kaum glaublich wäre, wenn es nicht zuverläßige Documente nachwieſen. Glücklicherweiſe waren es 250,000 kampferfahrene und einem doppelt überlegenen Feinde zu widerſtehen fähige Männer. Der Erſte Conſul hatte vom geſetzgebenden Körper Recruten verlangt; dieſelben waren mit einem wahrhaft patriotiſchen Eifer bewilligt worden. Dieſer Krieg war nach den wiederholt zurückgewieſenen Friedensanträgen ſo rechtmäßig und nothwendig, daß die einfachſte Zögerung verbrecheriſch geweſen wäre. Man hatte ſie übrigens auch durchaus nicht zu fürchten und der Eifer des geſetzgebenden Körpers und Tribunats ging bis zum Enthuſiasmus. Dieſe

100,000 Recruten unter die 250,000 alten Soldaten vertheilt, mußten eine treffliche Armee abgeben. Die neu ernannten und bereits auf ihren Poſten eingetroffenen Präfecten brachten in die Recrutenaushebung eine noch nie da geweſene Raſchheit. Aber vor fünf bis ſechs Monaten konnten dieſe Recruten nicht bei ihren Truppencorps eingetroffen, abgerichtet und dienſttauglich ſein. Der Erſte Conſul entſchied ſich dahin, alle durch den Krieg erſchöpften Truppenkörper im Lande zu behalten und ſie als Cadres zu benutzen, in welche er die neu Ausgehobenen eintheilen wollte. Alle felddienſttauglichen Truppen wurden dagegen nach der Grenze geſandt und dafür Sorge getragen, daß alle dienſttauglichen Leute, die in den Reihen der im Lande bleibenden Truppenkörper ſtanden, in die zum Kriegsdienſt beſtimmten Truppen eingereiht wurden. In dieſer Weiſe konnte er höchſtens 200,000 Mann ins Feld ſtellen. Dies war aber in ſeiner mächtigen und geſchickten Hand vollkommen hinreichend.

Zu gleicher Zeit erließ er einen Aufruf an die patriotiſchen Geſinnungen Frankreichs. Indem er ſich an die Soldaten der erſten Requiſitionen wandte, die in Folge der durch unſere Unglücksfälle allgemeinen Entmuthigung nach ihrer Heimath zurückgekehrt waren, ließ er gleichzeitig die ohne Urlaub Abweſenden zur Rückkehr zwingen und wandte ſich bei jenen, die regelmäßige Urlaubſcheine hatten, an ihren patriotiſchen Eifer. Allen jenen jungen Leuten, deren Phantaſie durch den Namen des Generals Bonaparte entflammt war, ſuchte er Vorliebe für das Soldatenleben einzuflößen. Obgleich der Enthuſiasmus der erſten Tage der Revolution erkaltet war, ſo entflammte doch das Erſcheinen des Feindes an

unſeren Grenzen alle Herzen und die Unterſtützung, die man von der Hingebung der Freiwilligen erwarten konnte, war durchaus nicht zu verachten.

Mit ſeiner Sorgfalt für die Recrutirung vereinte der Erſte Conſul mehrere nützliche Reformen bezüglich der Verwaltung und Zuſammenſetzung der Armee. Zuerſt führte er die Inſpectionsgenerale (Inspecteur aux revues) ein, deren Obliegenheit es war, die Zahl der unter Waffen ſtehenden Mannſchaft zu conſtatiren, um dadurch zu verhindern, daß der Staat Leute bezahlte, die nur auf dem Papier anweſend waren. In der Artillerie nahm er eine Veränderung von der größten Wichtigkeit vor. Die Artillerietrains wurden durch Stückknechte gefahren, die den Fuhrweſencompagnieen angehörten, welche, da ſie nicht wie die andern Soldaten vom Ehrgefühl zurückgehalten wurden, bei der erſten Gefahr die Stränge ihrer Pferde abſchnitten und die Flucht ergriffen, indem ſie ihr Geſchütz den Händen des Feindes überließen. Der Erſte Conſul dachte mit Recht, daß der Fuhrmann, der das Geſchütz auf den Kampfplatz zu führen hat, eben ſo werthvolle Dienſte leiſtet, als der Kanonier, der mit deſſen Bedienung beauftragt iſt, demnach auch dieſelbe Gefahr läuft, und deſſelben moraliſchen Hebels d. i. der Ehre bedarf. Er verwandelte daher die Stückknechte in uniformirte Soldaten, die einen integrirenden Theil der Regimenter dieſer Waffe ausmachten. Das gab 10 bis 12,000 Reiter, von welchen eben ſo viel Eifer, ihre Geſchütze vor den Feind zu bringen oder ſie raſch zu entfernen, zu erwarten war, als die Bedienungsmannſchaft bewies, ſie zu laden, zu richten und abzufeuern.

Dieſe Reform war indeß erſt begonnen und konnte erſt in der Folge ihre Nützlichkeit erproben.

Die Artillerie und Reiterei bedurften auch Pferde. Der Erſte Conſul ordnete eine zwangsweiſe und außerordentliche Aushebung jedes dreißigſten Pferdes an, da er weder Zeit noch Mittel hatte, große Ankäufe zu bewerkſtelligen. Es war dies eine harte aber unausweichliche Nothwendigkeit. Die Armeen ſollten ſich zunächſt in ihrer Umgebung und dann immer weiter und weiter in den umliegenden Provinzen damit verſehen.

Der Erſte Conſul hatte Maſſena zur Unterſtützung der unglücklichen Armee von Ligurien alle entbehrlichen Gelder geſchickt. Von 60,000 Mann, auf welchen Stand ſie durch die nach der blutigen Schlacht an der Trebbia bewirkte Vereinigung der Armee der Lombardei und jener Neapels gebracht worden, war ſie nun durch Mangel auf höchſtens 40,000 Mann zuſammengeſchmolzen, unter denen ſelbſt ſich nur einige 30,000 Kampffähige befanden. Das Getreide war durch den Umſtand, daß es weder durch das von den Oeſterreichern beſetzte Piemont noch von der von den Engländern fortwährend bewachten See kommen konnte, ſehr ſelten geworden und dieſe unglücklichen Soldaten hatten zu ihrem Unterhalt nur die, wie allbekannt, beinahe auf nichts ſich beſchränkenden Ernten der Apenninen. Sie wollten nicht in die Hoſpitäler, in welchen es ebenfalls an den vorzüglichſten Nahrungsmitteln fehlte, gehen und man ſah ſie auf der Straße von Genua nach Nizza vom Hunger und dem Fieber verzehrt den allerſchmerzlichſten Anblick darbieten — den, tapferer Männer, die das Vaterland, das ſie vertheidigen, im Elend zu Grunde gehen läßt.

Maſſena hatte, von der Regierung mit einigen Geldmitteln verſehen, zu Marſeille einige Lieferungsverträge abgeſchloſſen, alles in dieſer Stadt vorräthige Getreide aufgekauft und nach Genua geſandt. Unglücklicherweiſe hemmte dieſen Winter die Kälte eben ſo ſtrenge als der Feind die Schiffahrt von Marſeille nach Genua und erſetzte ſo einigermaßen die Blokade, welche die Engländer in dieſer ſchlechten Jahreszeit nicht fortſetzen konnten. Da indeß einige Ladungen angelangt waren, ſo hatten die Soldaten der liguriſchen Armee wieder Brod erhalten. Man hatte ihnen Waffen, Schuhe, einige Kleidungsſtücke und einige Hoffnungen zukommen laſſen. Was die militäriſche Energie anging, ſo hatte man nicht nothwendig, ihnen dieſelbe einzuflößen, denn nie hatte Frankreich Soldaten ſolche Unfälle mit ſo viel Muth und Standhaftigkeit ertragen ſehen. Die Sieger von Caſtiglione, Arcole und Rivoli hatten ohne Wanken die Niederlagen von Caſſano, Novi und der Trebbia ertragen; ſie waren ſo geſtählt worden, daß ihnen die Schläge des Schickſals nichts anhaben konnten. Höchſtens würde die Gegenwart Bonapartes an der Spitze der Regierung und Maſſenas an der Spitze der Armee ihren Muth neu belebt haben, falls dies nothwendig geweſen wäre. Man durfte ſie nur unterhalten, kleiden und bewaffnen, um die größten Dienſte von ihnen geleiſtet zu ſehen. Man that in dieſer Hinſicht ſein Möglichſtes. Maſſena ſtellte durch einige Beiſpiele von Strenge die unter ihnen bereits wankende Disciplin wieder her und zählte nun einige 30,000 Mann, die vor Begierde brannten, unter ſeinem Befehle wieder den Weg nach dem fruchtbaren Italien zu finden.

Der Erſte Conſul ſchrieb ihm ein ſehr wohl berechnetes Verhalten vor. Drei enge Päſſe führen vom Abhang auf der Seite des Continents über die Apenninen zum Meerabhang, nämlich: der gegen Genua ausmündende Paß der Bochetta, der gegen Savona ausmündende Paß von Cadibona und der gegen Nizza mündende Paß am Col di Tenda. — Der Erſte Conſul befahl Maſſena am Col di Tenda und Col di Cadibona nur ſchwache Detachements zurückzulaſſen, die eben zur Beobachtung derſelben hinreichten, um ſich mit 20 bis 30,000 Mann um Genua herum zu concentriren. Sobald dieſe Stadt ſtark beſetzt war, ſo war ein Einfall in Südfrankreich nicht ſehr wahrſcheinlich, jedenfalls aber nicht ſehr zu fürchten, denn die Oeſterreicher würden nicht ſo verwegen ſein, über den Var gegen Toulon und die Rhonemündungen vorzurücken, während ſie Maſſena in ihrem Rücken ließen. Ueberdies konnte Maſſena auch mit ſeinen 30,000 Mann über die einzelnen Abtheilungen, welche in die Apenninenpäſſe gedrungen waren, herfallen. In Anbetracht der Beſchaffenheit dieſer ſteilen und engen Gegenden war es ſchwierig, daß er mehr als 30,000 Mann auf einmal begegnete. Er war daher im Stande, dem Feinde überall die Spitze zu bieten. — Leider war dieſer treffliche Plan nur durch einen General ausführbar, der die wundervolle Gewandtheit des Siegers von Montenotte beſeſſen hätte. Der Erſte Conſul war übrigens ſicher, in Maſſena einen hartnäckigen Vertheidiger der ſteilen Höhen der Apenninen zu finden und dem Baron Melas während der ganzen zu der combinirten Bewegung der franzöſiſchen Armeen nothwendigen Zeit genug Beſchäftigung zu geben, um ihn in Ligurien zurückzuhalten.

Ungeachtet deſſen muß man geſtehen, daß die liguriſche Armee ſo ziemlich wie eine bereits verlorene Armee behandelt wurde. Man ſchickte ihr nicht einen einzigen Mann Unterſtützung und gab ihr nur Kriegsgeräthe, und auch davon nur das Nothwendige. Alle Anſtrengung der Regierung war auf einen ganz andern Punk gerichtet, denn anderswo ſollten die entſcheidenden Schläge geführt werden. Die Armee von Ligurien war dem Untergange ausgeſetzt, um einer andern die Zeit zu verſchaffen ſiegreich zu ſein. Dies iſt das harte Loos des Krieges, das über die Häupter der Einen wie der Andern hinſchreitet und jene zu ſterben nöthigt, damit dieſe triumphiren.

Die mit einer ganz beſondern Sorgfalt behandelte Armee war die, welche unter Moreau in Schwaben operiren ſollte. Man ſandte ihr Alles, was man nur an Soldaten und Kriegsgeräthe aufbringen konnte. Man machte alle erdenklichen Anſtrengungen, um ihr eine vollſtändige Artillerie und alles mögliche Material zum Brückenſchlagen zu verſchaffen, damit ſie in Stand geſetzt ſei, den Rhein unverſehens zu überſchreiten, und zwar wo möglich auf einem einzigen Punkte.

Der General Moreau, auf den, wie man ſagt, der Erſte Conſul ſo eiferſüchtig war, hatte die ſchönſte und zahlreichſte Armee der Republik, ungefähr 130,000 Mann, unter ſeinen Befehlen, während Maſſena nur 36,000 Mann und der Erſte Conſul ſelbſt höchſtens 40,000 Mann haben ſollten. Dies war übrigens keine leere Schmeichelei, die auf die Eitelkeit Moreaus berechnet war. Ernſtere Motive hatten dieſe Vertheilung der Streitkräfte geleitet. Die Operation, in Folge welcher Kray nach Ulm und Regensburg zurückgeworfen werden

ſollte, war für den allgemeinen Erfolg des Feldzugs von der höchſten Wichtigkeit, denn den beiden ſtarken öſterreichiſchen Armeen, die gegen unſere Grenze vorrückten, gegenüber, mußte man zuerſt eine entfernt haben, um in dem Rücken der andern über die Alpen zu gehen. Dieſe erſte Operation mußte daher mit entſcheidenden, das Gelingen unfehlbar herbeiführenden Mitteln unternommen werden. Der Erſte Conſul ſchätzte zwar Moreau hoch, aber ſich ſelbſt doch noch höher, und wenn man große Mittel entbehren mußte, ſo glaubte er ſich immer eher als Moreau ohne ſelbe behelfen zu können. Die Geſinnung, welche ihn bei dieſer Gelegenheit leitete, ſtand weit höher als die Großmuth bei wichtigen Staatsangelegenheiten ſelbſt: es war die Liebe zur allgemeinen Sache, welcher er das Intereſſe Aller, das ſeinige wie das Anderer, nachſetzte.

Dieſe Rheinarmee war zwar gleich allen übrigen Armeen in armſelige Lumpen gekleidet, aber deshalb doch nicht weniger prachtvoll. Es waren ihr einige Rekruten geſandt worden, zwar nur in geringer Anzahl, aber doch hinreichend zu ihrer Ergänzung. Sie beſtand größtentheils aus jenen alten Soldaten, die unter Pichegru, Kleber, Hoche und Moreau ſchon mehrmals dieſen Strom überſchritten und ſelbſt an der Donau erſchienen waren. Man hätte nicht ohne Ungerechtigkeit ſagen können, daß ſie tapferer als die Soldaten von Italien waren, aber ſie hatten alle Vorzüge vollendeter Truppen: ſie waren verſtändig, genügſam, disciplinirt, wohlunterrichtet und unerſchrocken. Die Führer waren ihrer Untergebenen würdig. Dadurch, daß dieſe Armee ſtets in detachirte Diviſionen, die alle Waffen in ſich ſchloſſen und als ſelbſtſtändige Corps handelten, zertheilt war,

hatte ſich das Talent der dortigen Diviſionsgenerale im höchſten Grade entwickelt. Dieſe Diviſionsgenerale hatten alle gleiches, aber verſchiedenartiges Verdienſt. Es war da Lecourbe, für den Gebirgskrieg der trefflichſte und geſchickteſte Offizier ſeiner Zeit, deſſen glorreicher Name in den Alpen wiederhallte, ferner Richepanſe, der mit einer tollkühnen Tapferkeit eine ſeltene Einſicht vereinte und Moreau auf den Feldern von Hohenlinden bald den größten Dienſt leiſtete, den je ein General ſeinem Feldherrn geleiſtet; da war noch St. Cyr, ein kalter aber tiefer Geiſt, ein wenig umgänglicher Charakter, aber mit allen Eigenſchaften eines Feldherrn begabt und endlich noch der junge Ney, den ein heroiſcher, durch einen glücklichen Kriegsinſtinkt geleiteter Muth bereits in allen Armeen der Republik beliebt gemacht hatte. An der Spitze dieſer Generale ſtand Moreau, ein langſamer, manchmal ſchwankender, aber tüchtiger Kopf, deſſen Unentſchloſſenheit augenblicklich mit verſtändigen und feſten Entſchlüſſen endete, ſobald er der Gefahr gegenüber ſtand. Die Erfahrung hatte ſeinen militäriſchen Scharfblick außerordentlich ausgebildet und erweitert. Aber während ſein kriegeriſches Genie unter den harten Prüfungen des Krieges zunahm, war ſein Charakter als Bürger, an ſich ſchwach und jedem Einfluß zugänglich, bereits erlegen und ſollte nochmals unter jenen Prüfungen der Politik erliegen, die nur ſtarke und wahrhaft erhabene Geiſter zu beſtehen vermögen. Uebrigens hatte die unglückliche Leidenſchaft der Eiferſucht noch nicht die Reinheit ſeines Herzens getrübt und ſeinen Patriotismus verdorben. Er war durch ſeine Erfahrung, ſeine Angewöhnung zu befehlen und ſeinen großen Ruf nächſt General Bonaparte der einzige Mann, der fähig war, 100,000 Mann

zu befehligen. Der beſondere Plan, den ihm der Erſte Conſul vorgezeichnet hatte, beſtand darin: auf demjenigen Punkte, von dem aus er am beſten den äußerſten linken Flügel Krays in die Flanke faſſen könnte, in Schwaben einzudringen und denſelben ſo zu überflügeln, daß er von Bayern abgeſchnitten und zwiſchen der obern Donau und dem Rhein eingeſchloſſen würde, in welch letzterem Falle die öſterreichiſche Armee in Schwaben verloren war. Um dies zu Stande zu bringen, mußte man den Rhein überſchreiten, und zwar nicht an zwei oder drei Punkten, ſondern an einem einzigen, und zwar ſo nahe als möglich bei Conſtanz. Es war dies eine außerordentlich gewagte und ſchwierige Operation, da es ſich um nichts weniger handelte, als hunderttauſend Mann mit ihrem ganzen Kriegsgeräthe im Angeſicht des Feindes über den Fluß zu bringen, und man muß geſtehen, daß vor Wagram kein General mit einer ſo großen Truppenmaſſe und ſolcher Entſchloſſenheit einen Stromübergang bewerkſtelligt hatte. Es bedurfte übrigens auch großer Geſchicklichkeit, um die Oeſterreicher bezüglich des Punktes, welchen man wählte, zu täuſchen, vieler Kühnheit in der Ausführung des Uebergangs und endlich des ſtets unentbehrlichen Glücks. Der Erſte Conſul hatte die Anordnung getroffen, daß auf den Nebenflüſſen des Rheins, beſonders auf der Aar, eine beträchtliche Menge Kähne verſammelt wurden, um gleichzeitig drei bis vier Brücken, jede einige hundert Klafter von der andern entfernt ſchlagen zu können. Es handelte ſich nun darum, dieſen Combinationen bei Moreaus kaltem und nicht ſehr unternehmenden Geiſte Eingang zu verſchaffen.

Nachdem der Erſte Conſul mit unermüdlichem Eifer den Armeen von Ligurien und Deutſchland ſeine ganze Sorgfalt gewidmet, richtete er ſeine Anſtrengungen darauf, aus wenigen Elementen eine Armee zu ſchaffen, welche unter dem Titel einer Reſervearmee bald die größten Thaten vollbrachte.

Man mußte dieſelbe, wenn ſie ihren Zweck erfüllen ſollte, nicht nur allein ſchaffen, ſondern auch ſo ſchaffen, daß Niemand an deren Errichtung glauben ſollte. Man wird gleich ſehen, wie er es anſtellte, um zu dieſem doppelten Zweck zu gelangen.

Der Erſte Conſul hatte aus Holland und den vom Direktorium zu Paris angehäuften Streitkräften die Mittel zur zeitgemäßen Beruhigung der Vendée zu finden gewußt; jetzt wußte er in der beruhigten Vendée die Hülfsquellen zu finden, um eine Armee zu ſchaffen, die unverſehens auf den Kriegsſchauplatz geworfen, die Geſchicke des Krieges ändern ſollte. In einem Briefe an den General Brune, Oberbefehlshaber Weſtfrankreichs, richtet er jene erhabenen Worte an ihn, die ſeine Handlungsweiſe ſo wie die der größten Miniſter im Fache der Verwaltung wie des Krieges ſo trefflich ausſprechen.

Laſſen Sie mich wiſſen, ob Sie unabhängig von den fünf Halbbrigaden, welche ich durch meinen letzten Courier verlangt habe, noch über eine oder zwei Halbbrigaden verfügen können, unter der Bedingung, ſie in drei Monaten rückkehren zu machen. Wir müſſen uns entſchließen, Frankreich wie einſt das Etſchthal auszuſchreiten; es bleibt immer nur das Verhältniß von Dekaden zu Tagen. (14. Ven=

toſe Jahr VIII — 5. März 1800. Archiv des Staats=ſekretärs.)

Obgleich den Engländern ſeit ihrem Mißgeſchicke am Texel und hauptſächlich ſeit der Trennung der Ruſſen von der Coalition die Luſt zu neuen Landungen auf dem Feſtlande verleidet ſein mußte, konnte man ihnen deſſen ungeachtet doch nicht die ungeheuere Strecke unſerer Küſten vom Zuyderſee bis zum Gascogniſchen Meerbuſen ohne alle Vertheidigung preis geben, zumal die Beruhigung der Vendée noch ſo neu war. Der Erſte Conſul ließ daher ein halb franzöſiſches, halb holländiſches Truppencorps in Holland, um dieſes höchſt werthvolle Land zu bewachen; der Befehl deſſelben wurde Augereau anvertraut. Es beſtand aus Feld=diviſionen, mit completten Stande aller Waffen, die jeden Augenblick marſchfertig waren. Sobald man ſich durch den Verlauf der Operationen verſichert hatte, daß keine Landung mehr zu befürchten war, ſo ſollte das Corps Augereau rheinaufwärts marſchiren und in Deutſchland den Rücken Moreaus decken. Der Erſte Conſul wählte aus den 60,000 Mann, die von den Küſten der Normandie bis zu denen der Bretagne und Poitou vertheilt waren, die am meiſten geſchwächten Halbbrigaden aus, und übertrug ihnen die Bewachung des empörten Landſtrichs. Er trug Sorge dafür, den effectiven Stand derſelben noch mehr zu reduziren, in=dem er die dienſttauglichen Soldaten zur Feldarmee ab=gehen ließ, wodurch er die Cadres der Halbbrigaden in Stand ſetzte, eine größere Anzahl von Rekruten aufzunehmen und dieſelben neben ihrem Küſtendienſte vollkommen für den Kriegsdienſt auszubilden. Er bil=dete fünf kleine Lager, in denen Artillerie, Cavallerie

und Infanterie vereint, aufs erſte Signal marſchfähig und von trefflichen Offizieren befehligt waren. Zwei dieſer Lager befanden ſich in Belgien, das eine zu Lüttich, das andere zu Maſtricht, beide zur Ueberwachung des von Prieſtern aufgeregten Landes und im Nothfalle zur Mitwirkung bei der Vertheidigung Hollands beſtimmt. Es war ferner eines zu Lille, bereit, ſich auf die Somme und die Normandie zu werfen; eins zu Saint-Lo und ein letztes endlich zu Rennes. Dies letzte, das 7 bis 8000 Mann ſtark war, war das zahlreichſte. Die andern Lager zählten 4 bis 5000; und im Ganzen ungefähr 30,000 Mann, die durch die Ankunft der Rekruten bald auf die doppelte Anzahl gebracht werden ſollten. Sie hatten gleichzeitig die Beſtimmung, in den erſt kürzlich eroberten Ländern, wie Belgien und in den erſt jüngſt beruhigten Landſtrichen, wie z. B. der Normandie, Bretagne und Poitou, Polizeidienſte zu verſehen. Der Erſte Conſul hatte Behufs der Auffindung verborgener Waffen eine Durchſtreifung der Wälder angeordnet. Durch die Anlockung eines erhöhten Soldes hatte er drei bis vier Bataillone gebildet, die durchgehends aus Leuten beſtanden, die ſich während des Bürgerkrieges an ein abenteuerliches Leben gewöhnt hatten und er beabſichtigte dieſelben, ohne es jedoch zu geſtehen, nach Egypten zu ſchicken. Was die Anführer der Vendée anbelangt, ſo hat er ihnen von dem Schauplatze des Krieges weit entfernte Wohnſitze angewieſen, und die Bitterkeit dieſer Verbannung durch Penſionen gemildert, die vollkommen hinreichend waren, ihnen eine wahrhaft behagliche Exiſtenz zu verſchaffen.

Nach dieſen getroffenen Anordnungen blieben von den zur Beruhigung des Innern zuſammengezogenen

60,000 Mann noch ungefähr 30,000 treffliche Soldaten übrig, die in die Halbbrigaden, welche am wenigſten gelitten hatten, eingetheilt wurden. Einige derſelben waren nach der in der Normandie gegen Herrn von Frotté ausgeführten Operationen wieder nach Paris zurückgekehrt; Andere waren in der Bretagne und der Vendée geblieben. Der Erſte Conſul bildete drei treffliche Felddiviſionen daraus, und zwar zwei in der Bretagne ſelbſt, zu Rennes und Nantes, die dritte zu Paris. Dieſe Diviſionen ſollten in aller Eile ihren effectiven Stand herſtellen, ſich mit dem ihnen eben zur Hand befindlichen Kriegsgeräthe verſehen und ſich das Fehlende durch Mittel, die wir ſogleich angeben werden, unterwegs verſchaffen. Sie hatten den Befehl, an die Oſtgrenze zu rücken, indem ſie nach dem Ausdruck des Erſten Conſuls Frankreich abſchritten, wie einſt die Armee von Italien das Etſchthal abgeſchritten hatte. Ihre Ankunft in der Schweiz war für den Monat April ſicher.

Es gab noch eine andere Hülfsquelle, nämlich die in Südfrankreich ſtationirten Rekrutendepots der Armee von Egypten, die bis jetzt wegen der Unmöglichkeit das noch fortwährend von den Engländern bewachte Meer zu durchſchiffen, ihren betreffenden Corps noch nie hatten Ergänzungen zuſenden können. Wenn man noch einige Rekruten in dieſe Depots ſandte, ſo konnte man aus denſelben vierzehn treffliche und vollkommen kriegstaugliche Bataillone bilden. Man ertheilte den Befehl, dieſelben, ſobald ſie completirt ſein würden, nach Lyon in Marſch zu ſetzen. Dies gab eine vierte, ganz treffliche Diviſion, die tauglich war, gute Dienſte zu leiſten.

Bei der Zuſammenſtellung einer Armee iſt die Organiſation der Artillerie ſtets das Schwierigſte. Da der Erſte Conſul dieſe Reſervearmee in Oſtfrankreich bilden wollte, ſo fand er in den Depots von Auxonne, Beſançon und Briançon hinlängliche Mittel, um die Bedienung und das Geräthe für ſechzig Feuerſchlünde beizuſchaffen. Zwei ſehr geſchickte und ihm ganz ergebene Artillerieoffiziere, die Generale Marmont und Gaßendi wurden von Paris mit dem Auftrage abgeſandt, dieſe 60 Geſchütze in den verſchiedenen Depots in Bereitſchaft zu ſetzen, ohne zu ſagen, wo ſie concentrirt und vereinigt werden ſollten. Es blieb nun noch übrig, dieſen zerſtreuten Kräften einen Sammelpunkt anzuweiſen. Wenn man geſucht hätte, dieſe Vorbereitungen durch Stillſchweigen zu verbergen, ſo würde man eben dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit dahin gelenkt haben. Der Erſte Conſul dagegen beabſichtigte eben durch den Lärm, den er verurſachte, ſeine Feinde zu täuſchen. Er ließ in den Moniteur einen Beſchluß der Conſuln einrücken, der ſich auf die Errichtung einer Reſervearmee bezog, die zu Dijon gebildet werden und aus 6000 Mann beſtehen ſollte, Berthier ging mit der Poſt nach Dijon ab, um deren Organiſation zu beginnen. Man wird ſich gewiß noch erinnern, daß Berthier durch Carnots Eintritt in's Kriegsminiſterium disponibel geworden war. An die ehemaligen Freiwilligen der Revolution, die nach einem oder zwei Feldzügen zu ihrem Heerde zurückgekehrt waren, wurde ein beredter Aufruf erlaſſen, in welchem man ſie aufforderte, ſich nach Dijon zu begeben. Man ſandte mit vieler Schauſtellung etwas Kriegsgeräthe und Rekruten dorthin. Altgediente, nach dieſem Punkte beorderte Offiziere bildeten einen Anſchein von Cadres,

um die Ausbildung der Rekruten zu beginnen. Die Journaliſten, welche über Militärangelegenheiten nur ſehr magere Berichte bringen durften, erhielten im Betreff der zu Dijon organiſirt werden ſollenden Armee freien Spielraum und konnten ihre Blätter mit allen auf dieſelbe bezüglichen Einzelnheiten anfüllen. Dies war hinreichend, um alle Spione Europas hinzulocken, welche auch in der That nicht ermangelten, in großer Anzahl herbeizueilen.

Wenn die zu Nantes, Rennes und Paris aus den der Vendée entnommenen Truppen, gebildeten Diviſionen, ferner die zu Toulon, Marſeille und Avignon aus den Depots der Armee von Egypten gebildete Diviſion, und die zu Beſançon, Auxonne und Briançon, aus den Vorräthen dieſer Arſenale ausgerüſtete Artillerie zu Dijon zuſammengezogen worden wären, ſo war es um das Geheimniß des Erſten Conſuls geſchehen; denn alle Welt glaubte dann an das Beſtehen einer Reſervearmee. Aber er hütete ſich wohl, ſo zu verfahren. Dieſe Diviſionen wurden auf verſchiedenen Straßen nach Genf und Lauſanne zu abgeſandt und zwar ſo, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit auf keinen dieſer Punkte beſonders hingelenkt wurde. Sie galten in der That als für die Rheinarmee beſtimmte Verſtärkungen, welche, da ſie von Straßburg bis Conſtanz zu aufgeſtellt war, wohl als das Ziel erſcheinen konnte, auf welches dieſe Verſtärkungen zumarſchirten. Die in den Arſenalen von Auxonne und Beſançon angeordnete Zurüſtung von Kriegsgeräthe konnte gleichfalls als eine derſelben Armee beſtimmte Artillerieergänzung gelten. Die Zurüſtungen von Briançon waren der öffentlichen Meinung nach für die liguriſche be-

ſtimmt. Der Erſte Conſul ließ mehrere Ladungen Brantwein nach Genf bringen, woraus man ſeine wahre Abſicht eben ſo wenig erkennen konnte, da die Schweiz die Operationsbaſis für unſere Armee von Deutſchland bildete. In den Departements der Rhoneküſten ließ er zwei Milliarden Zwiebackportionen anfertigen, zum Unterhalt der Reſervearmee in den unfruchtbaren Alpen beſtimmt. Von denſelben wurden 1800 Millionen Portionen heimlich Rhoneaufwärts nach Genf geſandt, während 200 Millionen Portionen mit Schauſtellung nach Toulon gebracht wurden, um die Vermuthung hervorzurufen, daß dieſe ungewöhnliche Erzeugung für den Bedarf der Flotte geſchehen ſei. Die bereits in Marſch befindlichen Diviſionen wurden langſam, und ohne ſie zu ermüden, gegen Genf und Lauſanne geführt, (ſie hatten in der That den halben März und den ganzen April zur Erreichung ihres Ziels) und erhielten unterwegs ſelbſt allen ihnen noch mangelnden Bedarf an Schuhen, Bekleidung, Gewehren und Pferden. Nachdem der Erſte Conſul mit ſich über den von ihnen zu nehmenden Weg einig geworden war, und ſich über die Art ihres Bedarfs ſorgfältig unterrichtet hatte, ließ er ſie in jedem Orte, den ſie durchziehen mußten, irgend eine Unterſtützung finden, wobei er ſich ſorgfältig in Acht nahm, durch eine zu große Anhäufung von Kriegsbedürfniſſen auf ein und demſelben Punkte die öffentliche Aufmerkſamkeit hinzulenken. Die bezüglich dieſer Vorbereitungen nothwendige Correſpondenz war den Kanzleien des Kriegsminiſteriums entzogen worden. Dieſelbe wurde nun zwiſchen ihm und den Chefs der verſchiedenen Truppencorps gepflogen und durch ſichere Adjutanten überbracht, die mit der Poſt hin und herreiſ'ten,

Alles ſelbſt in Augenſchein nahmen, mit den allmächtigen Vollmachten des Erſten Conſuls verſehen, Alles unmittelbar ausführten, und übrigens über den allgemeinen Plan, zu dem ſie mitwirkten, in völliger Unkenntniß waren.

Da die Mitwiſſenſchaft des Geheimniſſes auf den Erſten Conſul, Berthier und zwei bis drei Genie- und Artilleriegenerale, welche man in den Feldzugsplan einzuweihen genöthigt war, beſchränkt blieb, ſo wurde daſſelbe vollkommen bewahrt. Keiner von ihnen würde daſſelbe je blos gegeben haben, denn die Geheimhaltung iſt ein Akt des Gehorſams, der den Regierungen nach Maßgabe des von ihnen geübten Einfluſſes zu Theil wird. Darum hatte auch die Regierung des Erſten Conſuls keine Indiscretion zu fürchten.

Die nach Dijon geeilten fremden Spione, welche nur einige Rekruten, einige Freiwillige und mehrere altgediente Offiziere dort ſahen, maßen ſich keine geringe Schlauheit bei, als ſie endlich entdeckten, daß nichts Ernſthaftes dahinter ſei, der Erſte Conſul augenſcheinlich nur ſo viel Lärmen mache, um dem Baron Melas Furcht einzujagen, ihn vom Eindringen in die Rhonemündungen abzuhalten, und ihn zu überreden, daß er in Südfrankreich eine Reſervearmee finden werde, die im Stande ſei ihn aufzuhalten. So wurde dieſe Sache auch von allen jenen verſtanden, die ſich für competente Richter in ſolchen Angelegenheiten hielten, und die engliſchen Zeitungen füllten ſich bald mit unzähligen Spöttereien; die Carrikaturenzeichner machten ein Spottbild auf die Reſervearmee. Es ſtellte ein Kind vor, das einem Invaliden mit einem Stelzfuße die Hand reichte.

Das war es, was der Erſte Conſul bedurfte; ſich verſpottet zu ſehen war eben in dieſem Augenblicke ſein einziger Wunſch. Inzwiſchen ſetzten ſeine Diviſionen ihren Marſch fort; die Ausrüſtungen des Kriegsgeräthes wurden an den Oſtgrenzen thätig betrieben, und in den erſten Tagen des Mai ſtand eine improviſirte Armee bereit, entweder die Bewegungen Moreaus zu unterſtützen, oder ſich über die Alpen zu werfen um dem Gange der Ereigniſſe eine andere Wendung zu geben.

Der Erſte Conſul hatte die Marine nicht vernachläſſigt. Seit der Fahrt, die der Admiral Bruix im vorhergehenden Jahre mit der vereinigten Flotte Frankreichs und Spaniens nach dem Mittelmeere gemacht, war dieſelbe nach Breſt zurückgekehrt. Sie beſtand aus 15 ſpaniſchen und einigen 20 franzöſiſchen, im Ganzen beinahe 40 Linienſchiffen. Zwanzig engliſche Linienſchiffe hielten dieſe Flotte gegenwärtig blokirt, der Erſte Conſul benützte die erſten finanziellen Hülfsquellen, die zu ſchaffen ihm gelungen war, um der Flotte einige Lebensmittel und einen Theil ihres rückſtändigen Soldes zu ſchicken. Er ertheilte ihr die Weiſung, ſich nicht blokiren zu laſſen, ſobald man Dreißig gegen Zwanzig ſei, bei der erſten Gelegenheit auszulaufen, wenn man auch deßhalb eine Schlacht liefern müßte, und wenn man die See behaupten könnte, die Meerenge zu paſſiren, vor Toulon zu erſcheinen, dort einige mit Unterſtützung für Egypten befrachtete Schiffe abzuholen, und dann Malta und Alexandrien zu entſetzen. Waren nur einmal die Straßen wieder frei, ſo war der Handel allein hinreichend, um die an den Küſten des Mittelmeeres vertheilten franzöſiſchen Beſatzungen zu verproviantiren.

Dieſe Sorgfalt widmete der Erſte Conſul den Kriegsangelegenheiten, während er mit Sieyès, Cambacérès, Talleyrand, Gaudin und andern Mitarbeitern beſchäftigt war, die Regierung zu organiſiren, die Finanzen herzuſtellen, eine Juſtiz- und Adminiſtrativ-Verwaltung zu bilden, und endlich mit Europa zu unterhandeln. Allein es genügte nicht, Pläne zu entwerfen, und deren Ausführung vorzubereiten; er mußte auch dieſen ſeinen Ideen bei den ihm untergebenen Generalen Eingang zu verſchaffen ſuchen, da dieſelben, obgleich ſeiner Conſular-Autorität unterworfen, ihm damals doch nicht ſo untergeordnet waren, wie ſie es ſpäter wurden, als ſie unter dem Titel von Reichs-Marſchällen einem Kaiſer gehorchten. Beſonders der Moreau vorgezeichnete Plan hatte dieſen kalten und ängſtlichen Geiſt gänzlich verwirrt. Dieſer General war über die Kühnheit der ihm angeordneten Operation erſchrocken. Wir haben bereits über den Boden, auf dem er operiren ſollte, geſprochen. Der Rhein, ſagten wir, ſtrömt von Conſtanz bis Baſel, von Oſten nach Weſten und wendet ſich dann bei Baſel um Breiſach, Straßburg und Mainz vorüber nordwärts zu fließen. In dem von ihm auf dieſe Weiſe beſchriebenen Winkel befindet ſich der ſogenannte Schwarzwald, ein waldiger und gebirgiger Landſtrich von vielen Schluchten durchſchnitten, die vom Rhein in's Donauthal führen. Die franzöſiſche und öſterreichiſche Armee hielten gewiſſermaßen die drei Seiten dieſes Dreiecks beſetzt. Die franzöſiſche Armee hatte zwei davon beſetzt, nemlich: die Linie von Straßburg bis Baſel, und die von Baſel bis nach Schaffhauſen; die öſterreichiſche Armee hielt nur die von Straßburg nach Conſtanz beſetzt. Dieſelbe erfreute ſich alſo des

Vortheils einer leichteren Concentrirung. Da Kray mit ſeinem linken Flügel unter dem Fürſten von Reuß in den Umgebungen von Conſtanz, mit ſeinem rechten in den Päſſen des Schwarzwaldes bis nach Straßburg hin und mit ſeinem Centrum bei Donaueſchingen dem Durchſchnittspunkte aller Straßen ſtand, ſo konnte er ſeine Armee mit ausnehmender Schnelligkeit ſtets an jedem Punkte concentriren, den Moreau, ſei es nun zwiſchen Straßburg und Baſel, oder Baſel und Conſtanz, zum Rheinübergange wählen mochte. Dies war der Gegenſtand der Beſorgniſſe des franzöſiſchen Generals; er fürchtete, daß Kray in Maſſe vor dem Uebergangspunkte erſcheinen, und den Uebergang unmöglich, ja vielleicht gar verderblich machen möchte.

Der Erſte Conſul fürchtete dies nicht. Er glaubte im Gegentheil, daß die franzöſiſche Armee ſich ſehr leicht auf Krays linker Flanke concentriren, und dieſelbe durchbrechen könnte. Darum wünſchte er, wie wir ſchon geſagt haben, daß ſie unter Benützung der ſie verbergenden Deckwand, d. h. des Rheins unvermuthet ſtromaufwärts marſchiren, ſich zwiſchen Baſel und Schaffhauſen vereinigen, mit den heimlich auf den Nebenflüſſen in Bereitſchaft gehaltenen Kähnen an einem Morgen vier Brücken ſchlagen, und 80—100,000 Mann ſtark zwiſchen Stockach und Donaueſchingen in der Flanke Krays hervorbrechen, ſeine Reſerven und den linken Flügel abſchneiden und dann die Trümmer ſeiner Armee auf die obere Donau zurückwerfen ſollte. Er war überzeugt, daß durch die raſche und kräftige Ausführung dieſer Operation die öſterreichiſche Armee in Deutſchland vernichtet werden könnte. Was er ſpäter an einem andern Punkte, aber in derſelben Gegend, in den Umgebungen

von Ulm gethan, und was er noch in demſelben Jahre am St. Bernhard ausführte, beweiſt, daß dieſer Plan durchaus nichts Unausführbares darbot. Er hielt dafür, daß die franzöſiſche Armee, die nicht auf feindlichem Boden operirte, indem ſie am linken Ufer ſtromaufwärts rückte und deßhalb nur zu marſchiren und nicht zu kämpfen brauchte, bei einigen Vorſichtsmaßregeln Kray leicht einige Märſche verbergen und ſo am Uebergangspunkt angelangt ſein könne, ehe dieſer General hinreichende Streitkräfte zur Verhinderung des Uebergangs zu verſammeln vermochte.

Dies war der Plan, der den mit ſolchen kühnen Combinationen nur wenig vertrauten Geiſt Moreaus verwirrt hatte. Er fürchtete, daß der zur rechten Zeit benachrichtigte Baron Kray mit dem Gros ſeiner Armee der franzöſiſchen entgegentrete und ſie in den Fluß werfe. Er zog es vor, die bereits beſtehenden Brücken bei Straßburg, Breiſach und Baſel zu benützen, um in verſchiedenen Colonnen aufs rechte Ufer vorzudringen. Dadurch beabſichtigte er die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher zu theilen, ſie hauptſächlich nach den Engpäſſen des Schwarzwaldes und den mit ihnen correſpondirenden Brücken bei Straßburg und Breiſach zu locken, ihnen dann, ſobald er ſie nach dieſen Päſſen gelockt, plötzlich zu entwiſchen, mit den bereits über dem Rhein befindlichen Colonnen entlang demſelben zu marſchiren und ſich vor Schaffhauſen aufzuſtellen und den Uebergang des Reſtes der Armee zu decken.

Der Plan Moreaus war nicht ohne Werth, aber auch nicht ohne ſchwere Uebelſtände, denn ſobald er die Gefahr eines einzigen mit der ganzen Maſſe der Armee zu bewerkſtelligenden Uebergangs zu vermeiden ſtrebte,

ergab ſich ihm durch die Theilung dieſer Operation der mißliche Umſtand, daß er ſeine Kräfte theilen, zwei oder drei detaſchirte Colonnen auf feindlichen Boden werfen, und ſie einen gefährlichen Flankenmarſch bis nach Schaffhauſen vollführen laſſen mußte, wo ſie dann den letzten und bedeutendſten Stromübergang decken ſollten. Endlich hatte dieſer Plan noch den Nachtheil, nur wenige oder gar keine weſentliche Erfolge mit ſich zu führen, denn er brachte nicht die ganze franzöſiſche Armee auf einmal in die Flanke Krays, was doch das einzige Mittel war, dieſen General zu überflügeln und von Bayern abzuſchneiden.

Es iſt ein der Geſchichte würdiger Anblick, wie dieſe beiden Männer in einer ſo wichtigen Angelegenheit, welche die Verſchiedenheit ihres Geiſtes und Charakters ſo klar hervortreten ließ, einander gegenüberſtanden. Der Plan Moreaus hatte, wie es bei den Entwürfen von Männern zweiten Ranges oft vorkommt, nur den Anſchein der Klugheit für ſich, aber er konnte in der Ausführung gelingen und man kann es nicht oft genug wiederholen: die Ausführung gleicht Alles aus; ſie macht oft die beſten Combinationen ſcheitern, und die ſchlechteſten gelingen. Moreau beharrte daher auf ſeinen Anſichten. Der Erſte Conſul wollte ihn mittelſt eines gut gewählten Vermittlers überreden, und ließ deßhalb den General Deſſoles, Chef des Generalſtabs der Armee von Deutſchland nach Paris kommen. Es war dies ein feiner und ſcharfſichtiger Kopf, würdig, zwiſchen zwei gewaltigen und empfindlichen Männern als Vermittler zu dienen, denn er wünſchte ſeine Vorgeſetzten in gutem Einvernehmen zu ſehen, eine Eigenſchaft die den Untergebenen ſonſt nicht immer eigen zu

ſein pflegt. Der Erſte Conſul rief ihn daher gegen Mitte März (Ende Ventoſe) nach Paris und behielt ihn dort mehrere Tage. Nachdem er ihm ſeine Anſichten auseinandergeſetzt hatte, war es ihm gelungen, ihn nicht nur zum vollkommenen Verſtändniß derſelben zu bringen, ſondern dieſelben ſogar denen Moreaus vorgezogen zu ſehen. Allein der General Deſſoles beharrte deßungeachtet darauf, dem Erſten Conſul die Annahme des Plans Moreaus anzurathen, da man nach ſeiner Anſicht einen operirenden General ſeinen Ideen und ſeinem Charakter gemäß handeln laſſen müſſe, wenn es nur ſonſt ein des ihm anvertrauten Befehles würdiger Mann ſei. —

„Ihr Plan," ſagte er, „iſt erhaben, entſcheidender, ja wahrſcheinlich ſogar viel ſicherer, aber er iſt nicht dem Genie desjenigen angepaßt, der ihn ausführen ſoll. Sie haben eine Weiſe den Krieg zu führen, die allen übrigen überlegen iſt; Moreau hat die ſeinige, die zwar ohne Zweifel der Ihrigen ſehr untergeordnet, aber deßungeachtet doch vortrefflich iſt. Laſſen Sie ihn nur machen, er wird es gut machen, langſam vielleicht aber ſicher, und Ihnen gerade ſo viel Ergebniſſe ſichern, als Sie für den Erfolg Ihrer allgemeinen Combinationen bedürfen. Wenn Sie ihm dagegen ihre Ideen aufdringen, ſo werden Sie ihn verwirren, ihn ſogar verletzen, und nichts von ihm erlangen, eben weil Sie zu viel erlangen wollten. Der Erſte Conſul, ein eben ſo tiefer Menſchenkenner als Feldherr, wußte die Klugheit der Rathſchläge des Generals Deſſoles zu ſchätzen, und gab nach." Sie haben recht, ſagte er zu ihm, Moreau iſt nicht fähig, den von mir entworfenen Plan zu begreifen und auszuführen. Er ſoll es machen, wie er es

will, wenn es ihm nur gelingt, den Feldzeugmeiſter von Kray nach Ulm und Regensburg zurückzuwerfen, und dann zeitig genug ſeinen rechten Flügel nach der Schweiz zurückzuſenden. Den Plan, den er weder begriff, noch auszuführen wagt, den will ich in einer andern Gegend des Kriegsſchauplatzes ausführen. Was er nicht am Rhein zu thun wagt, das will ich auf den Alpen thun. Es wird ihm nächſtens um den Ruhm leid thun, den er mir überlaſſen.“ Es war dies eine ſtolze und bedeutungsvolle Rede, welche, wie man bald ſehen wird, eine vollkommene militäriſche Weiſſagung in ſich ſchloß*).

Nachdem es Moreau überlaſſen worden, wie er den Rheinübergang bewerkſtelligen wollte, blieb noch ein anderer Punkt zu ordnen. Der Erſte Conſul hätte ſehr gewünſcht, daß der von Lecourbe befehligte rechte Flügel auf dem Boden der Schweiz als Reſerve zurückbliebe, ſtets bereit Moreau im Nothfall zu unterſtützen, ohne jedoch nach Deutſchland zu dringen, wenn dort ſeine Gegenwart nicht unumgänglich nothwendig würde, um nicht in der Folge umkehren zu müſſen, ſobald er ſich nach den Alpen begeben mußte. Er wußte zudem, wie ſchwer es ſei, einem Feldherrn irgend einen Theil ſeiner Armee zu entreißen, ſobald die Operationen einmal begonnen ſind. Moreau beſtand darauf, Lecourbe mit ſich zu führen, machte ſich jedoch verbindlich, ihn Bonaparte wieder zuzuſenden, ſobald es ihm gelungen ſein würde, den Feldzeugmeiſter von Kray nach Ulm zurückzuwerfen. Da der Erſte Conſul entſchloſſen war, um jeden Preis das gute Einvernehmen zu unterhalten, ſo willigte er

*) Ich hatte in meiner Jugend die Ehre, dieſen Bericht aus dem Munde des Generals Deſſoles ſelbſt zu vernehmen.

gleichfalls ein, verlangte jedoch, daß Moreau einen Vertrag unterzeichne, durch welchen er ſich verpflichtete, Lecourbe mit 20—25000 Mann alſogleich nach den Alpen zu entſenden, nachdem er die Oeſterreicher nach Ulm zurückgeworfen habe. Dieſer Vertrag wurde zu Baſel zwiſchen Moreau und Berthier unterzeichnet, da Letzterer amtlich als Oberbefehlshaber der Reſervearmee betrachtet wurde.

Der General Deſſoles war, nachdem er mit dem Erſten Conſul über alle ſtreitigen Punkte vollkommen übereingekommen, von Paris abgereiſt. Man war nun einig; alles war zum Beginn des Feldzuges bereit, und es war wichtig, die Operationen unmittelbar zu beginnen, damit der Erſte Conſul, ſobald Moreau zeitig genug den ihn betreffenden Theil des Plans ausgeführt hatte, ſich über die Alpen werfen und Maſſena befreien konnte, bevor dieſer gänzlich vernichtet war; denn er kämpfte mit 36,000 gegen 120,000 Mann. Der Erſte Conſul wünſchte, daß Moreau in der Hälfte Aprils oder ſpäteſtens am Ende dieſes Monats ſeine Operationen beginne. Allein ſein Dringen war fruchtlos; Moreau war noch nicht bereit und beſaß weder jene Thätigkeit noch jenen in Hülfsmitteln erfinderiſchen Geiſt, durch welchen ſo häufig die Unzulänglichkeit der Mittel ergänzt wird. Während er ſo zögerte, warfen ſich die Oeſterreicher, ihrem Plane in Italien die Initiative zu ergreifen treu, auf Maſſena, und begannen mit dieſem General einen Kampf, welchen die Ungleichheit der Streitkräfte eines unſterblichen Andenkens würdig gemacht hat.

Die Armee von Ligurien zählte höchſtens 36,000 kriegsdienſttaugliche Leute, die wie folgt vertheilt waren.

Dreizehn- bis vierzehntauſend Mann, die unter dem General Suchet den linken Flügel der Armee bildeten, hielten den Engpaß Tenda, Nizza und die Linie des Var beſetzt. Eine von dieſem Flügel detachirte Abtheilung ſtand unter dem General Thureau, ungefähr 4000 Mann ſtark, auf dem Mont Cenis. Dies machte alſo 18,000 Mann aus, die zur Bewachung der franzöſiſchen Grenze, des Mont Cenis und des Engpaſſes von Tenda aufgeſtellt waren.

Zehn- bis zwölftauſend Mann unter General Soult, die das Centrum der Armee bildeten, vertheidigten die beiden Hauptpäſſe der Apenninen, jenen, der über die obere Bormida gegen Savona und Finale zuführt, und den der Bocchetta, der gegen Genua ausmündet.

Sieben- bis achttauſend Mann unter dem unerſchrockenen Miollis bewachten Genua und einen Paß, der bei dieſer Stadt nach der dem Paſſe der Bochetta entgegengeſetzten Seite zu ausmündet. So vertheidigte alſo die zweite Hälfte dieſer Armee, ungefähr 18,000 Mann ſtark, unter den Generalen Miollis und Soult die Apenninen und Ligurien. Die Gefahr einer Trennung zwiſchen den beiden Theilen der Armee, die Genua und Nizza beſetzt hielten, war demnach auffallend.

Dieſen 36,000 Franzoſen ſtanden die 120,000 Oeſterreicher des Baron Melas gegenüber, und zwar bei dem in Italien herrſchenden Ueberfluſſe und den von England an Oeſterreich gezahlten Subſidien vollkommen ausgeruht, gut genährt und verproviantirt. Der General Kaim war mit dem ſchweren Geſchütz, der Reiterei und einer Abtheilung Fußvolk, im Ganzen 50,000 Mann, in Piemont zurückgeblieben, um dort die Nachhut zu bilden und die Schweizer Päſſe zu beobachten. Der Baron

Melas war mit 70,000 Mann, meiſt Fußvolk, gegen die Päſſe der Apenninen vorgerückt. Er hatte außer dem Vortheil der Ueberlegenheit der Zahl auch noch den einer concentriſchen Stellung, da Maſſena gezwungen war mit ſeinen 30,000 Mann (der Reſt ſtand auf dem Mont Cenis) den von den Seealpen und den Apenninen von Nizza bis Genua gebildeten Halbkreis zu bewachen, ein Halbkreis, der nicht weniger als vierzig Stunden (lieues) im Umfange hat. Der General von Melas dagegen, der auf der andern Seite dieſer Berge im Mittelpunkt dieſes Halbkreiſes zwiſchen Coni, Ceva und Gavi ſtand, hatte nur einen kurzen Weg zu machen, um nach dem einen oder dem andern Angriffspunkte hin zu gelangen. Er konnte leicht gegen irgend einen dieſer Punkte einen Scheinangriff bewerkſtelligen laſſen, während er ſich raſch nach einem andern Punkte bewegte, um dort in Maſſe anzugreifen. Der auf dieſe Weiſe bedrohte Maſſena hatte 40 Stunden zurückzulegen, um von Nizza aus Genua oder von Genua aus Nizza zu Hülfe zu kommen.

Auf allen dieſen Verhältniſſen beruhten die vom Erſten Conſul an Maſſena ertheilten Rathſchläge, die wir ſchon früher im Allgemeinen mitgetheilt haben, aber hier noch ausführlicher darſtellen müſſen. Drei für Geſchütz fahrbare Straßen führten von einem Abhange zu dem andern: diejenige, die über Turin, Coni und Tenda gegen Nizza und den Var ausmündet; zweitens die, welche das Bormidathal aufwärts über den Engpaß von Cadibona nach Savona führt und endlich die der Bochetta, welche über Tortona und Gavi links von Genua in das Thal von Polcevera führt. Die eigentliche Gefahr war hier, daß der Baron Melas in

Maſſe in den mittlern Paß eindringe, die franzöſiſche Armee trenne und theils nach Nizza, theils nach Genua zurückdränge. Der Erſte Conſul erblickte dieſe Gefahr und richtete an Maſſena in Briefen voll bewunderns- werther Vorausſicht folgende Inſtructionen, deren we- ſentlichen Inhalt wir hier mittheilen.

„Hüten Sie ſich," ſchrieb er ihm, „eine zu aus- gedehnte Linie zu behaupten. Detachiren Sie nicht zu viel Mannſchaft nach den Alpen und dem Engpaß von Tenda, wo Sie der Schnee ſchützt. Laſſen Sie einige Detachements in Nizza und den umliegenden Forts und behalten Sie vier Fünftel Ihrer Streitkräfte in Genua und deſſen Umgebungen. Der Feind wird gegen Ihren rechten Flügel nach Genua und gegen Ihr Centrum nach Savona zu, wahrſcheinlich auf beiden Punkten zu- gleich, hervorbrechen. Weichen Sie einem der beiden Angriffe aus und ſtürzen Sie ſich mit allen Ihren ver- einten Kräften auf eine der Colonnen des Feindes. Das Terrain wird ihm nicht erlauben von ſeiner überlegenen Artillerie und Reiterei Gebrauch zu machen, er wird Sie nur mit Infanterie angreifen und die Ihrige iſt der Seinen unendlich überlegen, abgeſehen von dem, daß Sie, durch das Terrain mehr begünſtigt, die Zahl werden leicht ausgleichen können. Auf dieſem durch- ſchnittenen Boden vermögen Sie, wenn Sie gut ma- növriren, mit 30,000 Mann leicht 60,000 zu ſchlagen, und um 60,000 Mann nach Ligurien zu bringen, muß Melas 90,000 haben, was eine Geſammtarmee von mindeſtens 120,000 Mann vorausſetzt. Melas beſitzt weder Ihre Thätigkeit noch Ihre Talente, und Sie haben ihn durchaus nicht zu fürchten. Wenn er vor Nizza erſcheint, während Sie ſich zu Genua befinden,

ſo laſſen Sie ihn nur zu marſchiren und bewegen Sie ſich nicht von der Stelle; er wird es nicht wagen weit zu gehen, ſobald Sie in Ligurien bleiben, bereit ſich in ſeinen Rücken oder auf die in Piemont rückgelaſſenen Truppen zu ſtürzen.

Verſchiedene Urſachen hinderten Maſſena dieſen klugen Rathſchlägen nach zu kommen. Zuerſt wurde er durch das plötzliche Eindringen der Oeſterreicher überraſcht, ehe er die Dislocirung ſeiner Truppen anzuordnen und die letzten Maßregeln zu treffen vermocht hatte; dann hatte auch Genua nicht genug Proviant, als daß er ſeine ganze Armee daſelbſt hätte concentriren können. Da er fürchtete, daß alle Lebensmittel, deren man im Belagerungsfall ſo ſehr bedurfte, aufgezehrt werden könnten, ſo wollte er ſich die weit bedeutenderen Hülfsquellen, die Nizza darbot, zu Nutze machen. Außerdem müſſen wir auch geſtehen, daß Maſſena nicht hinlänglich die Tiefe der Inſtructionen ſeines Chefs begriff, um ſich über die übrigens ſehr reellen Nachtheile einer allgemeinen Concentrirung bei Genua wegzuſetzen. Maſſena war unter den zeitgenöſſiſchen Generalen vielleicht der Erſte auf dem Schlachtfelde, er konnte hinſichtlich des Charakters den unerſchütterlichſten und entſchloſſenſten Generalen aller Zeiten gleichgeſtellt werden, aber obgleich mit viel natürlichem Verſtand begabt, war doch ſeine Einſicht im Verhältniß zu ſeinem ſchnellen Ueberblick und der Energie ſeiner Seele äußerſt beſchränkt. So concentrirte er ſich, theils aus Mangel an Zeit und Lebensmitteln, theils aber auch aus Mangel an Einſicht,, nicht früh genug bei Genua, und wurde durch die Oeſterreicher überraſcht. Dieſe eröffneten am 5. April (15. Germinal) d. h. lang vor der Epoche,

die man als den Zeitpunkt des Wiederanfangs der Feindſeligkeiten bezeichnen zu können geglaubt hatte, den Feldzug. Der Baron Melas rückte mit ungefähr 70 bis 75,000 Mann vor, um die Apenninenkette zu erſtürmen. Die Generale Ott und Hohenzollern wurden mit 25,000 Mann gegen Genua geſandt. General Ott rückte mit 15,000 Mann die Trebbia hinauf, und zeigte ſich in den Engpäſſen von Scoffera und Monte Creto, die gegen Genuas rechten Flügel ausmünden. Der General Hohenzollern bedrohte mit 10,000 Mann den gegen Genuas linke Seite mündenden Paß der Bocchetta. Der Baron Melas rückte mit 50,000 Mann längs der Bormida hinauf und griff gleichzeitig alle Stellungen der Straße an, die wir die Mittelſtraße genannt haben und die über Cadibona nach Savona führt. Seine Abſicht war, wie der Erſte Conſul es voraus geſehen, unſer Centrum zu durchbrechen und ſo den General Suchet vom General Soult, die ſich an dieſer Stelle die Hand reichten, zu trennen. Es entſpann ſich dann von den Quellen des Tanaro und der Bormida bis zu den ſteilen, Genua beherrſchenden Höhen ein heftiger und hartnäckiger Kampf. Die Generale Elsnitz und Melas beſtanden bei Rocca-Barbena, Sette-Pani, Melogno und San Giacomo gegen den General Suchet und bei Montelegino, Stella, Cadibona und Savona gegen den General Soult blutige Kämpfe. Die Soldaten der Republik, alle Unebenheiten des Terrains zu ihrer Deckung benützend, kämpften mit unvergleichlicher Bravour und brachten dem Feinde einen dreifach größern Verluſt bei als ſie ſelbſt erlitten; denn ihr Feuer wüthete in dichten und tiefen Maſſen. Da ſie indeß gegen immer erneute friſche Truppen zu

kämpfen hatten, ſo ſahen ſie ſich endlich, weniger durch die Oeſterreicher als durch Anſtrengung und Erſchöpfung beſiegt, gezwungen, vom Kampfplatz zu weichen. Die Generale Suchet und Soult waren genöthigt, ſich zu trennen und ſich, der eine nach Borghetto, der andere nach Savona zurückzuziehen. Die franzöſiſche Linie wurde alſo, wie leicht vorherzuſehen war, durchbrochen und die Hälfte der Armee nach Nizza zurückgeworfen, die andere dagegen ſich in Genua einzuſchließen gezwungen.

Selbſt nach Genua zu hatte der Erfolg des Kampfes geſchwankt. Der Angriff auf die Bocchetta vom Grafen Hohenzollern mit zu geringer Kraft zum Siege gegen die Franzoſen, d. h. mit ungefähr 10,000 gegen 5000 Mann unternommen, war von der Diviſion Gazan zurückgeſchlagen worden. Rechts von Genua dagegen, d. i. bei den Stellungen von Scoffera und Monte Creto, die den Zugang in das Thal von Biſagno eröffnen, ſtieg der General Ott, nachdem er die Diviſion Miollis, die ſeinen 15,000 kaum 4000 Mann entgegenzuſtellen vermocht hatte, beſiegt, von dem Abhang der Apenninen herab, umzingelte alle die Stadt umgebenden Forts und zeigte den entſetzten Genueſern die öſterreichiſchen Farben.

Die ſich in demſelben Augenblicke entfaltende engliſche Flotte zeigte ihnen die Flagge Großbritanniens. Wenn auch die Stadtbewohner gute Patrioten und franzöſiſch geſinnt waren, ſo zeigten ſich doch, wie im Königreich Neapel die Calabreſen der Königin Carolina und in Frankreich die Vendéer den Bourbons, die in den benachbarten Thälern hauſenden Bauern der ariſtokratiſchen Partei zugethan und empörten ſich, ſobald

ſie der Verbündeten anſichtig wurden. Sie läuteten in allen Dörfern die Sturmglocken. Ein gewiſſer Baron D'Aſpres, der in kaiſerlichen Dienſten ſtand und in dieſer Gegend einigen Einfluß hatte, reizte ſie zum Aufſtand an. Am 6. April Abends ſahen die unglücklichen Bürger von Genua auf den umliegenden Bergen die Wachtfeuer der Oeſterreicher und auf der See die Flagge der Engländer und fürchteten nicht wenig, daß die bereits freudetrunkene Oligarchie binnen wenigen Tagen wieder ihre verabſcheute Herrſchaft herſtellen werde.

Aber der unerſchrockene Maſſena war in ihrer Mitte. Obgleich durch den gegen ſein Centrum gerichteten Angriff vom General Suchet getrennt, blieben ihm dennoch 15 bis 18,000 Mann, und auf eine ſolche Beſatzung geſtützt, konnte er damit jedwelchen Feind herausfordern, unter ſeinen Augen Genuas Thore zu erſtürmen.

Zur größern Verdeutlichung der Operationen, welche der franzöſiſche General während dieſer denkwürdigen Belagerung ausführte, muß man den Schauplatz derſelben beſchreiben.

Genua liegt an der innern Bucht des ſchönen Meerbuſens, dem es ſeinen Namen leiht, an dem Fuße eines Vorſprungs der Apenninen. Dieſer Vorſprung von Norden nach Süden ins Meer auslaufend, theilt ſich, ehe er in daſſelbe dringt, in zwei Bergrücken, deren einer öſtlich, der andere weſtlich läuft, ſo daß ſie ein ſchiefliegendes Dreieck bilden, deſſen Spitze an die Apenninen ſtößt und deſſen Baſis ſich an das Meer lehnt. Gegen die Baſis dieſes Dreiecks und wohl zu behalten, mit der der Natur eigenen Unregelmäßigkeit entfaltet Genua ſeine langen mit prachtvollen Palläſten beſetzten Straßen. Natur wie Kunſt hatten gleichviel

für deſſen Vertheidigung gethan. Zwei Hafendämme, die gegen einander ausliefen und ſich beinahe kreuzten, vertheidigten den Hafen gegen die feindlichen Flotten. An der Landſeite umſchloß zunächſt ein baſtionirter Ringwall den bebauten und bevölkerten Theil der Stadt. Ein zweiter, größerer und ebenfalls baſtionirter Ringwall krönte jene Höhen, die wie wir ſo eben geſagt haben, um Genua die Figur eines Dreiecks bilden. Zwei terraſſenförmig über einander errichtete Forts, das Spornfort und das Diamantfort lagen auf dem Gipfel dieſer dreieckigen Figur und beherrſchten mit ihrem Feuer alle fortificatoriſchen Werke.

Aber dies war noch nicht Alles, was man gethan hatte, um ſich den Feind ferne zu halten. Wenn man ſich mit dem Rücken gegen das Meer und mit der Front gegen Genua ſtellt, ſo hat man Oſten zur Rechten und Weſten zur Linken. Zwei kleine Flüſſe umſpülen die beiden äußern Seiten des Ringwalls; der Biſagno öſtlich oder rechts, die Polcevera weſtlich oder links. Der Biſagno entſtrömt über den Höhen von Monte Creto und Scoffera, die man überſchreiten muß, wenn man vom andern Abhang der Apenninen die Trebbia heraufkommt. Die der Stadt gegenüberliegende Seite des Biſagnothales heißt Monte-Ratti und bietet mehrere Stellungen dar, von denen aus man Genua großen Schaden hätte zufügen können, wenn es nicht beſetzt geweſen wäre. Man hatte deßhalb auch Sorge getragen, ſie mit drei Forts zu krönen; den Forts Quezzi, Richelieu und Santa Theela. Das zur Linken Genuas gelegene Thal der Polcevera dagegen, das den Höhen der Bochetta entſpringt, bietet gar keine beherrſchende Stellung, welche die Kunſt zum Schutze der Stadt

hätte benützen und ausbeuten können. Dagegen bildete eine lange dicht am Meere gelegene Vorſtadt, San Pietro di Arena genannt, eine Häuſermaſſe, deren Vertheidigung eben ſo nützlich als leicht zu bewerkſtelligen war. Auf dieſe Weiſe bildeten die Feſtungswerke von Genua ein Dreieck von 15 Grad Neigung gegen den Horizont und einem Umfang von 9000 Klafter (toises), deſſen Spitze ſich an die Apenninen anſchloß, deſſen Baſis vom Meere beſpült wurde und deſſen Seiten im Oſten der Biſagno und im Weſten die Polcevera begrenzten. Das Spornfort und das über dieſem gelegene Diamantfort deckten ſeine Spitze. Die Forts Richelieu, Santa Thecla und Quezzi verhinderten, daß man von den Flanken des Monte-Ratti aus ein zerſtörendes Feuer auf die Stadt der Marmorpalläſte richtete.

So war Genua damals; dies waren ſeine Vertheidigungsmittel, welche die Kunſt, die Zeit und die Frankreich auferlegten Contributionen ſeitdem weſentlich vervollkommnet haben. Maſſena konnte noch 18,000 Mann zuſammenbringen. Wenn er mit einer ſolchen Beſatzung in einem ſo ſtarken Platze eine hinreichende Quantität Lebensmittel gefunden hätte, ſo wäre er unbeſiegbar geweſen. Es wird ſich nun gleich zeigen, was Charakter in einem Kriege vermag, ſobald es ſich um Ausgleichung eines Fehlers in der Combination oder Mangel an Vorausſicht handelt.

Maſſena, entſchloſſen dem Feinde einen energiſchen Widerſtand entgegenzuſetzen, wollte augenblicklich zwei höchſt wichtige Unternehmungen ausführen. Die erſte beſtand darin: die Oeſterreicher, die Genua zu ſehr bedrängten, über die Apenninen zurückzuwerfen und die

zweite: ſich durch eine mit dem General Suchet in Uebereinſtimmung ausgeführte Bewegung längs des Küſtenweges ſeine Verbindung mit dieſem Generale wieder herzuſtellen. Um ſeinen erſtern Entſchluß auszuführen, mußte er die Oeſterreicher längs des Biſagno einerſeits und längs des Polcevera auf der andern Seite zurückwerfen und über den Monte Creto und die Bochetta auf den Abhang jener Berge, von dem ſie gekommen, zurückdrängen. Ohne auch nur einen Tag zu verlieren, brach er gleich den Tag nach ihrem erſten Erſcheinen an der Oſtſeite aus Genua hervor und marſchirte, gefolgt von der tapfern Diviſion Miollis, derſelben, die ſich am vorhergehenden Tage vor den überlegenen Streitkräften des Generals Ott hatte zurückziehen müſſen, durch das Biſagnothal. Er verſtärkte ſie mit einem Theile der Reſerve, ſetzte ſich an ihre Spitze und rückte in zwei Colonnen vor. Jene unter General von Arnaud zog längs des Meeres hin und nahm ihre Richtung gegen Quinto; die zur Linken unter Miollis marſchirte gegen die Abdachungen des Monte Ratti zu. Eine dritte Colonne unter dem General Petitot rückte im Thalgrunde des Biſagno, der den Fuß des Monte Ratti umſtrömt, aufwärts. Es herrſchte in den Bewegungen der drei Colonnen eine ſolche Präciſion, daß ihr Feuer ſich im nämlichen Augenblicke auf allen Punkten vernehmen ließ. Auf dem einen Abhange ſtürmte der General von Arnaud, auf dem andern General Miollis mit dem größten Nachdrucke die Höhen des Monte-Ratti. Die Gegenwart Maſſenas ſelbſt, ſo wie die Wuth, ſich für den geſtrigen Ueberfall zu rächen, feuerten die Soldaten noch mehr an. Die Oeſterreicher wurden in die Gieß-

bäche geſtürzt und verloren alle ihre Stellungen. General Arnaud drang noch weiter vor und begab ſich, längs des Kammes dieſer Höhen hinmarſchirend, auf den Gipfel der Apenninen ſelbſt, und zwar auf die Höhen des Engpaſſes oon Scoffera. Maſſena rückte mit einigen Reſerve-Compagnien in das Thal des Biſagno hinab, um ſich mit der Colonne Petitots zu vereinigen. Dieſe letztere ſo verſtärkte Colonne warf den Feind überall zurück, marſchirte den Fluß hinauf und unterſtützte ſo die Bewegung Arnauds gegen den Scoffera. In dieſe engen labyrinthartigen Thäler geworfen, ließen die Oeſterreicher 1500 Gefangene und an ihrer Spitze jenen Baron d'Aspres, der den Bauernaufſtand zu Fonte Buona erregt hatte, in Maſſenas Händen.

Als Maſſena am Abend deſſelben Tages, nachdem er die Genueſer von dem Anblick ihrer Feinde befreit hatte, in Genua wieder einzog, den Offizier, deſſen Triumpheinzug ſchon angekündigt war, mit ſich als Gefangenen bringend, war die Freude der patriotiſchen Bevölkerung, die hier die Mehrzahl bildete, außerordentlich. Man empfing ihn mit Beifallsjubel. Die Einwohner hatten Tragbahren, ſo wie Wein und Speiſen in Bereitſchaft gehalten, um ſowohl die Verwundeten zu transportiren als ſie zu erquicken. Ueberall ſtritt man ſich um die Ehre ſie bei ſich aufzunehmen. Maſſena beabſichtigte nach dieſem Gewaltſtreich an der Oſtſeite, deren Befreiung am wichtigſten war, da die Oeſterreicher nur auf dieſer Seite die Stadt enger einſchloſſen, die Friſt, die ihm der ſo eben erlangte Vortheil ſicherte, zu einem Verſuche gegen Weſten, d. i. gegen Savona zu benützen, und durch dieſes Mittel ſeine Verbindung mit dem General Suchet wiederherzuſtellen.

Um Genua während ſeiner Abweſenheit vor jedem Angriff zu ſichern, theilte er die ihm noch gebliebenen Truppen in zwei Corps, deren eins zur Rechten von dem General Miollis, das andere zur Linken vom General Soult befehligt wurde. Das Corps des Generals Miollis hatte die Beſtimmung, mit zwei Diviſionen Genua zu bewachen. Die Diviſion Arnaud ſollte die Oſtſeite vertheidigen, indem ſie gegen Biſagno, und die Diviſion Spital die Weſtſeite, indem ſie gegen Polcevera Front machte. Das Corps zur Linken unter General Soult hatte den Auftrag ſich mit den beiden Diviſionen Gardanne und Gazan im Felde zu halten. Mit dieſer ungefähr 10,000 Mann ſtarken Streitmacht beabſichtigte Maſſena ſich wieder Savona zu nähern, indem er Suchet den geheimen Befehl zukommen ließ, eine gleichzeitige Bewegung gegen denſelben Punkt auszuführen. Die Diviſion Gardanne ward beordert längs des Meeres und die Diviſion Gazan über die Kämme der Apenninen vorzudringen, in der Abſicht den Feind durch den Anblick zweier getrennter Colonnen zu verlocken, ſeine Streitkräfte ebenfalls zu theilen. Indem Maſſena dann auf dieſem ihm wohlbekannten Terrain mit Raſchheit manoeuvrirte, beabſichtigte er je nach den Umſtänden ſeine beiden Diviſionen zuſammenzuziehen und entweder auf den Kämmen der Apenninen oder längs des Meeres das ſeinen Streichen am meiſten ausgeſetzte feindliche Corps zu vernichten. Er befehligte in Perſon die Diviſion Gardanne, während er dem General Soult die Diviſion Gazan anvertraut hatte. Sein Plan war entlang des Küſtenſtriches über Voltri, Varaggio und Savona zu marſchiren, während General Soult über Acqua-Bianca und San Pietro dell' Alba gegen Saſſello vorrücken ſollte.

Am 9. April Morgens ſetzten ſich unſere Truppen in Bewegung. Nachdem der Baron Melas die franzöſiſche Armee in zwei Abtheilungen getrennt hatte, wollte er Maſſena in Genua einſchließen und gleichzeitig ſeine eigene allzu ausgedehnte Linie mehr zuſammenziehen, da ſie vom Thal des Tanaro bis zu jenem der Trebbia eine Strecke von mindeſtens 15 Stunden einnahm. Die beiden Armeen ſtießen während ihres Manoeuvers auf einander und es entſpann ſich daraus auf dieſem ausnehmend durchſchnittenen Boden ein ebenſo lebhafter als zugleich höchſt verworrener Kampf. Während Maſſena zwei Colonnen hoch marſchirte, marſchirte Melas drei Colonnen hoch und der Graf Hohenzollern, der eine vierte Colonne bildete, wagte einen neuen Angriff auf die Bocchetta. 10,000 Franzoſen begegneten mehr denn 40,000 Feinden.

Der General Soult, der eben durch Voltri marſchirte, erblickte zu ſeiner Rechten die Oeſterreicher, welche die Bocchetta paſſirt hatten und die umliegenden Höhen krönten. Sobald ſie bis zu einem Orte, Namens Acqua-Santa gelangt waren, konnten ſie dann leicht den Rücken der franzöſiſchen Colonne bedrohen und ihnen die Rückkehr nach Genua verſperren. General Soult hielt es daher für angemeſſen, ſie zurückzuwerfen und lieferte ihnen demgemäß ein glänzendes Gefecht, in welchem ſich der Oberſt Mouton, ſpäter Marſchall und Graf Lobau als Befehlshaber der 3. Halbbrigade durch eine großartige Tapferkeit auszeichnete. Der General Soult eroberte Geſchütz, machte Gefangene und gelangte durch einen Schwarm von Feinden glücklich auf die gebirgige Straße von Saßello. Die Zeit indeß, die zu dieſem Kampfe verwendet worden war,

der übrigens das weitere Vordringen der Oeſterreicher im Rücken unſerer Colonnen nicht verhindern konnte, war ſchuld, daß General Soult nicht in dem Augenblicke, in dem ihn Maſſena erwartete, zu Saßello auf dem andern Abhange der Apenninen eintreffen konnte. Dieſer war längs des Meeres vorgerückt, befand ſich am folgenden Tag, den 10. April, in der Umgegend von Varaggio in zwei Colonnen formirt und ſuchte über die Höhen mit dem Corps des General Soult, das er zu Saßello vermuthete, in Verbindung zu treten. Der Feind, der uns an Streitkräften um das Zehnfache überlegen war, verſuchte die beiden kleinen Colonnen Maſſenas, hauptſächlich jedoch die linke, die er in Perſon befehligte, zu umzingeln. Maſſena, auf die Colonnen zur Rechten und Soults Vorrücken gegen Saßello bauend, widerſtand lange Zeit hindurch mit 1200 Mann einer Abtheilung von 8—10,000 Mann und entwickelte bei dieſer Gelegenheit eine außerordentliche Feſtigkeit. — Zum Rückzug genöthigt und außer dem Geſichtskreis der andern Colonne, die in Folge einer verſpäteten Austheilung von Lebensmitteln zurückgeblieben war, warf er ſich zwiſchen furchtbare Abgründe und empörte Bauernhaufen, um ſie wieder aufzufinden. Als es ihm endlich gelungen war, ſich wieder mit ihr zu vereinigen, führte er ſie zu dem Reſte der Diviſion Gardanne zurück, die noch immer längs des Meeres, über Varaggio und Cogoletto vorgerückt war. Da die Schwierigkeit unter einer ſolchen Menge von Feinden und in einer ſo durchſchnittenen Gegend eine Uebereinſtimmung in den Bewegungen herbeizuführen, die zeitgemäße Vereinigung der Abtheilung Soults mit der Maſſenas verhindert hatte, ſo beſchloß dieſer ſeine Truppen zu verſammeln,

rechts den Kamm der Apenninen zu erſteigen, ſich mit ſeinem General zu vereinigen und ſo über die in dieſen Thälern zerſtreuten öſterreichiſchen Corps herzufallen, aber unſere ermüdeten Truppen hatten ſich auf den Straßen zu ſehr von einander getrennt und konnten nicht in gehöriger Zeit vereinigt werden. Maſſena entſchloß ſich nun, dem General Soult alle marſchfähigen Truppen zu ſeiner Unterſtützung zu ſenden und mit dem aus verwundeten und ermatteten Soldaten beſtehenden Reſte rückte er endlich immer an der Meeresküſte hinziehend gegen Genua zu, um den Rückzug des Hauptcorps zu decken und deſſen Wiederkehr in die Feſtung zu ſichern. Auf eine Handvoll Leute beſchränkt, hatte er mehr als unverhältnißmäßige Kämpfe zu beſtehen und als bei einem ſolchen Zuſammentreffen ein überrumpeltes franzöſiſches Bataillon vor einem Angriff von Szeckler Huſaren wich, griff er ſelbſt mit 30 Reitern dieſe Huſaren an und warf ſie zurück. Endlich ſtellte er ſich bei Voltri auf, um daſelbſt Soults Rückkehr zu erwarten. Soult in die Gebirge und mitten unter fünf bis ſechsmal ſtärkere Abtheilungen als die ſeinigen, geworfen, lief große Gefahr und würde nach den glorreichſten Anſtrengungen endlich erlegen ſein, ohne den Beiſtand, den ihm Maſſena zu rechter Zeit geſandt hatte. So aber konnte er zeitig genug verſtärkt die Straße nach Genua gewinnen, nachdem er den ſchwierigſten und ungleichſten Kampf zu ſeinem Vortheile beſtanden hatte. Er erreichte endlich ſeinen Chef, beide ſchlugen ſich durch den Feind durch und zogen, mit 4000 Gefangenen voran, wieder in Genua ein. Der General Suchet hatte ſeinerſeits verſucht, ſeinen Oberbefehls-

haber zu erreichen, hatte aber nicht durch die ungeheure Maſſe der Oeſterreicher dringen können.

Die Genueſer waren außer ſich vor Bewunderung, als ſie den franzöſiſchen General zum zweitenmal mit mehreren Colonnen Gefangener vor ſich in ihre Stadt einziehen ſahen. Sein Einfluß war allmächtig geworden. Die Armee wie die Bevölkerung gehorchten ihm mit der vollkommenſten Unterwürfigkeit.

Maſſena mußte ſich von dieſem Augenblicke an als in Genua eingeſchloſſen betrachten; aber er beabſichtigte, ſich nicht allzu eng einſchließen zu laſſen. Sein Plan war, den Feind ſtets entfernt von den Mauern zu halten, ihn durch fortwährende Gefechte zu erſchöpfen und ihn ſo zu beſchäftigen, daß er weder die Linie des Var angreifen, noch nach der Lombardei zurückkehren oder ſich dem von Bonaparte beabſichtigten Marſche über die Alpen entgegenſetzen konnte.

Kaum zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich mit der innern Polizei und der Verproviantirung des Platzes. Da er von Seite der adeligen Genueſer irgend einen Verrath befürchtete, traf er ſeine Vorkehrung gegen jede Ueberrumpelung von ihrer Seite. Die aus liguriſchen Patrioten zuſammengeſetzte Nationalgarde, durch eine franzöſiſche Abtheilung, die mit brennenden Lunten auf dem Hauptplatze der Stadt aufgeſtellt war, unterſtützt, ſollte ſich, ſobald der Generalmarſch geſchlagen wurde, augenblicklich verſammeln. Auf dieſes Signal ſollten alle nicht zu dieſer Garde gehörenden Einwohner ſich in ihre Häuſer zurückziehen. Die bewaffnete Macht allein hatte dann das Recht, ſich in den Straßen zu zeigen. Für gewöhnlich ſollten die Einwohner um 10 Uhr Abends zu Hauſe ſein und alle Verſammlungen waren ihnen

ſtreng verboten. Maſſena hatte alles in Genua vorräthige Getreide ſammeln laſſen, indem er ſich erbot es zu bezahlen und es wirklich bezahlte, ſobald man es ihm gutwillig brachte, ſich aber deſſelben mittelſt Hausſuchungen bemächtigte, wenn man ihm die Auslieferung deſſelben verweigerte. Nachdem er ſich des ganzen Getreidevorraths bemächtigt hatte, hatte er die Armee und die Bevölkerung auf Rationen geſetzt und ſich ſo die Mittel verſchafft, ſeine Soldaten und die armen Einwohner während der erſten vierzehn Tage der Belagerung zu unterhalten. Dieſe vierzehn Tage waren beinahe verfloſſen, aber es gab noch immer Lebensmittel, welche die Reichen zu hohen Preiſen und nur zu ihrem eigenen Gebrauche aus verſteckten Niederlagen bezogen. Auf Maſſenas Befehl fanden neue Nachſuchungen Statt, und man fand ſo viel Getreide aller Art, Roggen, Hafer und dgl., daß daſſelbe für weitere vierzehn Tage zum Unterhalte der Bevölkerung hinreichte. Man hoffte noch immer auf einen glücklichen Windſtoß, der die Engländer verjagen und die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln möglich machen ſolle. Man rechnete in dieſer Beziehung auf corſiſche und liguriſche Corſaren, welchen man Kaperbriefe ausgefertigt hatte, damit ſie auf mit Getreide beladene Schiffe Jagd machen ſollten. Maſſena war zu den äußerſten Maßregeln entſchloſſen und Willens, ehe er ſich ergebe, ſeine Truppen lieber mit Cacao zu ernähren, wovon in den Magazinen zu Genua ein großer Vorrath war. Mit einigem vom Erſten Conſul geſandten Gelde verſehen, ſparte er dies als letzte Hülfsquelle für den äußerſten Nothfall auf und bediente ſich deſſelben, um ſeinen unglücklichen Soldaten in ihren grauſamen Leiden hin und wieder eine Erleich-

terung zu verſchaffen. Schon waren in Folge der fortwährenden Gefechte mehrere Tauſend Mann kampfunfähig geworden und eine bedeutende Anzahl befand ſich in den Hoſpitälern. Es blieb in den Forts, auf den beiden Ringwällen des Platzes und zur Reſerve ein dienſtfähiger Stand von ungefähr 12,000 Mann.

Mitten unter dieſen furchtbaren Bedrängniſſen zeigte Maſſena ſtets eine heitere und ruhige Stirne und flößte dadurch auch endlich den Andern den Muth ein, der ihn ſelbſt beſeelte. Sein Adjutant Franceschi warf ſich in einen Nachen, um die Küſte von Nizza zu gewinnen und ſich zum Erſten Conſul zu begeben, um ihn von den Leiden, Thaten und dringenden Gefahren der liguriſchen Armee zu unterrichten.

Am 30. April (10. Floreal) Morgens kündigte eine auf allen Punkten gleichzeitig losbrechende allgemeine Kanonade, oſtwärts vom Biſagno, weſtwärts von der Polcevera und ſeewärts ſogar von einer Abtheilung Kanonenböte, einen Hauptangriff des Feindes an. Die Oeſterreicher entwickelten auch im Verlauf des Tages bedeutende Streitkräfte. Der Graf v. Hohenzollern griff das Plateau der Zwei-Brüder an, auf dem das Fort Diamant gelegen iſt. Nach mehreren lebhaften Angriffen gelang es ihm, das Plateau zu nehmen, worauf er daſſelbe zur Uebergabe aufforderte. Der tapfere Offizier, der es befehligte, erwiederte auf die Aufforderung, daß er den ſeiner Ehre anvertrauten Poſten erſt dann übergeben werde, wenn er einem mächtigen Angriffe unterlegen ſei. Dies Fort war von höchſter Wichtigkeit, da es das Spornfort und demzufolge auch die Wallinie beherrſchte. Das am weſtlichen Ufer der Polcevera gelegene verſchanzte öſterreichiſche Lager von Coronata,

eröffnete ein heftiges Feuer gegen die Vorſtadt San Pietro d'Arena und gleichzeitig wurden mehrere Angriffe dorthin unternommen um den Raum zu bedrängen, den wir dort inne hatten. Auf der entgegengeſetzten Seite, d. h. gegen Biſagno, umzingelte der Feind das Fort Richelieu und nahm unglücklicherweiſe das Fort Quezzi, deſſen Werke, als die Belagerung begann, noch nicht ganz vollendet waren. Endlich bemächtigte er ſich des unter den Kanonen des Forts Santa Thecla gelegenen Dorfes San Martino d'Albaro und war nahe daran eine furchtbare Stellung einzunehmen, jene von Madonna del Monte, von welcher aus man Genua ſehr wirkſam beſchießen konnte. Schon hatten die Soldaten Arnauds die letzten Häuſer des Dorfes San Martino d'Albano verlaſſen, ſie blieben kaum mehr in Reih und Glied, und viele hatten ſich als Plänkler zerſtreut, als Maſſena ſelbſt herbeieilte, ſie wieder verſammelte, das Gefecht herſtellte, und das Vorrücken des Feindes hemmte.

Es war ſchon die Hälfte des Tages verfloſſen und hohe Zeit, das Unheil wieder gut zu machen. Maſſena kehrte augenblicklich nach Genua zurück und traf die erforderlichen Anordnungen. Er vertraute dem General Soult die 72. und 106. Halbbrigade und beorderte ihn das Plateau der Zwei-Brüder wieder zu nehmen. Da er jedoch vorher das Fort Quezzi wieder erobern und die Räumung von San Martino d'Albaro bewirken wollte, ſo führte er ſelbſt die Diviſion Miollis, die er mit einigen der 2. und 3. Linienhalbbrigade entlehnten Bataillonen verſtärkt hatte, gegen dieſen Punkt.

Die wieder vorwärts geführte Diviſion umging San Martino d'Albaro, warf den daſſelbe beſetzt haltenden Feind in die Schlucht von Sturla hinein, machte Ge-

fangene und deckte auf dieſe Weiſe die franzöſiſchen Colonnen, die gegen das Fort Quezzi anrückten. Während der tapfere Oberſt Mouton an der Spitze zweier Bataillone der dritten Halbbrigade gegen das Fort Quezzi einen Frontangriff ausführte, ſollte der General-Adjutant Hecktor über die Höhen des Forts Richelieu den Monte-Ratti umgehen. Der tapfere Oberſt Mouton wurde ungeachtet ſeiner unerhörten Anſtrengungen zurückgeworfen, wich aber nicht eher vom Platze, als bis er von einer Kugel in die Bruſt getroffen wurde, die ihn beinahe todt auf das Schlachtfeld hinſtreckte. Maſſena, der nur noch zwei Bataillone hatte, warf eines derſelben gegen die rechte Flanke der vom Feinde beſetzten Stellung, und beorderte die Hälfte des andern, auf die linke Flanke derſelben Aufſtellung. Ein heftiger Kampf entſpann ſich nun um das Fort Quezzi herum. Einander zu nahe, um feuern zu können, ſtritten die Kämpfer mit Steinwürfen und Kolbenſtößen. Unſere Soldaten waren bereits auf dem Punkte, der Ueberzahl zu weichen, als Maſſena ſich an die Spitze des ihm noch gebliebenen halben Bataillons ſtellte und dadurch den Sieg entſchied. Das Fort Quezzi wurde wieder erobert. Die Oeſterreicher verloren, von Stellung zu Stellung zurückgeworfen, eine große Anzahl von Todten, Verwundeten und Gefangenen. In dieſem Augenblicke benutzte Maſſena, der bisher den Angriff gegen das Plateau der Zwei-Brüder verſchoben hatte, den durch ſeine errungenen Vortheile hervorgebrachten Eindruck, und ließ dem General Soult den Befehl zukommen, daſſelbe zu nehmen. Der Brigade-General Spital hatte den Auftrag, dieſes Plateau anzugreifen, das ihm auch ziemlich lange Zeit ſtreitig gemacht wurde. Endlich wurde es von unſern

Soldaten wieder eingenommen, und ſo hatten ſie nun nach dem Kampfe eines ganzen Tages ſowohl das Plateau der Zwei-Brüder, das den äußerſten Punkt der Feſtung beherrſchte, als auch das Fort Quezzi, die Poſten bei San Martin d'Albaro und Madonna del Monte, kurz alle entſcheidenden Stellungen, ohne welche die Belagerung von Genua für die Oeſterreicher unmöglich wurde, wieder erobert. Maſſena kehrte am Abend wieder nach Genua zurück und brachte die Leitern mit, die der Feind bereits zur Erſteigung der Mauern in Bereitſchaft geſetzt hatte. Die Oeſterreicher hatten an dieſem Tage 1600 Gefangene, 2400 Todte und Verwundete, in Allem ungefähr 4000 Mann verloren. Dieſe eingerechnet, hatte ihnen Maſſena ſeit dem Wiederanfang der Feindſeligkeiten bereits 12—15,000 Mann abgenommen oder getödtet, und was noch wichtiger war, er hatte ihre Armee durch die ungeheuern Anſtrengungen, zu denen ſie gezwungen, demoraliſirt.

Man beeilte ſich nun, das Fort Quezzi wieder auszubeſſern. Dieſe Arbeit, welche in Monatsfriſt nicht ausführbar erſchien, wurde mittelſt 5—600 Tonnen Erde, welche von den Soldaten herbeigeſchafft und zur Aufführung der Verſchanzungen verwendet wurden, in drei Tagen vollendet. Am 5. Mäi (15. Floreal) brachte ein kleines mit Getreide beladenes Fahrzeug Lebensmittel für fünf weitere Tage. Dieſes war eine koſtbare Ergänzung des bereits ſehr zuſammengeſchmolzenen Proviantvorrathes. Es wurde indeß dringend nothwendig, der Feſtung Hülfe zu bringen, da ſie ſich ſonſt nicht mehr länger halten konnte. Bald mußte Brodmangel eintreten.

Der General Suchet war, da er ſich längs der

Kämme der Apenninen überflügelt ſah, ſeinerſeits genöthigt geweſen, die Stellung bei Borghetto aufzugeben, ja ſelbſt die nicht mehr haltbare Roja zu verlaſſen, da der Feind ganz ungehindert durch den Engpaß von Tenda marſchirte und Nizza und den Var bedrohte. Nizza wurde ſogar vom Baron Melas beſetzt, der ganz triumphirend in dieſe Stadt einzog, hoch erfreut, einen Boden zu betreten, den die Republik als dem franzöſiſchen Gebiete angehörend erklärt hatte. Der General Suchet dagegen bezog hinter dem Var eine von unſern Genie-Offizieren ſchon längſt unterſuchte Stellung. Die von einem Brückenkopf vertheidigte Brücke von San Lorenzo am Var, bot ein Defilé von 400 Klaftern zu paſſiren dar, welches man immer als ein unüberwindliches Hinderniß betrachten konnte. Das ganze rechte, von den Franzoſen beſetzte Ufer war von der Mündung des Fluſſes bis zum Gebirge mit Batterien beſetzt. Die jenſeits des Var gelegenen Forts Montalban und Vintinilla waren im Augenblicke der Räumung von Nizza mit franzöſiſchen Beſatzungen belegt worden. Das Fort Montalban, im Rücken der Oeſterreicher und auf einer Anhöhe gelegen, von der aus es dem franzöſiſchen Lager ſichtbar war, hatte einen Telegraphen, mittelſt deſſen Suchet von allen Bewegungen des Feindes benachrichtigt wurde. Man hatte ihm von den umliegenden Departements alles, was an Truppen jeder Waffengattung disponibel war, zugeſendet, ſo daß er noch 14,000 Soldaten zählte, die, durch treffliche Verſchanzungen geſchützt, eine nur ſchwer zu erſtürmende Stellung einnahmen.

Als der Erſte Conſul dieſe Nachrichten aus Ligurien vernahm, richtete er an Moreau die dringendſten Aufforderungen, um ihn zum Beginn der Feindſeligkeiten

zu bewegen. Bereis ſeit einem Monate war Alles unter ihnen verabredet und kein der Regierung zuzurechnendes Hinderniß ſtand der Rheinarmee ferner im Wege. Aber der von Natur ſchon etwas langſame Moreau, der ſich nur mit voller Sicherheit des Erfolgs auf dem feindlichen Gebiete bewegen wollte, verzögerte mit Unrecht den Beginn der Operation. Jede Verzögerung der Eröffnung des Feldzugs war gleichfalls eine Verzögerung für den Beginn der Operationen von Seiten der Reſervearmee und eine grauſame Verlängerung der äußerſten Noth, die Maſſena und ſeine tapfern Soldaten erlitten.

Beeilen Sie ſich, ſchrieb man von Paris aus an Moreau, durch Ihre Erfolge dem Zeitpunkt näher zu rücken, in welchem Maſſena entſetzt werden kann. Es fehlt dieſem General an Lebensmitteln; ſeit vierzehn Tagen unterhält er mit ganz entkräfteten Soldaten einen verzweifelten Kampf. Man wendet ſich an Ihren Patriotismus, ja an Ihr eigenes Intereſſe, denn wenn Maſſena capituliren müßte, ſo würde man Ihnen nothwendig einen Theil Ihrer Streitkräfte entziehen müſſen, um gegen die Rhone zu den ſüdlichen Departements zu Hülfe zu eilen; endlich gab man ihm durch den Telegraphen den förmlichen Befehl, den Rhein zu überſchreiten.

Die Gründe, welche Moreau von der Eröffnung ſeiner Operationen abhielten, würden unter minder dringenden Umſtänden vollkommen gerechtfertigt erſcheinen. Das Elſaß war erſchöpft, noch mehr jedoch die ſeit zwei Jahren von allen Armeen Europas betretene Schweiz, die gänzlich von Hülfsmitteln entblößt war; man war dort ſelbſt dahingekommen, ganze Schaaren

von Kindern aus armen Cantonen nach reichern führen zu müſſen, indem man ſie ſonſt nicht ernähren konnte; die zu Grunde gerichteten Familien vertrauten ſie ſo der Wohlthätigkeit anderer Familien an, die noch einige Unterhaltsmittel beſaßen. Von einem ſolchen Lande, das man zudem nicht erbittern durfte, da es den Stützpunkt unſerer beiden wichtigſten Armeen bildete, konnte man wohl nichts verlangen. Moreau lebte, wie wir ſchon geſagt haben, von dem Belagerungsproviant unſerer Rheinfeſtung, dennoch war dies eigentlich nicht der wahre Beweggrund ſeines Zauderns, da eben dies den beſten Grund abgegeben hätte, ſich im Feindesland zu ernähren; ſeiner Artillerie und Cavallerie fehlte es jedoch an Pferden. Er hatte kein Lagergeräth, keine Werkzeuge und kaum die Mittel, eine Brücke zu ſchlagen.

In Berückſichtigung der dringenden Umſtände jedoch, willigte er ein, auf das ihm noch mangelnde zu verzichten, mit dem Vorbehalt, ſich daſſelbe unterwegs zu verſchaffen. Seine Armee war ſo gut zuſammengeſetzt, daß ſie das ihr Mangelnde entweder ergänzen, entbehren oder es erobern konnte. Ende April (Anfangs Floreal) entſchloß ſich alſo Moreau, dieſen Feldzug zu eröffnen, den ſchönſten ſeines Lebens und einen der denkwürdigſten unſerer Annalen.

Er hatte, wie ſchon früher geſagt, über ungefähr 130,000 Mann, eher mehr als weniger, zu verfügen. Etwa 30,000 Mann lagen in den Feſtungen Straßburg, Landau, Mainz, den Brückenköpfen von Baſel, Breiſach, Kehl und Kaſtel als Beſatzungen. Von dieſen 30,000 Mann hielten 6 bis 7000 unter General Moncey die Thäler des St. Gotthard und des Simplon beſetzt, um ſie den Oeſterreichern, falls dieſelben dort

eindringen wollten, zu verſchließen. Es blieben demnach 100,000 Mann bei der ſchlagfertigen Armee, jeden Augenblick ins Feld zu rücken bereit. Hauptſächlich das Fußvolk war prachtvoll. Es zählte 82,000 Mann; die Artillerie 116 Geſchütze und 5000 Mann Bedienungsmannſchaft; die Cavallerie 13,000 Mann. Wie man alſo ſieht, waren die beiden Waffen der Artillerie und Cavallerie ganz unverhältnißmäßig ſchwach vertreten; deren Beſtandtheile aber waren vortrefflich und die Beſchaffenheit des Fußvolkes geſtattete außerdem dieſe Hülfswaffen mehr oder weniger zu entbehren.

Moreau theilte ſeine Armee in vier Corps. Lecourbe befehligte den rechten Flügel, der 25,000 Mann ſtark vom Bodenſee bis Schaffhauſen aufgeſtellt war. Ein zweites, Reſerve benanntes Corps, ungefähr 30,000 Mann ſtark und unmittelbar unter Moreaus Befehle ſtehend, hatte das Gebiet von Baſel inne. Ein drittes Corps von 25,000 Mann, das unter Saint-Cyrs Befehlen das Centrum bildete, war zwiſchen Alt- und Neubreiſach aufgeſtellt. Der General Sainte-Suzanne endlich hielt an der Spitze von ungefähr 20,000 Mann, nachdem er von Mainz bis Straßburg hinaufgerückt war, Straßburg und Kehl beſetzt, und bildete den linken Flügel der Armee.

Moreau hatte ſchon längſt dieſe Eintheilung in getrennte Corps angenommen, die mit einem completten Stande aller Waffen verſehen, ſich überall, wo ſie ſich nur befinden mochten, ſelbſt zu genügen im Stande waren; dabei aber, wie die Erfahrung bald zeigen wird, den Uebelſtand mit ſich führten, ſich gerne zu iſoliren und auf eigene Fauſt zu handeln, zumal wenn der Oberbefehlshaber ſein Anſehen nicht kräftig genug

geltend machte, um ſie ohne Unterlaß zu einer gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit anzuhalten. Dieſer Uebelſtand wurde noch durch eine von Moreau während dieſes Feldzugs getroffene beſondere Einrichtung erſchwert, indem er ſich den unmittelbaren Befehl eines dieſer Armeecorps, das er Reſerve nannte, beilegte. Saint-Cyr, der lange Zeit mit Moreau gedient hatte und ſich bei ihm eines großen Credites erfreute, ſetzte ſich dieſer Einrichtung *) heftig entgegen, indem er ihr den Vorwurf machte, ſie abſorbire den Feldherrn, zieh ihn zu einer Rolle herab, die ihm nicht gebühre und ſchade hauptſächlich den andern Corps der Armee, die ſelten ſo gut behandelt würden, als wie die direct unter dem Generalſtab ſtehenden Truppen; aber dieſe Anſicht, deren Richtigkeit ſich im Verlauf dieſes Feldzuges mehr als einmal erwies, konnten zu keiner Geltung gelangen. Moreau beharrte aus Gefälligkeit für Kameradſchaftsintereſſe auf ſeinem Entſchluſſe. Da er die Leitung ſeines Generalſtabes bereits dem General Deſſoles anvertraut hatte, deßungeachtet jedoch dem General Lahorin, einem jener gefährlichen Freunde, die in der Folge zu ſeinem Verderben beitrugen, eine Stellung verſchaffen wollte, ſo machte er ihn zum zweiten Befehlshaber der Reſerve. Dieſer Umſtand verurſachte zwiſchen Moreau und Saint Cyr eine Spannung, die bald darauf in einen offenen Zwiſt ausartete.

Der Moreau gegenüber ſtehende Baron Kray hatte, wie wir ſchon geſagt haben, 150,000 Mann unter ſeinem Befehle, wovon 40,000 Mann in den Rhein- und

*) Man ſehe bezüglich deſſen die Memoiren des Marſchalls Saint-Cyr. Feldzug **1800**.

Donaufeſtungen, und 110,000 Mann bei der Feldarmee ſtanden. Die mit Bayern, Würtembergern und Mainzern vermiſchte Infanterie war mittelmäßig. Die 26,000 Pferde zählende Cavallerie war prächtig. Die zahlreiche und gutbediente Artillerie zählte 300 Geſchütze. Der rechte Flügel der Oeſterreicher, unter dem Befehl des Hrn. von Sztarray beobachtete den Lauf des Rheins zwiſchen Mainz und Raſtatt und ſtand mit einem vom Baron Albini befehligten Aufgebot von mainzer Bauern in Verbindung. General Kienmayer hielt vor der Kinzig den Weg nach Straßburg beſetzt. Der Major Giulay hielt mit einer Brigade das Höllenthal beſetzt und beobachtete Altbreiſach. Das Gros der öſterreichiſchen Armee ſtand hinter den Engpäſſen des Schwarzwaldes, bei Donaueſchingen und Villingen, dem Vereinigungspunkte aller Straßen, die vom Rhein nach der Donau führen. Auf dieſem Punkt waren 40,000 Mann verſammelt. Der Baron Kray hatte in die Städte des Schwarzwaldes eine von dem Erzherzog Ferdinand befehligte Vorhut verlegt, mit dem Auftrag, dieſe Straße von Baſel zu beobachten; unter dem Prinzen Joſeph von Lothringen hatte er zu Stockach eine beträchtliche Nachhut aufgeſtellt, welche die in dieſer Stadt errichteten Magazine decken, die Straßen von Ulm und München bewachen und mit dem Bodenſee in Verbindung bleiben ſollten, auf welchem der Engländer Williame eine Flottille befehligte. Der Fürſt von Reuß endlich hielt an der Spitze von 30,000 theils aus öſterreichiſchen Regimentern theils aus tyroler Landwehr beſtehenden Mann das Rheinthal von Graubünden bis zum Bodenſee beſetzt. Dieſes Corps wurde zugleich als der linke Flügel der kaiſerlichen Armee betrachtet. Baron Kray

ſchmeichelte ſich, mittelſt dieſes um ihn ausgeſpannten Netzes, von der kleinſten Bewegung der Franzoſen unterrichtet zu werden.

Moreaus ſchon früher auseinandergeſetzter Plan, über die drei Brücken von Straßburg, Breiſach und Baſel hervorzubrechen, um dann dem Feinde wieder auszuweichen und bis Schaffhauſen ſtromaufwärts zu gehen, war unverändert angenommen worden.*) Am 25. April ſetzte Moreau ſeine Truppen in Bewegung, er hatte ſich in Perſon zu Sainte-Suzannes Corps nach Straßburg begeben, um durch ſeine Gegenwart auf dieſem Punkte glauben zu machen, er habe die Abſicht, auf geradem Wege von Straßburg durch den Schwarzwald vorzudringen. Um ſeine Bewegungen beſſer zu verbergen, hatte er die Vorſicht beobachtet, keine vorhergehenden Truppenzuſammenziehungen ſtattfinden zu laſſen. Die Halbbrigaden brachen von ihren Cantonirungen aus nach den Punkten auf, an welchen ſie den Rheinübergang bewerkſtelligen ſollten, und vereinigten ſich ſo unterwegs mit dem Truppenkörper dem ſie angehörten. Da man nun über alle Einzelnheiten des Planes übereingekommen war, drangen drei imponirende Colonnenſpitzen auf einem Flächenraum von 30 Stunden gleichzeitig über die Brücken von Straßburg, Breiſach und Baſel. Es war am 25. April.

Der General Sainte-Suzanne, der den äußerſten

---

*) Der Marſchall Saint-Cyr ſcheint hier in ſeinen Memoiren bezüglich dieſes Umſtands im Irrthum. Der Erſte Conſul hatte den Plan ohne die geringſte Aenderung angenommen. Dieſer Umſtand wird durch ein im Mémorial de la Guerre befindliches Schreiben des General Deſſoles und durch die handſchriftliche Correſpondenz erwieſen.

linken Flügel befehligte und von Straßburg ausrückte, warf Alles vor ihm her über den Haufen. Er begegnete hie und da einigen detachirten Abtheilungen, die eben keinen beſondern Widerſtand leiſteten. Da er ſich indeß in kein ernſtes Gefecht einlaſſen wollte, ſo machte er zwiſchen Renchen und Offenburg Halt, indem er gleichzeitig die beiden Thäler der Rench und der Kinzig zu bedrohen, hauptſächlich aber die Oeſterreicher glauben zu machen ſuchte, er wolle über den Schwarzwald durch das Kinzigthal an die Donau vordringen. In demſelben Augenblicke brach Saint-Cyr von Altbreiſach hervor und rückte bis Freiburg vor, indem er die feindlichen Detachements ungeſtüm vor ſich hertrieb und wie Sainte-Suzanne die Vorſicht beobachtete, ſich nicht allzu weit vorzuwagen. Vor Freiburg ſtieß er auf einige Schwierigkeiten. Die Oeſterreicher hatten die Freiburg umgebenden Höhen verſchanzt und hinter dieſe Verſchanzungen Schaaren von Bauern aufgeſtellt, die man unter dem Vorwande, daß ſie ihre Hütten gegen die Verwüſtungen der Franzoſen vertheidigen müßten, in den ſchwäbiſchen Gebirgen ausgehoben hatte. Aber all' dies konnte keinen erfolgreichen Widerſtand leiſten. Wie im Umſehen war Freiburg beſetzt. Einige dieſer unglücklichen Bauern wurden niedergeſäbelt, die Andern ſah man im Verlauf des Feldzugs nicht wieder. Saint-Cyr ſtellte ſich auf eine Weiſe auf, die glauben machen konnte, daß er ins Höllenthal eindringen wolle.

Die Reſerve brach am nämlichen Tage über die Brücke von Baſel, ohne irgend ein Hinderniß zu finden und entſandte eine Diviſion, die Diviſion Richepanſe gegen Schliengen und Kandern um ſich mit Saint-Cyr,

der in zwei Tagen Rheinaufwärts marſchiren ſollte, in Verbindung zu ſetzen.

Am 26. April (6. Floreal) blieben während des ganzen Tages, Sainte-Suzanne in ſeiner Stellung vor Straßburg und Saint-Cyr in ſeiner Stellung vor Breiſach. Die von Baſel hervorgebrochene Reſerve vollendete ihre Aufſtellung, indem ſie die Bewegung der beiden Corps erwartete, die bis in gleicher Höhe mit ihr Rhein aufwärts rücken ſollten. Moreau perſönlich verließ Straßburg, um ſich in ſein Hauptquartier zu begeben, welches im Centrum ſeiner Reſerve war.

Den 27. verwandte man noch dazu, den Feind über die Richtung unſerer Colonnen irre zu führen. Die Oeſterreicher ſollten ausſchließlich an eine entſchiedene Bewegung durch das Kinzig- und Höllenthal glauben. Dieſe beiden Päſſe bilden in der That den kürzeſten und geradeſten Weg für eine Armee, die vom Rhein gegen die Donau vorrücken will, denn ihre Eingänge ſind nicht weit von einander entfernt, ſie laufen in gleicher Richtung und vereinigen ſich endlich zwiſchen Donaueſchingen und Hüfingen nicht weit von Schaffhauſen, wo das Corps des Generals Lecourbe ſtand. Natürlich nahm man an, daß die beiden ſtarken Colonnen, jede von 20 — 25,000 Mann, die ſich am Eingange dieſer Engpäſſe zeigten, wirklich in dieſelben eindringen würden, um ſich mit Lecourbe in Verbindung zu ſetzen. Um ſie daher beſſer zu bewachen, beorderte Kray von Villingen 12 Schwadronen und 9 Bataillons, und ſandte ſie dem General Kienmayer als Verſtärkung. Er war genöthigt, die Stellung bei Stockach zu ſchwächen, um die von Villingen abgeſandten Abtheilungen zu erſetzen.

In der Nacht vom 27. und am 28. April aber wurde, während Kray ſo in die geſtellte Falle ging, die Richtung der franzöſiſchen Colonne plötzlich verändert. Sainte-Suzanne zog ſich nach Straßburg zurück, ging mit ſeinem ganzen Corps wieder über den Rhein zurück und marſchirte längs des linken Rheinufers ſtromaufwärts, um ſich nicht den allzu drohenden Gefahren eines Flankenmarſches auf feindlichem Boden auszuſetzen. Zu Neubreiſach angelangt, ſetzte er wieder aufs rechte Ufer über und nahm Saint-Cyr's Stellung vor Freiburg ein, als wenn er ins Höllenthal eindringen wollte. Saint-Cyr dagegen machte rechtsum und marſchirte, ohne das deutſche Ufer zu verlaſſen, mit ſeiner Artillerie, Kavallerie und Gepäcke den Rhein entlang, und während ſo die ſchweren Transporte durch das flache Land hinzogen, marſchirte der größere Theil ſeiner Infanterie an dem Abhang der Gebirge über St. Hubert, Neuhof, Todnau und St. Blaſien. Moreau beabſichtigte durch dieſe Anordnung an den Ufern des Rheins nicht zu viele Truppen anzuhäufen, die mit öſterreichiſchen Truppenabtheilungen bedeckten Höhen des Schwarzwaldes zu durchſuchen und die Flüſſe, welche ſich von jenen Höhen in den Rhein ergießen, näher an ihrer Quelle durch die Städte des Schwarzwaldes hindurchziehend, zu überſchreiten. Dieſe Flüſſe heißen: Wieſe, Alb und Wuttach. Leider hatte man da Straßen vorausgeſetzt, wo gar keine exiſtiren. Saint-Cyr mußte, ſtets den Feind in der Nähe und ohne Artillerie einen wirklich furchtbaren Landſtrich durchziehen. Indeß hielt ihn dies nicht allzu lange auf und verſetzte ihn auch nicht in die Unmöglichkeit, an dem beſtimmten Tage zu St. Blaſien an der Alb einzutreffen.

Moreau marſchirte mit der Reſerve gleichzeitig rhein=aufwärts und blieb wie Saint=Cyr auf dem rechten Ufer. Richepanſe, der die Vorhut führte, machte ſich, als er Saint=Cyrs Artillerie und Kavallerie, die, wie bereits geſagt wurde, am Rhein entlang marſchirten, heranrücken ſah, nach St. Blaſien auf den Weg, um ſich in dem Gebirge mit der Infanterie deſſelben Corps zu verbinden. Die Generale Delmas und Leclerc, welche die zwei andern Reſerve=Diviſionen commandirten, wurden gegen Säckingen und dann an die Alb vor die Brücke von Albbruck geſandt. Dieſe Brücke war durch Verſchanzungen geſchützt. Der Generaladjutant Cohorn, der an der Spitze eines Bataillons von der vierzehnten leichten, zweier Bataillone der fünfzigſten Linienhalb=brigade und des vierten Huſarenregiments marſchirte, rückte in Colonnen gegen die Verſchanzungen an und erſtürmte ſie. Er ſprang dann auf die Schultern eines Grenadiers, ſetzte auf dieſe Weiſe über die Alb und ließ dem Feind keine Zeit, die Brücken zu zerſtören. Er nahm demſelben Geſchütz und Gefangene ab.

Am 29. April (9. Floreal) war das Centrum unter Saint=Cyr und die Reſerve unter Moreau von der Abtei St. Blaſien bis zur Mündung der Alb in den Rhein längs der Alb in einer Linie aufgeſtellt; Sainte=Suzanne kam auf dem linken Ufer bei Altbreiſach an; auf unſerm äußerſteu rechten Flügel zog Lecourbe ſein Corps zwi=ſchen Dieſenhofen und Schaffhauſen zuſammen, bereit, den Uebergang zu bewerkſteligen, ſobald Saint=Cyr und Moreau in gleicher Höhe mit ihm ſtromaufwärts gekommen wären. Am 30. April ſetzte Sainte=Suzanne über den Rhein und zeigte ſich am Eingange des Höl=lenthals, Saint=Cyr blieb in den Umgebungen von

St. Blaſien, Moreau rückte an die Wuttach vor. Am 1. Mai (11. Floreal) endlich that die Armee den letzten und entſcheidenden Schritt und vollführte ihn mit Erfolg. Kray hatte angefangen ſeinen Irrthum einzuſehen und die allzu tief in den Päſſen des Schwarzwaldes ſteckenden Abtheilungen zurückzurufen. Sainte-Suzanne, der den Befehl hatte, durch das Höllenthal vorzurücken, indem daſſelbe gerade auf die Stellung zuführt, welche die franzöſiſche Armee nach vollendeter Bewegung einnehmen ſollte, fand die Truppen Kienmayers im Rückzug begriffen und folgte ihnen auf dem Fuß. Saint-Cyr blieb fortwährend dem Corps des Erzherzogs Ferdinand zur Seite und drängte es von Bettmaringen nach Stühlingen an der Wuttach, woſelbſt er am Abend eintraf. Die Truppen Moreaus ſetzten über die Wuttach, ohne beſondern Widerſtand zu erfahren, ſetzten die Brücke, der kaum einige Bohlen fehlten, wieder in Stand und ſuchten auf dem rechten Flügel mit Schaffhauſen, wo ſich Lecourbe, und auf ihrem linken mit Stühlingen, wo ſich Saint-Cyr befand, in Verbindung zu ſetzen. Dies war der Augenblick, den der bei Schaffhauſen ſtehende Lecourbe zur Ueberſchreitung des Rheins wählen mußte. Am erſten Mai frühmorgens wurden auf den Höhen des linken Stromufers 34 Geſchütze aufgepflanzt, um mit ihrem Feuer die Umgegend des Dorfes Reichlingen zu beſtreichen. Fünf und zwanzig Boote brachten den General Molitor mit zwei Bataillonen nach dem rechten Ufer, wo er das Schlagen der ſchon lang auf der Aar vorbereiteten Brücke decken ſollte. Binnen einer und einer halben Stunde war dieſe Brücke geſchlagen. General Vandamme marſchirte ſogleich mit einem großen Theil von

Lecourbes Corps über dieſelbe und beſetzte augenblicklich die Straßen, welche nach Engen und Stockach führen, als wichtige Punkte der feindlichen Linie. Er bemächtigte ſich der kleinen Stadt Stein und der für uneinnehmbar geltenden Feſte Hohentwiel, welche letztere ſowohl mit Artillerie als Lebensmitteln reich verſehen war. Die Brigade Goulu, die gleichzeitig gegen Paradis anrückte, erfuhr beim Dorfe Büſingen einen ziemlich lebhaften Widerſtand, über den ſie jedoch bald triumphirte. Die Diviſion Lorges endlich rückte Abends in Schaffhauſen ein und bewerkſtelligte die Vereinigung mit Moreaus Truppen.

So befand ſich am 1. Mai Abends die ganze franzöſiſche Armee jenſeits des Rheins. Die drei Hauptcorps, von Saint-Cyr, Moreau und Lecourbe, die eine Maſſe von 75 bis 80,000 Mann bildeten, hatten eine Linie beſetzt, die über Bonndorf, Schaffhauſen Stühlingen und Radolfszell bis zur Spitze des Bodenſees reichte. Sie ſtanden bereit gegen Engen und Stockach anzurücken, indem ſie gleichzeitig die Rückzugslinie, ſo wie die Magazine des Feindes bedrohten. Sainte-Suzanne folgte mit dem linken ungefähr 20,000 Mann ſtarken Flügel den Oeſterreichern im Paſſe des Höllenthales, indem er mit dem Hervorbrechen gegen die obere Donau und den Anſchluß an das Gros der franzöſiſchen Armee wartete, bis dieſe den Paß durch ihr Vordringen freigemacht hatte.

Dieſe Bewegung war alſo in ſechs Tagen und zwar mit dem glücklichſten Erfolg ausgeführt worden. Dadurch daß Moreau auf den Brücken von Straßburg, Breiſach und Baſel drei Colonnenſpitzen gezeigt, hatte er die Aufmerkſamkeit des Feindes auf die drei Ueber-

gangspunkte hingelenkt, dann war er, ſich dem Feinde plötzlich entziehend, mit zwei Corps auf dem deutſchen und einem Corps auf dem franzöſiſchen Ufer rechts ab und den Rhein entlang marſchirend, bis zur Höhe von Schaffhauſen ſtromaufwärts gerückt, woſelbſt er Lecourbes Uebergang deckte. Man hatte 1500 Gefangene gemacht, ſechs Feldgeſchütze mit Beſpannung, vierzig ſchwere Geſchütze im Fort Hohentwiel und einige Magazine erobert. Die Truppen hatten durchgehends eine Feſtigkeit und Entſchloſſenheit bewieſen, wie man ſie nur von alten Kriegern, voll Vertrauen auf ſich ſelbſt und ihre Führer erwarten konnte.

Alle gegen dieſen Plan gemachten Ausſtellungen verſchwinden ſicherlich vor dieſem Erfolge. Es iſt unmöglich complicirte Bewegungen glücklicher gelingen, den Feind mit mehr Leichtgläubigkeit darauf eingehen und die Corpscommandanten mit mehr Präciſion dazu mitwirken zu ſehen. Indeſſen bot dieſer Plan zum wenigſten eben ſo viele Gefahren dar, wie der als allzukühn verworfene Plan des Erſten Conſuls, denn Saint-Cyr und Moreau hatten während eines Marſches den Rhein entlang, zwiſchen dem Gebirge und dem Fluſſe eingeklemmt, mehrere Tage hindurch ihre Flanken preis gegeben; Saint-Cyr war einen Augenblick von ſeiner Artillerie getrennt geweſen und Sainte-Suzanne rückte noch gegenwärtig allein im Höllenthal vor. Hätte Kray einen ſchnellen Entſchluß gefaßt und ſich entweder auf Saint-Cyr, Moreau oder Sainte-Suzanne geworfen, ſo wäre die Wahrſcheinlichkeit für ihn da geweſen, eines dieſer detaſchirten Corps zu vernichten, was eine rückgängige Bewegung der ganzen franzöſiſchen Armee herbeiführen konnte. Aber Moreau hatte zwei Vortheile

für ſich; erſtens ergriff er die Offenſive, was den Feind ſtets außer Faſſung bringt; zweitens beſaß er treffliche Truppen, die durch ihre Feſtigkeit jeden unvorhergeſehenen Unfall auszugleichen im Stande waren, ja ſogar, wie man bald ſehen wird, mehr als einen Fehler ihres Generals durch ihre Tapferkeit im Kampfe wieder ausglichen.

Der Augenblick nahte heran, in welchem die beiden Armeen, nachdem ſie ihre beiderſeitigen Manoeuvers, das eine, den Rheinübergang zu bewerkſtelligen und das andere, denſelben zu verhindern, ausgeführt hatten, ſich endlich jenſeits des Fluſſes begegnen ſollten. Moreau bereitete ſich am 2. Mai (12. Floreal) zu dieſem Zuſammentreffen vor; da er es aber nicht für ſo nahe hielt als es wirklich war, ſo traf er keinerlei Anſtalten zu einer raſchen und vollſtändigen Concentrirung. Er kam auf die Idee, Lecourbe mit ſeinen 25,000 Mann gegen Stockach zu ſenden, wo ſich ſowohl die Nachhut der Oeſterreicher als ihre Magazine und ihre Verbindungen mit Vorarlberg und dem Prinzen von Reuß befanden. Es war dies eine ſtrenge Ausführung des mit dem Erſten Conſul verabredeten Plans; denn ſobald Kray von Stockach abgeſchnitten wurde, ſo war er auch von aller Verbindung mit dem Bodenſee und demzufolge von den Alpen abgeſchnitten. Moreau beorderte daher den General Lecourbe am 3. Mai (13. Floreal) Morgens aufzubrechen und Stockach dem Prinzen von Lothringen-Vaudemont, der mit 12,000 Mann dieſen wichtigen Punkt vertheidigte, wegzunehmen. Was Moreau anbelangte, ſo ſetzte er ſich ſelbſt mit der ganzen Reſerve gegen Engen in Bewegung, Lecourbe ſtets im Auge behaltend und bereit, denſelben im Nothfalle zu

unterſtützen. An Saint-Cyr erließ er den Befehl, vorwärts zu rücken und ſich ſtets in einer ausgedehnten Stellung von Bettmaringen und Bonndorf bis Engen zu erhalten, ſo, daß er einerſeits mit ihm in Verbindung bleiben und anderſeits Sainte-Suzanne, der bald aus dem Höllenthal hervorkommen mußte, die Hand bieten konnte.

Moreau marſchirte auf dieſe Weiſe in Schlachtordnung mit dem Rücken am Rheine, dem rechten Flügel am Bodenſee, dem linken Flügel an den Ausgängen der ſchwarzwälder Päſſe mit einer Fronte von 15 Stunden, ganz gleichlaufend mit der Rückzugslinie, die die Oeſterreicher einſchlagen mußten, wenn ſie ſich von Donaueſchingen auf Stockach zurückzogen, wohin ſie durch viele und dringende Intereſſen gerufen wurden. Es war dies eine ungemein ausgedehnte Stellung, beſonders, da man dem Feinde ſo nahe war, welche einem thätigen und entſchloſſenen Gegner gegenüber die franzöſiſche Armee ernſten Folgen ausgeſetzt haben würde. Zum Glück für uns war die Stellung von Krays Armee, noch weniger concentriſch als die unſere. Baron Kray, deſſen Stellung anfangs weit mehr als die unſere zu einer raſchen Concentrirung geeignet war, da er von Conſtanz bis Straßburg die Grundlinie eines Dreiecks einnahm, von dem wir nur die beiden Seiten beſetzt hielten, befand ſich jetzt durch unſere Bewegung überrumpelt und mit den bereits zu drei Viertheilen vereinigten und ſämmtlich über den Fluß geſetzten Franzoſen in ſeiner linken Flanke in einer ſchwierigen Stellung. Er hatte den öſterreichiſchen Truppenabtheilungen, die ſich am Rhein befanden, beſchleunigte Befehle zugeſandt, um ſie durch den Schwarzwald an die obere

Donau zurückzuführen, aber nur ein raſcher und wohlberechneter Entſchluß konnte ihn aus der Gefahr ziehen. Um dieſe Stellung richtig zu beurtheilen, muß man den Schauplatz dieſer wichtigen Operationen ins Auge faſſen, jene gebirgige und waldige Schwarzwald genannte Gegend, welche der Rhein umſtrömt, ohne ſie zu durchdringen, und von welcher er ſich dann entfernt, um nordwärts zu fließen, dieſer Gegend entſpringt in Geſtalt einer einfachen Quelle, ein bei ſeinem Entſtehen ſehr unſcheinbarer, obgleich zu einem der Hauptſtröme der Welt zu werden beſtimmter Fluß. Er entſpringt hier im Oſten, wohin er, ſich jedoch etwas nordwärts neigend, indem er durch den verlängerten Fuß der Alpen dieſe Richtung erhält, bis nach Wien ſtrömt. Er nimmt in ſeinem Laufe alle dieſer Gebirgskette entſpringenden Gewäſſer auf, wodurch er nach einem ſo unbedeutenden Urſprunge zu einer ſo plötzlichen Größe gelangt.

Die öſterreichiſchen Generale, welche das Donauthal, den gewöhnlichen Weg nach ihrem Vaterlande, vertheidigen, können zwei verſchiedene Pläne befolgen. Sie können, wenn es den Franzoſen gelungen iſt, über die Schweiz und den Schwarzwald in das Donauthal einzudringen, entweder am Fuße der Alpen entlang rücken, ihren linken Flügel an die Gebirge und ihren rechten an die Donau anlehnen, und der Reihe nach ſämmtliche Flüſſe, die ſich in ſie ergießen, ſo z. B. die Iller, den Lech, die Iſar, den Inn u. ſ. w. vertheidigen, oder ſie können die Alpen aufgeben, ſich an beiden Seiten der Donau aufſtellen, deren Lauf verfolgen und bei den wichtigſten Stellungen, die ſie darbietet, wie z. B. bei Ulm, Regensburg ꝛc., ſtehen bleiben, bereit, ſich entwe-

der durch das allmählig breiter gewordene Strombett ſchützen zu laſſen, oder über den unvorſichtigen Gegner, ſo wie er eine falſche Bewegung macht, herzufallen. Der letztere Plan iſt von ihnen gewöhnlich vorgezogen worden.

Feldzeugmeiſter von Kray konnte das Eine oder das Andere thun, ſich an die Alpen lehnen oder an der Donau manövriren. Lehnte er ſich an die Alpen, ſo ſtörte er, ohne es zu wiſſen, den Plan des Erſten Conſuls, der, um von dem Hochgebirge mit Sicherheit dem General Melas in den Rücken zu fallen, die kaiſerliche Armee in Schwaben von der Schweiz und Tyrol fern zu halten wünſchte; allein er opferte zugleich ſeinen rechten Flügel, der ſich an den Ufern des Rheins weit vorgewagt hatte, und den er ſeinem Schickſale überlaſſen hätte. Entſchloß er ſich dagegen, auf beiden Donauufern zu manövriren, ſo zog er ſeinen rechten Flügel zuverläſſig an ſich, trennte ſich dagegen von ſeinem linken Flügel unter dem Fürſten von Reuß, doch ohne denſelben zu opfern, da er in Tyrol eine Zufluchtsſtätte und Gelegenheit zur Verwendung ſeiner Kräfte fand. Er half wirklich, ohne es zu wiſſen, dem Plane des Erſten Conſuls, indem er ſich von den Alpen wegzog; allein der Schaden war nicht ſo groß, denn ſelbſt wenn er ſich an dieſelben gelehnt hätte, würde er doch ſchwerlich daran gedacht haben, nach der Lombardei dem Baron Melas zu Hülfe zu eilen. Der Plan, welcher die wenigſten Nachtheile hatte und mit dem gewöhnlichen Zuge der kaiſerlichen Armeen am meiſten übereinſtimmte, beſtand alſo in der Concentrirung an der obern Donau. Sollte er jedoch gelingen, ſo mußte der Entſchluß ſchnell und beſtimmt gefaßt werden. Unglücklicherweiſe für ihn hatte Hr. v. Kray ſehr bedeutende Magazine zu Stockach,

nahe am Bodenſee, mit einer ſtarken Nachhut von 12,000 Mann unter dem Fürſten von Lothringen-Vaudemont. Er mußte daher auf der Stelle die Nachhut an die obere Donau zurückführen und ſich ſelbſt dahin begeben mit Aufopferung ſeiner Magazine, zu deren Räumung man in keinem Falle mehr Zeit gewinnen konnte. Dies that er aber nicht; ſondern er behielt ſich vor, ſpäter an der Donau zu manövriren und entſendete Hrn. von Nauendorff mit dem Centrum der öſterreichiſchen Armee gegen Engen, um Stockach zu Hülfe zu kommen. Dem Prinzen Ferdinand, welcher im Schwarzwalde ſtand, befahl er, ſich nach dem nämlichen Punkt zu begeben und ſeinem rechten Flügel, unter Sztarray und Kienmayer, den Rhein zu verlaſſen und ſchleunigſt zu ihm zu ſtoßen.

Es iſt ein großer Uebelſtand, der mit den bei den Deutſchen üblichen Magazinen zuſammenhängt, daß man ihnen die Bewegungen einer Armee in ſolcher Weiſe unterordnet. Die Franzoſen legen keine Magazine an; ſie verbreiten ſich des Abends auf dem Lande, um Nahrung zu ſuchen, ohne daß die Mannszucht ſehr merklich darunter litte. Sie ſind rührig, erfinderiſch und verſtehen es, gleichzeitig auf der Streife und bei der Fahne zu ſein. Die deutſchen Truppen werden ſelten auf eine ſolche Probe geſtellt, ohne aus einander zu laufen und ſich aufzulöſen. Einen Vortheil gewährt immerhin der Beſitz von Magazinen, daß nämlich die beſetzte Gegend minder hart gedrückt und gegen die einmarſchirte Armee nicht erbittert wird.

Moreau, der mit ſeinem rechten Flügel gegen Stockach, mit ſeiner Reſerve gegen Engen zog, während ſich das Corps von Saint-Cyr in die Länge dehnte,

um Sainte-Suzanne die Hand zu reichen, mußte demnach die Nachhut Krays in Stockach, ſein Centrum in Engen treffen und den Truppen des Prinzen Ferdinand zur Seite ziehen; letztere waren nämlich aufgebrochen, um zu der Maſſe des öſterreichiſchen Heeres zu ſtoßen. Eine unerwartete Schlacht mußte das Ergebniß dieſes Zuſammentreffens ſein, wie es im Kriege häufig vorkommt, wenn die Ereigniſſe nicht von überlegenen Geiſtern geleitet werden, welche im Stande ſind, ſie vorauszuſehen und zu lenken.

Vom frühen Morgen an marſchirte Lecourbe gegen Stockach; zur Linken ließ er, um ſich mit Moreau in Verbindung zu halten, die Diviſion Lorges ziehen, gerade vor ſich, auf der Heerſtraße von Schaffhauſen nach Stockach, die Diviſion Montrichard mit der Cavalleriereſerve von Nanſouty, zur Rechten endlich die Diviſion Vandamme, zwiſchen Stockach und dem Bodenſee. Letztere war in zwei Brigaden getheilt. Die eine, unter General Leval, welche über Bodmann und Sernadingen Stockach vom Bodenſee abzuſchneiden ſuchte, fand kein Hinderniß, denn der Fürſt von Reuß, welcher ſich dort hätte zeigen können, gab ſich nicht die Mühe, mit ſeinem Obergeneral in Verbindung zu bleiben; die andere unter General Molitor, von Vandamme ſelbſt geführt, ſuchte auf einem Seitenwege Stockach zu umgehen, während Nanſouty und Montrichard auf der Heerſtraße von Schaffhauſen gerade darauf los marſchirten. In dem Dickicht der Waldungen ſah man Fußvolk, das ſich zurückzog und Reiterei, die ebenfalls zurückziehend, auf den Feldern plänkelte. Endlich gelangte man zu den Stellungen, welche die Oeſterreicher vertheidigen zu wollen ſchienen. Montrichard traf ſie

jenſeits des Dorfes Stühlingen, durch ein bedeutendes Reitercorps gedeckt, in Schlachtordnung. Die franzöſiſche Infanterie zog in zwei Colonnen durch das Dorf, marſchirte rechts und links auf und bedrohte die Flanken des Feindes. In dem nämlichen Augenblicke brach die Cavallerie der Diviſion Montrichard von der ganzen Reſerve von Nanſouty unterſtützt, aus Stühlingen hervor, griff lebhaft an und warf die Kaiſerlichen über den Haufen, welche ſich nach Neuzingen zurückzogen. Dies war die zweite Stellung und die wichtigſte von denen, welche Stockach deckten. Sie lehnte ſich an die von Wahlwies, welche Vandamme in dieſem Augenblicke mit der Brigade Molitor bedrohte. Man gewahrte eine zahlreiche Infanterie, welche den Hintergrund des Dorfes Neuzingen verſperrte, rechts und links an Waldungen gelehnt und mit Kanonen gedeckt. Es bedurfte einer ziemlich ſtarken Anſtrengung, um ſie aus ihrer Stellung zu treiben. Montrichard ließ ſie mittelſt einer Anhöhe, Hellenberg genannt, umgehen, während Vandamme, über Wahlwies hinaus gelangt, hinter Neuzingen her anrückte. Die Stellung wurde genommen und das ganze Corps von Lecourbe rückte vereint in Maſſe auf Stockach und bemächtigte ſich der Stadt. Die Oeſterreicher wollten noch einmal jenſeits Stockach Fuß faſſen, um uns die Spitze zu bieten. Sie zeigten 4000 Mann Infanterie in Schlachtordnung, gedeckt von ihrer ganzen Cavallerie. Die Regimenter von Nanſouty griffen dieſe Reiterei an und warfen ſie in Unordnung auf die Infanterie, welche nun an nichts Weiteres mehr dachte, als ſich zu ergeben. Lecourbe machte 4000 Gefangene, nahm 8 Kanonen, 500 Pferde und die großen Magazine von

Stockach. Es konnte nicht anders kommen. Lecourbe, deſſen Truppen gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind zu kämpfen fähig waren, hatte überdies doppelt ſo viele Mannſchaft als der Fürſt von Lothringen, obgleich er die Diviſion Lorges entſendet hatte, um die Verbindung mit Moreau herzuſtellen. Seine Aufgabe war zeitig vollendet, und wenn das Ganze der Operationen unter einer kräftigen Leitung geſtanden wäre, ſo hätte er anderwärts verwendet werden können und ſollen, wie man bald ſehen wird.

Die Diviſion Lorges, welche als Mittelglied zwiſchen Lecourbe und Moreau dienen ſollte, hatte ſich in zwei Brigaden getheilt. Die Brigade Goulu war auf Aach marſchirt, um die Gegend zwiſchen Stockach und Engen zu ſäubern, hatte keinen Feind getroffen und war nach Stockach zurückgegangen, wo ſie unnöthig war. General Lorges hatte ſich mit dem Reſt ſeiner Diviſion an die Truppen von Moreau angeſchloſſen, und begleitete ſie nach Engen.

Moreau befand ſich mit dem geſammten ſogenannten Reſervecorps ſeit dem frühen Morgen auf dem Marſche gegen Engen. Kray zog im gleichen Augenblicke durch dieſen Flecken, um ſeinen Magazinen in Stockach zu Hülfe zu eilen. Er ſah bald aus der Zahl der Truppen, die ſich vor ihm ausbreiteten, daß man ſtatt einer Recognoscirung eine Schlacht haben werde, und blieb auf der Stelle ſtehen, um zu kämpfen, im Vertrauen auf die Maſſe von 40,000 Mann, die er zur Hand hatte, und auf die Stärke der Stellungen, in welche der Zufall ihn geführt hatte. Wenn man bei Schaffhauſen die Ufer des Rheins verläßt und ſich nach der Donau zuwendet, ſo trifft man in dieſer unregel-

mäßigen, abhängigen Gegend, deren Abhänge keine beſtimmte Richtung haben, ein kleines Thal, das Aachthal, welches die Gewäſſer, die weder in den Rhein noch in die Donau fließen, dem Bodenſee zuführt. In dieſem Thale liegt der Marktflecken Engen. Um gegen Engen herabzuſteigen, muß man eine Reihe waldiger, ziemlich ſchwer zugänglicher Anhöhen überſchreiten. Dieſe Anhöhen hielten die Oeſterreicher mit ihrer Infanterie beſetzt. Ihre Cavallerie ſtand in der Ebene bei Engen. Moreau mußte ihnen zuerſt die Anhöhen nehmen und dann in die Ebene niederſteigen, um die kaiſerliche Reiterei zu werfen. Er ſelbſt marſchirte an der Spitze der Diviſionen Delmas und Baſtoul und der Hälfte der Diviſion Lorges. Nach der linken, auf der Straße von Blumenfeld, hatte er die Diviſion Richepanſe entſendet. Sie ſollte, durch mehrere Thälchen ziehend, auf minder ſtark vertheidigten Zugängen die Stellungen des Feindes umgehen; gelang es, ſo ſollten alle zuſammen in Maſſe auf Engen herabrücken.

Lorges, welcher den Truppen der Reſerve eine Strecke voraus war, traf bei Waterdingen auf eine feindliche Maſſe und wartete, bevor er zum Angriff ſchritt, auf die Diviſion Delmas, welche auch bald anlangte. Sie griffen hierauf alle mit einander an und trieben die Oeſterreicher aus ihrer Stellung. Dort angelangt, hatten ſie die Höhen zu erklimmen, welche Engen umgeben, und zu dieſem Zweck mußten ſie über ziemlich ſteilabhängende Hochebenen, welche zur Rechten von einer Stellung, der Maulberg genannt, zur Linken von einem ſehr hohen Gipfel, dem Hohenhewen, beherrſcht waren. Lorges ſollte den Maulberg angreifen. Nach einer leichten Kanonade rückte er vor. Der Feind

wich. Nun rückte Delmas links in einen Wald, der den Gipfel Hohenhewen umgab und mit acht Bataillonen feindlicher Infanterie beſetzt war. Zwei Bataillone der 46. Halbbrigade rückten, ohne zu feuern, gegen den Wald, während General Grandjean und General-Adjutant Cohorn denſelben mit einer Abtheilung umgingen. Die beiden Bataillone der 46. Halbbrigade hatten kaum eine Salve ausgehalten, als ſie mit gefälltem Bayonette auf den Feind losſtürzten. Da ſich die acht öſterreichiſchen Bataillone von vorn ſo wacker angegriffen und auf der rechten Flanke umgangen ſahen, verließen ſie den Wald. Nachdem nun unſere Truppen die Hauptſtellungen, welche die Zugänge des Thales von Engen vertheidigten, erobert hatten, blieb ihnen nur noch übrig, in das Thal, welches von einem ſtarken Bache durchzogen wird, herabzuſteigen. Der Feind hatte ſich auf den Gipfel von Hohenhewen zurückgezogen; Artillerie und Infanterie hatte er an den Abhängen aufgeſtellt, 12,000 Mann Kavallerie ſtanden in der Ebene von Engen in Schlachtordnung. Moreau wollte zuerſt Hohenhewen nehmen und befahl alsbald der Diviſion Delmas, die Höhe zu ſtürmen. Beim Austritt aus dem Walde, deſſen ſie ſich bemächtigt hatte, war dieſe Diviſion einem mörderiſchen Feuer ausgeſetzt. Sie hielt es tapfer aus. General Jocopin klomm an der Spitze der Infanterie den Abhang hinan; eine Kugel durchbohrte ihm den Schenkel. Aber der General Grandjean umging die Stellung; General-Adjutant Cohorn, den wir auf den Schultern eines Grenadiers über die Alb ſetzen ſahen, erſtieg den Gipfel an der Spitze eines Bataillons und vertrieb die Oeſterreicher. Somit waren unſere Truppen im Beſitze aller Höhen, welche die

Ebene von Engen beherrſchen und konnten ſich ungeſtört ausbreiten.

Der Feind zog ſich nach der andern Seite dieſer Ebene über den hindurch fließenden Bach zurück an den Fuß einer Hügelreihe, welche den entgegengeſetzten Rand derſelben bildete. Er hatte ſeine zahlreiche Cavallerie und den größten Theil ſeiner Artillerie in das Vordertreffen geſtellt und dahinter, in dem Keſſel eines Thälchens, an deſſen Eingang das Dörflein Ehingen liegt, eine ſtarke Reſerve von Grenadieren. Dies war die Maſſe von Streitkräften, die geworfen werden mußte, um die Schlacht zu unſerem Vortheil zu entſcheiden.

Unterdeſſen vernahm man von der andern Seite des Hohenhewen und weit darüber hinaus, längs des Gürtels von waldigen Höhen, welche Engen umgeben, ein lebhaftes Feuern. Es war die Diviſion Richepanſe im Kampfe mit den Truppen, mit denen Kray dieſen Theil des Schlachtfeldes beſetzt hielt. General Richepanſe war genöthigt geweſen, ſeine Diviſion in zwei Brigaden zu theilen, um zwei Stellungen zu nehmen, die eine bei Leipferdingen, die andere bei Waterdingen, am Ende der Thälchen, in welche er gezogen war. Er beſtand dort ein hartnäckiges, wechſelvolles Gefecht, als zu ſeinem großen Glücke die erſten Truppen des Corps von Saint-Cyr ſich zeigten. Sie kamen ſehr ſpät, in Folge eines Mangels an Zuſammenhang in Moreaus Anordnungen. Saint-Cyr hatte mit einer von ſeinen Diviſionen Sainte-Suzanne die Hand bieten ſollen; er hatte auf Ney, der durch Mangel an Lebensmitteln aufgehalten worden, er hatte ſogar auf ſeine Artillerie warten müſſen, die ſeit dem Rheinübergange

immer zurückgeblieben war; er hatte außerdem bei jedem Schritte den Prinzen Ferdinand getroffen, und da er ihm nur eine Diviſion auf drei entgegenzuſtellen hatte, ſo hatte er mit Maß und Vorſicht marſchiren müſſen. Endlich langte er an, um Richepanſe zu helfen, in dem Augenblicke, wo Hr. v. Kray gegen dieſen eine letzte Kraftanſtrengung machte, um ihn zu hindern, gegen Engen vorzurücken.

Moreau ſchloß aus der Lebhaftigkeit des Feuers auf die Gefahr für Richepanſe und wollte deshalb die Oeſterreicher auf ihren linken Flügel ziehen; zu dieſem Behufe glaubte er das Dorf Ehingen, welches den Stützpunkt ihrer Stellung auf der andern Seite der Ebene bildete, angreifen zu müſſen. Wir haben eben geſehen, daß der Feind dort, am Fuße einer Hügelkette, ſeine Artillerie, ſeine Cavallerie und außerdem in dem Thälchen, deſſen Eingang Ehingen bildet, eine Reſerve von Grenadieren aufgeſtellt hatte. Dorthin rückte General Bontemps mit der 67. Halbbrigade, 2 Bataillonen der 10. leichten und 2 Schwadronen des 5. Huſarenregiments. General d'Hautpoult folgte ihm mit der Cavalleriereſerve. Dieſe Truppen marſchirten unter dem Feuer einer Batterie von 12 Kanonen in Colonnen über die Ebene, rückten wacker auf Ehingen los und nahmen das Dorf. Plötzlich aber wurde die Reſerve von acht Grenadierbataillonen gegen ſie geworfen. Die öſterreichiſche Cavallerie unterſtützte die acht Grenadierbataillone durch einen kräftigen Angriff und durch dieſen unerwarteten Anſturm wurden unſere Soldaten gezwungen das Dorf zu räumen. Die Cavallerie des General d'Hautpoul mußte vor der großen Maſſe der kaiſerlichen Reiterei umkehren. Der tapfere General Bontemps erhielt

mitten in dem Getümmel eine ſchwere Wunde. In dieſem Augenblicke verdoppelte ſich das Feuer zu unſerer Linken von jenſeits des Hohenhewen, und verkündete die Gefahren für Richepanſe, der hartnäckig, aber dennoch vergeblich, den Höhengürtel zu ſtürmen ſtrebte.

Moreau, der in ſchwierigen Augenblicken die Feſtigkeit einer wahren Kriegerſeele hatte, ermißt augenblicklich das Bedenkliche dieſer Lage und entſchließt ſich zu einer Kraftanſtrengung, um Herr des Schlachtfeldes zu bleiben. Er läßt die Reſte der Diviſion Baſtoul vorrücken, nimmt ſelbſt einige Grenadier-Compagnien, die er gerade zur Hand hatte, feuert ſie an, führt ſie vor, wirft nieder, was ihm in den Weg kömmt, und bringt unſere ſiegreichen Truppen wieder in das Dorf Ehingen zurück. Während er das Glück auf dieſem Punkte feſthält, thut Richepanſe ſeinerſeits Wunder der Tapferkeit. Saint-Cyr, dem ſich Ney wieder angeſchloſſen und der des Erzherzogs Ferdinand vollſtändig entledigt war, ſchickt die Brigade des Generals Rouſſel voraus. Dieſe wetteifert an Muth mit den ſchon lange kämpfenden Truppen von Richepanſe und hilft ihnen die ſo lebhaft ſtreitig gemachten Höhen erobern. Der Kampf entſcheidet ſich ſonach auf allen Seiten zu unſern Gunſten, aber um den Preis vieler Anſtrengungen und großen Blutvergießens. Die 4. Halbbrigade allein hatte in dieſen Gefechten 5 bis 600 Mann verloren.

Die Nacht begann einzubrechen; der Eifer der Franzoſen verdoppelte ſich, während den Oeſterreichern mit der Nachricht von der Niederlage des Fürſten von Lothringen-Baudemont, der Muth zu ſinken begann. Kray fürchtete von Stockach her umgangen zu werden, und befahl den Rückzug. Er beeilte ſich, über

Tuttlingen und Liptingen wieder an die Donau zu gelangen.

Der Verluſt der franzöſiſchen Armee in dieſer Aufeinanderfolge hitziger Gefechte war ziemlich beträchtlich. Zweitauſend Mann waren kampfunfähig, theils todt, theils verwundet; aber die öſterreichiſche Armee hatte 3000 Mann eingebüßt, außerdem waren uns 4 bis 5000 Gefangene in die Hände gefallen. Die franzöſiſchen Truppen hatten durch ihre ſeltene Tapferkeit die Mängel des allgemeinen Planes verbeſſert. Dieſer Plan ließ in der That vieles zu wünſchen übrig, und man kann nunmehr ſeine ſchwachen Seiten beurtheilen.

Zunächſt läßt ſich aus den Erfolgen ſelbſt leicht erſehen, wie nachtheilig es war, den Rhein an drei verſchiedenen Punkten überſchritten zu haben. Man hatte in Folge dieſes Verfahrens nur drei Corps zum vereinten Vorrücken bereit gehabt, wärend die Wirkſamkeit des dritten, Saint-Cyrs Corps, noch dazu durch die Nothwendigkeit dem zurückgebliebenen vierten die Hand zu reichen, gelähmt wurde. Dieſem Syſteme, den Uebergang auf verſchiedenen Punkten zu bewerkſtelligen, mußte man noch zudem die Verſpätung von Saint-Cyrs Artillerie zuſchreiben, was nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Richepanſe geleiſtete Hülfe zu verzögern. Was die Schlacht ſelbſt anbelangt, ſo mußte Moreau bei Engen mit 25,000 Mann gegen 40,000 Mann kämpfen, während Lecourbe bei Stockach mit 20,000 nur 12,000 Mann gegenüberſtand und Saint-Cyr beinahe gar nicht in Anſpruch genommen, oder auf die Rolle einer bloßen Beobachtung beſchränkt war. Auf die Anklage gegen ihn, zu ſpät eingetroffen zu ſein, verſicherte er, im Laufe des Tages auch nicht einen

einzigen Adjutanten aus dem Hauptquartier empfangen zu haben. Nie oder höchſt ſelten wird man ſolche Vorkommniſſe auf Schlachtfeldern ſehen, wo der Erſte Conſul in Perſon commandirte. Man mußte indeß noch immer ein großer General ſein, um ſo zu verfahren, wie Moreau es that. Einmal, im Angeſicht der Gefahr, war er mit der ihm ſtets eigenen Ruhe und Kraft zu Werke gegangen und unterſtüzt von der Tapferkeit ſeiner Truppen, hatte er am Ende doch den Sieg davon getragen und über den Feind eine entſchiedene Ueberlegenheit erlangt.

Er ließ ſeine Armee auf dem Schlachtfelde lagern. Wenn er Tags darauf den Baron Kray lebhaft auf der Straße von Stockach der Donau zugedrängt hätte, ſo würde er ihn wahrſcheinlich in gänzlicher Verwirrung hineingeworfen haben. Aber Moreau hatte nicht genug Energie und ſchonte ſeine Truppen zu ſehr, um jene raſchen Bewegungen auszuführen, die ohne Zweifel die Leute augenblicklich ſehr anſtrengen, im Grunde aber ihr Blut und ihre Kräfte ſchonen, da ſie den Lauf der Ergebniſſe beſchleunigen. Der 4. Mai (14. Floreal) wurde dazu verwendet, die Stellung der Armee zu verbeſſern und langſam gegen die Donau vorzurücken. Saint-Cyr marſchirte zu dieſem Zwecke über Duttlingen, Moreau und Lecourbe über Mößkirch, ſtets achtſam auf ihren rechten Flügel und die Päſſe vor Adelberg, aus welchen der Fürſt von Reuß hätte hervorbrechen können.

Kray war noch nicht entſchloſſen, ohne weitern Kampf das Feld zu räumen. Seine Armee war ſchon ſehr erſchüttert und zudem um beinahe 10,000 Mann geſchwächt; er beging den Fehler, ſeine Armee, ehe er über die Donau gegangen war und die Generale Kien-

mayer und Sztarray die mit dem franzöſiſchen Korps von Sainte=Suzanne gleichzeitig vom Rhein durch den Schwarzwald zurückkamen, wieder an ſich gezogen hatte, einem nochmaligen Zuſammentreffen mit den Franzoſen ausſetzen zu wollen. Er hätte des Schutzes eines großen Stromes, einige Raſttage und Verſtärkungen bedurft, den Muth der öſterreichiſchen Armee wieder aufzurichten. Die Stellung von Mößkirch, in der ſich feſtzuſetzen ihm Moreau die Zeit ließ, flößte Kray den unklugen aber muthigen Entſchluß ein, nochmals den Kampf zu wagen.

Die Stellung von Mößkirch iſt in der That ſehr ſtark. Die Heerſtraße, die über Engen und Stockach der Donau zuführt, wird kurz vor Mößkirch von einem breiten und erhabenen Plateau beſtrichen, welches das Plateau von Krumbach heißt. Sie läßt es zu ihrer Linken, vertieft ſich dann in eine bewaldete Gegend und bildet daſelbſt ein langes Defilé. Hierauf mündet ſie wieder in eine offene Gegend, in deren Hintergrund man rechts das Städtchen Mößkirch und links das Dorf Heudorf erblickt. Hinter Mößkirch erhebt ſich eine Hügelreihe, die ſich von Mößkirch bis Heudorf erſtreckt und ſich dann von Heudorf aus links rückwärts an das Plateau von Krumbach anſchließt, ſo, daß die zuerſt unter dem Plateau von Krumbach vorbeilaufende Straße, die ſich dann in ein Gehölz vertieft, endlich, von den zwiſchen Mößkirch und Heudorf befindlichen Höhen beſtrichen, ins Freie führt.

Kray hatte dieſe Stellung mit einer furchtbaren Artillerie beſetzt. Der Prinz von Lothringen, der den linken Flügel der Oeſterreicher bildete, ſtand in Mößkirch und auf den umliegenden Höhen; von Nauendorf,

der das öſterreichiſche Centrum bildete, war oberhalb Heudorfs in ganzer Front aufgeſtellt und hatte eine Grenadierreſerve hinter ſich. Der die bayeriſche Truppen befehligende General Wrede, Erzherzog Ferdinand und General Giulay bildeten zuſammen den auf dem Plateau von Krumbach befindlichen rechten Flügel der Oeſterreicher.

Moreau rechnete bei Möskirch eben ſo wenig auf eine Schlacht, als wie er bei Engen auf eine gerechnet hatte. Da er indeſſen vermuthete, daß er bei Mößkirch auf einigen Widerſtand treffen würde, ſo hatte er Lecourbe davon verſtändigt und ihm angezeigt, daß auf dieſem Punkte ſich vielleicht ein Kampf entſpinnen würde, ohne ihm jedoch die beſtimmten Befehle zur Concentrirung zu geben, wie es eine bevorſtehende Schlacht ſtets mit ſich führt. Lecourbe, der die Spitze der Armee bildete und mit drei Diviſionen marſchirte, hatte die Diviſion Vandamme etwas weit vor ſeinen rechten Flügel vorgeſchoben und zwar um noch immer die Bewegungen des Fürſten Reuß gegen Vorarlberg zu beobachten. Ein Theil dieſer Diviſion unter dem General Molitor ſollte auf der Straße über Pfullendorf und Kloſterwald gegen die Flanke von Mößkirch anrücken. Lecourbe ſelbſt ſollte mit den beiden Diviſionen Montrichard und Lorges nebſt der Cavalleriereſerve auf der ſchon früher beſchriebenen Straße, die zuerſt unter dem Plateau von Krumbach vorbeizieht und dann durch ein Gehölz vor Mößkirch in eine offene Gegend führt, gegen Mößkirch vorrücken. Moreau rückte auf derſelben Straße, aber in einiger Entfernung, nach, Saint-Cyr, der bei Tuttlingen an den beiden Seiten der Donau ſtand, deckte aus der Ferne Moreaus linke Flanke.

Dies waren gewiß keine Vorkehrungen und Anordnungen zu einer großen Schlacht. Vandamme hätte nicht mit einer Uhlanendiviſion allein auf die Flanken der Stellung bei Mößkirch geworfen, ſondern Lecourbe mit ſeinem ganzen Corps hingeſandt werden ſollen. Moreau hätte nicht ſo ſpät aufbrechen, noch ſich auf demſelben Wege und noch dazu in einem Walddefilé mit Lecourbe zuſammendrängen ſollen. Saint-Cyr mußte nicht ſo weit entfernt gelaſſen werden.

Wie nun dem auch ſei, Lecourbe brach, den erhaltenen Anordnungen zufolge, Morgens auf. Auf der Höhe von Krumbach angekommen, ließ er dieſes Plateau links und zog durch das Defilé. Einige in dieſem langen Defilé angetroffene Vorpoſten wurden raſch zurückgeworfen und man gelangte an den Ausgang. Da ward man nun das offene Terrain anſichtig, in deſſen Hintergrund Mößkirch liegt und das von allen Seiten mit Höhen umgeben war, die von dem Geſchütz der Oeſterreicher gekrönt waren. Kaum erſchienen die Colonnenſpitzen, als ſie durch fünf Geſchütze von Mößkirch und durch zwanzig von der Seite Heudorfs her mit einem Kugel- und Kartätſchenhagel überſchüttet wurden. Zwei Bataillone leichter Infanterie beſetzten den Saum des Waldes und drei Regimenter Cavallerie, das 9. Huſaren-, das 12. Chaſſeur- und das 11. Dragonerregiment warfen ſich raſch vor, um das Auffahren unſerer Artillerie zu decken. Unſere Schwadronen mußten jedoch vor dem Kreuzfeuer der 25 Geſchütze, die ſie im vollen Sinne des Wortes niederſchmetterten, zurückweichen. Fünfzehn Kanonen, die der General Montrichard der öſterreichiſchen Artillerie hatte entgegenſetzen wollen, wurden theilweiſe demontirt. Die leichte

Infanterie wurde ſelbſt genöthigt, im Walde Schutz zu ſuchen. Die öſterreichiſche Cavallerie verſuchte nun ihrerſeits uns anzugreifen, wurde aber kräftig zurückgewieſen. Indeß wurden die Colonnen des Generals Montrichard, jedesmal als er mit ihnen hervorbrechen wollte, durch das gewaltige Geſchützfeuer aufgehalten. Es war bald erſichtlich, daß hier nicht der wahre Punkt ſei, um Mößkirch anzugreifen, und daß man im Gegentheil rechts von dem Kreuzwege von Kloſterwald, auf dem Vandamme vorrückte, den Angriff bewerkſtelligen müſſe. Bei der bedeutenden Entfernung, die dieſer aber zurückzulegen hatte, konnte er noch nicht ſo bald eintreffen. Indeß beſchloß Lecourbe, einen Angriff auf Heudorf zu wagen, indem er ſich links wandte und am Saume des Waldes fortrückte. Die 10. leichte Halbbrigade rückte ungeachtet des heftigen Kanonen- und Musketenfeuers in Heudorf ein, wurde aber durch überlegene Kräfte zurückgeworfen, und als die Cavallerie zu ihrer Unterſtützung herbeieilte, wurde ſie durch das am Abhang hinter Heudorf aufgepflanzte Geſchütz zum Rückzug genöthigt. Dieſer zweite Verſuch, gegen den linken Flügel hervorzubrechen, war alſo nicht glücklicher als der bereits gemachte Verſuch, gerade gegen Mößkirch vorzurücken.

Durch unſern Unfall ermuthigt, wollten nun die Oeſterreicher ihrerſeits die Offenſive ergreifen und von dem Dorfe Heudorf aus, gegen die Diviſion Lorges losbrechen. Aber dies war gegen ſo tapfere Truppen etwas zu viel gewagt. Die 38. Halbbrigade formirt ſich in Colonnen und rückt vor. Acht Geſchütze begrüßen ſie mit einem Kartätſchenhagel. Sie rückt mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit unerſchrocken

weiter und dringt mit gefälltem Bayonett in Heudorf ein. Auf jenem abſchüſſigen Terrain, das ſich hinter dem Dorfe erhob, befand ſich ein Gehölz und in demſelben dichtgeſchloſſene Maſſen öſterreichiſcher Infanterie. Ueberlegene Streitkräfte ſtürzen ſich auf dieſe tapfere Truppe, ſie wird durch die Ueberzahl überwältigt und zum Rückzug gezwungen; allein die 67. Halbbrigade eilt zu ihrer Unterſtützung herbei und bringt ſie ſogleich zum Stehen. Alle beide greifen abermals an; die ganze Diviſion eilt herbei, überflügelt das Dorf, erſtürmt dieſe furchtbaren Höhen und bemächtigt ſich jenes Gehölzes, aus dem der Feind ſeinen ſchrecklichen Kugelregen gegen uns hervorſprühte. Während ſich auf unſerm linken Flügel dieſer furchtbare Kampf um Heudorf entſpinnt, brach endlich Vandamme mit der Brigade Molitor auf unſerm rechten Flügel gegen Mößkirch hervor. Er ordnet dieſelbe geſchickt zum Angriff, ungeachtet des mörderiſchen Feuers, das die öſterreichiſche Infanterie aus der Vorſtadt von Mößkirch eröffnet. Dieſe tapfere Truppe greift wüthend an und dringt in Mößkirch ein, während zwei Bataillone auf den Höhen die Stellung umgehen. Montrichard, noch immer im Gehölze eingeſchloſſen, wählt dieſen Augenblick, um in die offene Gegend, die für uns bald ſo verhängnißvoll geworden wäre, hervorzubrechen. Er ſtürzt in vier Colonnen im Angeſicht der durch dieſe gleichzeitigen Angriffe bereits einigermaßen zum Schwanken gebrachte Artillerie hervor. Die vier Colonnen Montrichards kommen an, dringen durch einen am Fuße dieſer Höhen ſich hinziehenden Hohlweg und erſtürmen das Plateau von Mößkirch in dem Augenblick, als die in Mößkirch eingedrungenen Truppen Vandammes wieder von dort

hervorbrechen. Die Oeſterreicher werden auf allen Seiten in die Flucht gejagt. Ihre etwas weiter rückwärts bei Rohrdorf aufgeſtellte Reſerve will nun ihrerſeits in Thätigkeit treten, wird aber durch die nun vereinigten Diviſionen Vandamme und Montrichard in Schranken gehalten.

In dieſem Augenblick waren wir die Herren der ganzen Linie von Mößkirch bis Heudorf. Nun aber erkannte Kray mit außerordentlich richtigem Blicke den verwundbaren Punkt unſerer Stellung, zieht einen Theil ſeiner Streitkräfte zurück und wirft ſie gegen unſere Linke auf das Plateau von Krumbach, von wo aus er unſere Flanke im Rücken bedroht. Die Diviſion, die Heudorf beſetzt hielt, lief Gefahr, überwältigt zu werden. Die ganze öſterreichiſche Grenadierreſerve hatte ſich auf dieſe unglückliche Diviſion geworfen, die, nachdem ſie Heudorf mehrmals genommen und wieder genommen, von Anſtrengung ganz erſchöpft war. Sie befand ſich nun gleichzeitig von dem Feuer der Artillerie und der Maſſe der öſterreichiſchen Infanterie bedrängt. Glücklicherweiſe hatte Moreau, durch die Heftigkeit der Kanonade aufmerkſam gemacht, ſeinen Marſch beſchleunigt. Endlich langt er mit ſeinem aus den Diviſionen Delmas, Richepanſe und Baſtoul gebildeten Corps am Eingange des Gehölzes an. Er beeilte ſich, die Diviſion Delmas links nach Heudorf zur Unterſtützung der Diviſion Lorges zu ſenden. Dieſe tapfere Truppe ändert die Lage der Dinge, ſtürzt die öſterreichiſchen Grenadiere über den Haufen, und nimmt Heudorf ſo wie das oberhalb deſſelben gelegene Gehölz ein. Aber eben ſo wie wir Unterſtützung erhalten, erhält ſie auch Kray. Sein rechter, vom Erzherzog Ferdinand und General

Giulay gebildeter Flügel, dem Saint-Cyr ſeit Beginn der Operationen Schritt vor Schritt, aber nur allzu entfernt folgt, raſch aufs Schlachtfeld geführt, wird zwiſchen Heudorf und Krumbach der Diviſion Delmas in die Flanke geſandt, ſo daß ſie Gefahr läuft, umzingelt zu werden. Ein Theil derſelben macht augenblicklich links um. Die 57. Halbbrigade, die in Italien den Beinamen „die Schreckliche“ erworben, formirt ſich in Schlachtordnung und hält, aus ſechszehn Geſchützen beſchoſſen, denen Delmas nur fünf, die bald demontirt worden, gegenüberſtellen kann, über eine Stunde dem Andrange der öſterreichiſchen Maſſen Stand. Dieſe heroiſche Schaar bleibt in dieſem fürchterlichen Feuer unerſchütterlich und es gelingt ihr den Feind aufzuhalten. Moreau von einem Corps zum andern eilend, um ſie entweder aufzuſtellen oder zu unterſtützen, führt die Diviſion zu ihrem Beiſtande herbei. Er kommt eben in dem Augenblick an, als die Oeſterreicher, welche die Diviſion Delmas nicht zum Weichen bringen können, ſie wenigſtens der Unterſtützung der Diviſion Baſtoul zu berauben ſuchen, indem ſie auf dem Plateau von Krumbach aufmarſchiren um unſere Verbindung zu unterbrechen. Schon rücken ſie von dieſem Plateau auf die Straße herab und beginnen in die Colonne unſeres Gepäckes einzudringen. So erſtreckte ſich die Schlacht, nachdem ſie bei Mößkirch begonnen, von Heudorf und von hier nach Krumbach, den ganzen Winkel dieſer ausgedehnten Stellung auffaſſend und ihn mit Blut und Trümmern bedeckend. In dieſer bedenklichen Lage unterſtützt die Diviſion Baſtoul würdig die Anſtrengungen der Diviſion Delmas, wird aber ſelbſt umzingelt, wenn es dem Feinde gelingt, von dem Plateau von Krum-

bach herabzuſteigen und ſich der Heerſtraße zu bemächtigen, auf der unſere Truppen anlangen. Glücklicherweiſe wird die Diviſion Richepanſe noch zeitig genug auf den entſcheidenden Punkt geführt, formirt ſich daſelbſt in Colonnen, erſteigt unter einem Bohrfeuer das Plateau von Krumbach und überflügelt den Erzherzog Ferdinand, der uns überflügeln wollte. Nach dieſer letzten Anſtrengung blieb Kray kein Corps mehr, das er gegen Richepanſe ſenden konnte, und er iſt genöthigt das Signal zum Rückzug zu geben. Von Krumbach bis Heudorf und von Heudorf bis Mößkirch iſt der Sieg überall unſer.

In dieſem Augenblicke befand ſich das Corps von Saint-Cyr einige Stunden davon in Neuhauſen ob Eck. Wäre er hervorgebrochen, ſo war die öſterreichiſche Armee erreicht und ſtatt eines gewöhnlichen Sieges, trug man einen jener glänzenden davon, die gewöhnlich einen Feldzug beenden. Welche verhängnißvolle Unthätigkeit hielt ihn denn aber ſo nahe dem Orte, wo er das Schickſal des Krieges entſcheiden konnte, ſo nutzlos zurück? Dies läßt ſich nur ſchwer erklären. Saint-Cyr behauptete den Tag darauf, daß man ihm keinen Befehl zugeſandt hätte. Moreau erwiederte, er habe mehrere Adjutanten an ihn abgeſandt. Saint-Cyr erwiederte darauf, er ſei ſo nahe dem Kampfplatze geweſen, daß, wenn man auch nur einen Offizier an ihn abgeſandt hätte, derſelbe unfehlbar bei ihm eingetroffen wäre. Der Anhang Moreaus antwortete, daß Saint-Cyr, als ſchlechter Kamerad, ſeine Nachbarn bei Mößkirch wie bei Engen abſichtlich habe vernichten laſſen wollen.

So treiben alſo Eiferſucht, Anklagen und Verläum-

dungen im militäriſchen wie im bürgerlichen Leben ihr Spiel. Die menſchlichen Leidenſchaften ſind überall dieſelben und der Krieg iſt gewiß nicht geeignet, ſie zu erkalten, zu mäßigen oder in die Schranken der Gerechtigkeit zu weiſen. Es läßt ſich indeß nicht in Abrede ſtellen, daß Saint-Cyr über die Coterie, die ſich Moreau bemächtigt hatte, mißvergnügt, abſichtlich nicht über die Gränzen ſeines Commandos hinausgehen wollte, an deſſen Spitze er zwar meiſterhaft operirte, aber nie den Befehl des Feldherrn ergänzte und, um zu handeln, ſtets erſt Befehl dazu erwartete, den Befehl, den ein General ſtets zu errathen und dem er zuvorzukommen wiſſen muß, hauptſächlich, wenn er Kanonendonner vernimmt. Saint-Cyr, der ſeine nahe Nachbarſchaſt als Beweis anführte, daß, wenn man ihm Offiziere zugeſandt hätte, dieſelben unfehlbar hätten ankommen müſſen, klagte ſich dadurch nur ſelbſt an; denn eben dieſe Nähe machte es unverzeihlich, daß er nicht wenigſtens mit einer Diſion dahin kam, wo ein ſo furchtbares Geſchützfeuer einen gewaltigen Kampf und aller Wahrſcheinlichkeit nach große Gefahr ankündigte. Er machte übrigens bald durch große Dienſte das Unrecht wieder gut, das er ſich bei dieſer Gelegenheit hatte zu Schulden kommen laſſen. Die Franzoſen, wie die Oeſterreicher waren am Ende dieſes Tages erſchöpft. In der gränzenloſen Verwirrung der Schlachten kann man nie ganz genau die Zahl der Todten und Verwundeten angeben. Deren Zahl mußte bei Mößkirch bedeutend ſein. Von der franzöſiſchen Armee mußten ungefähr 3000 Mann und von der öſterreichiſchen Armee gewiß doppelt ſo viel umgekommen ſein. Aber die franzöſiſche Armee war voll Zuverſicht; ſie hatte das Schlachtfeld erobert und

wollte den Tag darauf daſſelbe wieder verlaſſen, um dieſe Reihe von Kämpfen fortzuſetzen, die ohne bis jetzt entſcheidende Ergebniſſe zu liefern, ihr doch ſtets ein ununterbrochenes Uebergewicht über den Feind verſchafft hatten. Die tief erſchütterte öſterreichiſche Armee dagegen war nicht im Stande, einen ſolchen Kampf länger fortzuſetzen.

Nach der Schilderung, die wir ſo eben gegeben, wird die ganze Welt leicht die Urtheile errathen, die über Moreaus Operationen gefällt wurden*) Er war auf ein Schlachtfeld geeilt, ohne es vorher zu recognosciren; er hatte auf den eigentlichen Angriffspunkt, welcher die Straße von Kloſterwald nach Mößkirch war, die nach der Flanke dieſes Städtchens zu ausmündete, zu geringe Streitkräfte gerichtet; er war zu ſpät aufgebrochen und hatte alle ſeine Diviſionen, eine nach der andern, in ein Gehölz geſchoben, aus dem ſie ohne großen Verluſt an Mannſchaft nicht hervorbrechen konnten; endlich hatte er Saint-Cyr nicht dahin beordert, wo deſſen Gegenwart entſcheidend geweſen wäre. Kray dagegen hatte, nachdem er ſeine Anſtrengungen gegen den am meiſten verwundbaren Punkt gegen unſere linke gerichtet, den Fehler begangen, ſich Mößkirch nehmen zu laſſen; man muß indeß zu ſeiner Rechtfertigung anführen, daß die öſterreichiſchen Truppen hinſichtlich der Einſicht und Feſtigkeit den franzöſiſchen bei Weitem nicht gleich waren. Außerdem begannen ſie ihr Selbſtvertrauen zu verlieren und ſie waren nicht mehr leicht zu

---

*) Vergleiche Mémoires de Saint-Cyr S. 215. ff. Bd. VI. Feldzug von 1800.

bewegen, den Anblick und den Angriff der Franzoſen auszuhalten.

Kray beeilte ſich, am Tage darauf, den 6. Mai (16. Floreal) hinter die Donau zu kommen, um endlich an dieſer wichtigen Operationslinie feſtzuhalten. Dies war jetzt der Augenblick, hinter ihm herzueilen und ihm den Rückzug über dieſen Strom entweder unmöglich zu machen oder doch wenigſtens ſo ſehr als möglich zu erſchweren. Moreau rückte in ganzer Front vor, den linken Flügel an die Donau ganz nahe bei dem Punkte, wo die Oeſterreicher ihren Uebergang bewerkſtelligten; hätte er ſich plötzlich links gewendet, ſo wäre es ihm in Leichtes geweſen, ſie vollkommen zu überwältigen. Saint-Cyr bildete in dieſem Augenblicke den an der Donau angelehnten linken Flügel. Da er am vorhergehenden Tage nicht im Feuer geweſen, ſo war er im Stande zu kämpfen und hegte auch Verlangen dazu. Er ſelbſt ſah die kaiſerlichen Truppen mit einer Art Haſt ſich auf dem Punkte von Sigmaringen zuſammendrängen. Die Donau beſchreibt daſelbſt einen Bogen und bietet eine Vertiefung dar, in welche die öſterreichiſche Armee ſich zuſammengedrängt hatte, eilig wie ſie war, das andere Ufer zu gewinnen. Saint-Cyr ſah ſie deutlich auf kleine Kanonenſchußweite in einem Raum zuſammengedrängt, der kaum für eine Diviſion ausreichend geweſen wäre und beim Anblick der Franzoſen derartig überraſcht, daß ſie vor einer einfachen Brigade Neys ihren Uebergang unterbrach, ſich in Schlachtordnung aufſtellte und ſich hinter einem Feuer von 60 Geſchützen zu decken ſuchte. Als Saint-Cyr ſie ſo zuſammengedrängt und beſtürzt ſah, erlangte er die Gewißheit, daß er ſie durch einen Angriff ſeines ganzen

Corps leicht in die Donau ſtürzen würde. Er ließ einige Stück Geſchütz auffahren, und jeder Schuß ſchmetterte ganze Reihen nieder, aber ſie konnten nicht erwarten, den 60 öſterreichiſchen Feuerſchlünden gegenüber ſchußfähig zu bleiben. Er hoffte durch dieſe Kanonade die Aufmerkſamkeit Moreaus auf ſich zu ziehen und ihn von dem Reſervecorps zum Corps des linken Flügels zu bringen. Da er ihn nicht ankommen ſah, ſo ſandte er einen Offizier an ihn, um ihn davon zu benachrichtigen und den Befehl zum Angriff zu erhalten. Aber es beſtand keine Einigkeit mehr. Man glaubte beim Generalſtabe, oder man ſtellte ſich wenigſtens, als glaubte man, Saint-Cyr wolle ſich abermals mehr links ziehen, um ſich mehr zu iſoliren und allein zu handeln. Man antwortete ihm mit dem Befehl, ſich rechts zu halten, um enger als er es gewöhnlich zu thun pflege, mit dem Reſervecorps, welches das Centrum der Armee bildete, in Verbindung zu bleiben. „Dieſe Maßregel iſt unerläßlich,“ ſagte man ihm, „damit der Oberbefehlshaber im Nothfalle über Ihre Truppen verfügen kann.“ *) Der Sinn dieſes Befehls zeigte hinlänglich den Unmuth des Oberbefehlshabers und ſeiner Umgebung. Es war klar, daß ſich Moreau durch den Befehl dieſes einzelnen Corps abſorbiren ließ und die Schwachheit ſeines Charakters Urſache zu inneren Spaltungen gab, die aller Orten verhängnißvoll, bei den Armeen jedoch noch weit verderblicher, als ſonſt irgendwo ſind.

Kray konnte alſo ohne Gefahr entwiſchen und ſeine Armee jenſeits der Donau wieder verſammeln. Kien-

*) Mémoire de Saint-Cyr S. 201. Bd. VI.

mayer hatte ſich ihm aber mit den vom Rhein kommenden Truppen angeſchloſſen; Sztarray folgte ihm auf dem Fuße.

Die Armee Moreaus hatte zu Stockach und Donaueſchingen beträchtliche Magazine getroffen; ſie litt an nichts Mangel und war ſowohl durch ihre Erfolge als durch die Offenſive, die fortwährend von ihr ausgegangen war, ſehr angefeuert. Moreau ſetzte während des 7. und 8. Mai (17. und 18. Floreal), den linken Flügel noch immer an der Donau, ſeinen Marſch fort, bot noch immer eine allzu ausgedehnte Schlachtlinie und machte nur kleine Tagemärſche, um Sainte-Suzanne Zeit zu laſſen, ihn einzuholen. Am 9. (15. Floreal) verließ Moreau, da er wußte, daß der vom linken Donauufer hergekommene Sainte-Suzanne ſich in gleicher Höhe mit der Armee befand, ſein Hauptquartier und ging über die Donau, um die neu angelangten Truppen zu beſichtigen. Dieſe Truppen bildeten nun ſeinen linken Flügel, während Saint-Cyr das Centrum bildete und das Reſervecorps nun wirklich ſeinem Titel gemäß zur Rolle der Reſerve überging. Kray mußte aller Wahrſcheinlichkeit nach bedacht ſein, ſeinen Truppen einige Erholung zu gönnen und ſich jenſeits der Donau halten, ſo daß wir am 9. immerhin einen Marſch vorwärts machen konnten, ohne auf einen Feind zu ſtoßen. Moreau befahl ſeinem rechten Flügel, d. i. Lecourbe, ſich am 9. zwiſchen Wurzach und Ochſenhauſen zu begeben, der Reſerve nach Ochſenhauſen ſelbſt, und dem Centrum, d. h. Saint-Cyr, über Biberach hinauszugehen, und zu ſeiner Linken ſtets die Donau zu beobachten. Die Armee rückte auf dieſe Weiſe ziemlich nahe an die Iller und ſtand mit dieſem Neben-

fluſſe der Donau parallel. Moreau reiſ'te am 9. Morgens ab, indem er glaubte, dem Corps Sainte-Suzannes immerhin einen ganzen Tag widmen zu können.

Allein Kray war in Folge des Gutachtens eines Kriegsrathes, der es nöthig gefunden hatte, die ungeheueren Magazine von Bieberach zu retten und ſie nicht wie jene von Engen und Stockach den Franzoſen in die Hände zu liefern, plötzlich zu einem neuen und unerwarteten Entſchluſſe bewogen worden. Er ſetzte daher mit ſeiner Armee bei Riedlingen wieder auf das rechte Donauufer über und ſtellte ſich vor und hinter Bieberach auf. Dieſer Ort hatte bereits zum Schauplatz einer im Jahre 1776 hauptſächlich durch Saint-Cyrs Mitwirken, von Moreau gewonnenen Schlacht gedient. Dieſer Schauplatz ward nochmals zum Zeugen eines ſowohl für die Armee als für Saint-Cyr ſelbſt glücklichen Erfolges.

Bieberach liegt in einem den Ueberſchwemmungen der Rieß ausgeſetzten Thälchen. Dasſelbe iſt dermaßen moraſtig, daß ein Mann zu Pferde ſich nicht ohne Gefahr hineinwagen kann und man genöthigt iſt, durch Bieberach ſelbſt und über die zu dieſem Städtchen gehörige Brücke zu gehen. Man dringt in dieſes Thal durch eine Art Engpaß, der zwiſchen den umliegenden Höhen, und zwar jenen des Galgenbergs auf der einen und jenen Mittelbieberachs an der andern Seite, angelehnt iſt. Ueber den Sumpf der Rieß gelangt man auf der zu der Stadt gehörigen Brücke. Jenſeits dieſes Sumpfes bietet ſich eine treffliche Stellung dar, der Mettenberg genannt, in der eine gut mit Geſchütz verſehene Armee eine ausnehmend feſte Stellung faſſen kann. Kray beabſichtigte nicht, ſich vor dem Defilé

aufzuſtellen, da er im Fall des Rückzugs einen zu engen Ausweg hatte; er konnte nur hinter Bieberach, jenſeits der Rieß, auf dem Mettenberg ſelbſt ſeine Aufſtellung nehmen. Er konnte indeß eben ſo wenig Bieberach ohne Deckung laſſen. Demzufolge poſtirte er, nachdem er mit dem Gros ſeiner Armee die Stellung auf dem Mettenberg eingenommen hatte, ein Corps von 8—10 Bataillonen und 12 Schwadronen vor den Engpaß von Mittelbieberach, um den Marſch der Franzoſen aufzuhalten und ſo Zeit zu gewinnen, den größten Theil einiger Magazine entweder ausräumen oder zerſtören zu laſſen.

Dieſer Plan war beſonders bei einer demoraliſirten Armee ſehr gefährlich. Saint-Cyr, der den Befehl erhalten, in einiger Entfernung jenſeits Bieberachs ſein Nachtquartier aufzuſchlagen, entdeckte bald die Stellung, welche die Oeſterreicher eingenommen hatten. Es war ihm ſehr unangenehm, weder den Befehlshaber, noch den Chef des Generalſtabs bei ſich zu haben, um die nothwendigen Befehle ertheilen zu laſſen und von dieſer Bewegung Nutzen zu ziehen. Moreau war abweſend und General Deſſoles nicht am Orte gegenwärtig. Hätte Saint-Cyr ſeine ſämmtlichen Streitkräfte vereinigt gehabt, ſo würde er nicht gezögert haben, mit ſeinem Corps allein anzugreifen, aber leider waren ſie theilweiſe zerſtreut. Genöthigt, zu ſeiner Linken die Donau im Auge zu behalten, hatte er zu dieſem Zwecke die beſte ſeiner Diviſionen, jene Neys, dazu verwendet. Er ſandte mehrere Offiziere ab um den General Ney aufzuſuchen; aber dieſer ſteckte längs den Krümmungen des Fluſſes auf ſchrecklichen Wegen, und es war nicht ſo leicht ihn zu erreichen und wieder zurückzuführen.

Saint-Cyr hatte zum Angriff einer Maſſe von 60,000 Mann nur die zwei Diviſionen Tharreau und Baraguay-d'Hilliers, mit der ſeinem Corps zugetheilten Cavallerie-Reſerve unter General Sahuc. Die ihm bekannte Demoraliſirung des Feindes lockte ihn ſehr, aber das Mißverhältniß der Kräfte ließ ihn noch zögern, als er plötzlich das Feuer der Diviſion Richepanſe vernahm, die den Auftrag hatte, die Verbindung mit Saint-Cyr zu erhalten und jenſeits der Rieß über die Brücke von Bieberach vorzurücken und nun mittelſt eines Kreuzweges des von Reichenbach, auf demſelben Punkte eingetroffen war. Da Saint-Cyr nun die treffliche Diviſion Richepanſe zu ſeiner Verfügung und Ergänzung der durch Neys Commandirung in ſeinem Corps gelaſſenen Lücke hatte, zögerte er nicht länger. Er dachte, daß wenn das vor dem Engpaſſe zu Bieberach aufgeſtellte Detachement über den Haufen geworfen werde, ſo würde die Niederlage dieſer 8—10,000 Mann ſtarken Abtheilung immerhin von wichtigerer Bedeutung ſein, als die Niederlage einer bloßen Vorhut und der Muth der feindlichen Armee konnte dadurch aufs gewaltigſte erſchüttert werden. Daher nahm er ſich auch nicht einmal die Zeit, ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen, ſondern ließ 18 Bataillone und 24 Schwadronen, die ihm eben zur Hand waren, im Geſchwindſchritte vorrücken und warf ſie auf die 10,000 Oeſterreicher, die den Engpaß verſperrten. Durch einen ſo ungeſtümen Angriff über den Haufen geworfen, ſtürzten ſie in wilder Verwirrung nach Bieberach und in das Rießthal hinein. Es war leicht, ſo faſt alle gefangen zu nehmen, aber Saint-Cyr wollte dies nicht, da er befürchtete, daß wenn er ſeinen Soldaten erlaubte, ſie

zu verfolgen, er ſeine Diviſionen nicht mehr ſammeln könnte um ſie zum entſcheidenden Schlage mitwirken zu laſſen. Er begnügte ſich in Bieberach einzurücken, ſich dort feſtzuſetzen und die Erhaltung der Magazine zu ſichern. Nachdem er dieſen Punkt hinreichend beſetzt und ſich für jeden möglichen Fall einen ſichern Rückzug geſichert hatte, ging er über die Rieß. Richepanſe war ſo eben zu ſeiner Rechten auf dem Wege von Reichenbach eingetroffen. Von dieſer neuen Diviſion verſtärkt, ging Saint-Cyr über die Brücke von Bieberach über die Rieß und begab ſich in Perſon voraus, um die Stellung des Feindes in Augenſchein zu nehmen. In dieſem Augenblick ſtiegen die paar tauſend Mann, die ſo plötzlich in die Rieß geworfen worden waren, zwiſchen den Reihen der öſterreichiſchen Armee, die ſich öffneten, um ſie durchzulaſſen, wieder empor und man konnte leicht erkennen, welche Beſtürzung bei dieſer Armee herrſchte. Saint-Cyr ſandte einige Plänkler vor, um den Feind zu necken, ohne daß derſelbe jedoch andere Plänkler ſandte, um jene in die Thalſchlucht zu werfen. Man antwortete dieſen einzelnen Plänklern durch ein allgemeines Pelotonfeuer, gerade wie es geängſtigte Truppen zu thun pflegen, die ſich durch Lärm wieder ermuthigen wollen. Saint-Cyr war an Ort und Stelle einer der geſchickteſten Tactiker, die unter uns je zum Vorſchein gekommen ſind. Sobald er die öſterreichiſche Armee in dieſem Zuſtande ſah, war ſein Entſchluß augenblicklich gefaßt. Er ließ die Diviſionen Tharreau und Baraguay ſich in zwei Colonnen formiren, bildete aus der Diviſion Richepanſe eine dritte und ſtellte die Cavallerie auf beiden Flügeln ſtaffelförmig auf. Als er ſeine Streitkräfte auf dieſe Weiſe entwickelt hatte,

ſetzte er ſeine ſämmtlichen Colonnen gleichzeitig in Bewegung.

Seine Soldaten erſtiegen mit einer beiſpielloſen Feſtigkeit die Abhänge des Mettenbergs. Als die Oeſterreicher dieſe Soldaten mit ſolch einer unerſchütterlichen Ruhe eine ſo furchtbare Stellung erſteigen ſahen, von wo ſie eine an Zahl dreifach überlegene Armee in die Sümpfe der Rieß werfen konnte, wurden ſie von Staunen und Schrecken ergriffen. Kray ordnete eine rückgängige Bewegung an; aber ſeine Soldaten führten dieſelbe nicht aus, wie er gewollt hatte, denn nach einigen Schüſſen gaben ſie den Mettenberg auf und ergriffen in wilder Unordnung die Flucht, dem Corps von Saint-Cyr viele tauſend Gefangene und ungeheuere Magazine zurücklaſſend, welche letztere durch lange Zeit den Unterhalt der franzöſiſchen Armee beſtritten. Die Nacht hinderte deren Verfolgung.

Indeß traf Moreau ein, und obgleich er mit Saint-Cyr ſehr geſpannt war, ſo gab er ihm doch den Tag darauf in Gegenwart des Kriegsminiſters Carnot einen glänzenden Beweis ſeiner Zufriedenheit. Moreau, in dieſem Augenblicke von den falſchen Freunden die ihn im Hauptquartiere umgaben, befreit, verſtand es, gegen einen ſeiner Generale, der ohne ſeine Gegenwart und ohne ſeinen Befehl geſiegt hatte, gerecht zu ſein.

Die franzöſiſche Armee hatte einen vollkommenen Sieg erfochten. Die Oeſterreicher vermochten nicht mehr ſie aufzuhalten und ſie brauchte nur vorwärts zu marſchiren.

Kray hatte, man begreift nicht warum, ein Detachement zur Vertheidigung der Magazine von Memmingen abgeſandt. Memmingen lag auf dem Wege Le-

courbes. Dieſer Ort wurde beſetzt, das Detachement vernichtet und die Magazine genommen. Es geſchah dies am 10. Mai (20. Floreal). Am 11. und 12. zog ſich Kray definitiv nach Ulm zurück uud Moreau rückte fortwährend in einer langen, in ihrer Lage zur Donau beinahe ſenkrechten Linie vor. Am 13. Mai war er jenſeits der Iller ohne beim Uebergange einen ernſtlichen Widerſtand erfahren zu haben. Der rechte Flügel und die Reſerve befanden ſich zu Ungerhauſen, Kellmüntz, Illeraichheim und Illertiſſen. Saint-Cyr ſtand am Zuſammenfluß der Iller und der Donau auf beiden Seiten der Iller, hielt daſelbſt die Brücke von Unterkirchberg beſetzt und war mit Sainte-Suzanne, der am linken Donauufer vorrückte, in Verbindung. Von der Abtei von Wiblingen aus, wo ſich die Diviſion Ney befand und Saint-Cyr ſein Hauptquartier hatte, konnte man ganz deutlich die in der großen verſchanzten Stellung von Ulm befindlichen Oeſterreicher ſehen.

An beide Armeen hatten ſich alle ihre detachirten Corps wieder angeſchloſſen. Kray hatte in den vorhergehenden Tagen Kienmayer und dann Sztarray wieder an ſich gezogen. Moreau, der Sainte-Suzannes Diviſion wieder zur Verfügung hatte, ſah jetzt ſeine Armee im vollkommen completen Stande. Beide Armeen hatten Verluſte erlitten; aber jene der Oeſterreicher waren weit beträchtlicher als die unſerigen. Man ſchätzte den Verluſt derſelben zu 30,000 Mann an Todten und Verwundeten. Die Geſchichte muß ſich in dieſen Beziehungen auf Vermuthungen beſchränken, denn am Schlachttage verringern die Generale in ihrer Angabe gewöhnlich den Verluſt, während ſie, ſobald es ſich darum handelt, von ihrer Regierung Unterſtützung zu verlan-

gen, die Zahl der Todten, Verwundeten und Kranken ſtets erhöhen. Man kann daher nie mit vollkommener Genauigkeit den wahren Stand der unter den Waffen ſtehenden dienſtfähigen Mannſchaft ermitteln. Kray hatte mit 110—115,000 Mann bei der Feldarmee und 35 bis 40,000 Mann in den feſten Plätzen den Feldzug eröffnet, und konnte jetzt höchſtens noch 80,000 Mann zählen, die von Anſtrengungen aller Art erſchöpft und vollkommen demoraliſirt waren.

Man ſchätzt den Verluſt der franzöſiſchen Armee auf 4000 Todte, 6—7000 Verwundete, einige Fieberkranke, mehrere Gefangene, im Ganzen auf ungefähr 12—13,000 für den Augenblick wirklich dienſtunfähige Leute, von welchen die Armee nach einiger Erholung 4—5000 wieder in ihre Reihen aufzunehmen ſicher rechnen konnte. Dieſe Berechnung reducirte die Armee Moreaus für den Augenblick auf 90,000 Mann oder noch unbedeutend weniger. Aber er mußte in Folge der vor Beginn des Feldzugs mit Berthier eingegangenen Verpflichtung demnächſt ein großes Detachement entſenden. Man hatte in dieſer Uebereinkunft feſtgeſetzt, daß, ſobald Kray einmal 10—12 Märſche weit vom Bodenſee zurückgeworfen ſei, Lecourbe ſich nach den Alpen zurückziehen ſollte, um dann zur Reſervearmee zu ſtoßen. Maſſenas Gefahr erheiſchte dringend die Erfüllung dieſer Verpflichtung und es war nicht der eitle Grund, Moreau in ſeinem Siegeslaufe aufzuhalten, weßhalb man Lecourbes Corps zurückverlangte, ſondern der rechtmäßigſte aller Gründe, der: Genua und Ligurien zu retten. Die mit ſo vielen Anſtrengungen gebildete Reſervearmee zählte nur 40,000 Mann kriegserfahrene Truppen, und ſie bedurfte wohl einer

Verſtärkung, um ſie in Stand zu ſetzen, jene außerordentliche Operation, die ſie jenſeits der Alpen ausführen ſollte, wagen zu können.

Der Erſte Conſul, der dringend wünſchte, ſo bald wie möglich nach Italien aufzubrechen, der aber gleichzeitig auch Moreau ſchonen und doch die Ausführung ſeiner Befehle ſichern wollte, erwählte den Kriegsminiſter Carnot ſelbſt, um Moreau den förmlichen Befehl: Lecourbe nach dem St. Gotthard zu detachiren, ins Hauptquartier zu überbringen. Die Briefe, die dieſen Befehl begleiteten, waren voll Herzlichkeit und unwiderſtehlicher Gründe. Der Erſte Conſul wußte wohl, daß man ihm weder Lecourbe noch 25,000 Mann ſenden werde, hielt ſich jedoch zufrieden geſtellt, wenn man ihm auch nur 15—16,000 Mann ſandte.

Carnot wurde von Moreau mit ziemlichem Mißvergnügen aufgenommen; indeß vollzog Letzterer doch treulich die Befehle, die ihm der Miniſter überbrachte. Carnot zerſtreute als guter Bürger das Mißtrauen, das ſich in dieſem ſchwachen und leicht täuſchbaren Gemüthe hätte erheben können, und erweckte in ihm wieder das Vertrauen zum Erſten Conſul, das abſcheuliche, unruhige Köpfe zu zerſtören ſuchten. Einige Geſchichtſchreiber, die Moreau ſchmeicheln, die aber erſt ſeit 1815 Schmeichler geworden ſind, haben das der Armee von Deutſchland entzogene Detachement zu 25,000 Mann ſtark angegeben. Moreau ſelbſt ſchätzte es in ſeiner Antwort an den Erſten Conſul nicht über 17,800 und ſelbſt dieſe Zahl war übertrieben. Es marſchirten nicht mehr als 15—16,000 Mann zur Ueberſteigung des St. Gotthards in die Schweiz. Es blieben daher der Armee Moreaus noch ungefähr 72,000 ſtreitbare Leute,

deren Zahl ſich durch den Zuwachs der aus den Hoſpitälern reconvalescirten Mannſchaft bald auf 75,000 Mann erheben ſollte *). Dies war weit mehr, als man bedurfte, um 80,000 Oeſterreicher zu ſchlagen. Kray hatte in der That nicht mehr, und dieſe waren völlig entmuthigt und unfähig, bei einem ernſtlichen Zuſammentreffen mit den Franzoſen Stand zu halten.

Um ſeine Armee in den Augen des Feindes nicht zu ſchwächen, ließ er die gegenwärtige Eintheilung derſelben beſtehen und nahm die für den Erſten Conſul beſtimmten 16,000 Mann von allen Corps der Armee. Jedes einzelne Corps lieferte ſein Contingent, und ſo verdeckte man ſo gut wie möglich dieſe Verminderung der Streitkräfte. Moreau wollte Lecourbe, der für ſich allein wohl tauſend Mann werth war, behalten. Er wurde ihm auch belaſſen und der tapfere Lorges erhielt den Befehl des Detachements. Carnot kehrte unmittelbar nach Paris zurück, nachdem er die für den Uebergang des St. Gotthardt beſtimmten Truppen hatte ihrer Beſtimmung zumarſchiren ſehen.

Dieſe Operation wurde während des 11., 12. und 13. Mai's (21., 22. und 23. Floreal) bewerkſtelligt.

---

*) Ich ſtelle nach Moreaus eigenhändigem Briefwechſel dieſe Zahlen auf. Alle Berechnungen deſſelben ſind zu Gunſten Moreaus übertrieben. Die Bataillone für ſich ſelbſt ſchätzt er auf 650, die für das Detachement nach Italien beſtimmten auf 700 Mann. Dieſe Berechnung kann unmöglich richtig ſein, denn wenn er die Corps ſo entſendete, wie ſie wirklich waren, und die Bataillone ſich in ſeiner Armee ſchon auf 650 Mann reducirt hatten, ſo konnten dieſelben doch in dem von derſelben Armee aus detachirten Corps nicht 700 Mann zählen.

Die franzöſiſche Armee zählte ungefähr 72,000 ſtreitbare Männer, die Beſatzungen der feſten Plätze, die Schweizerdiviſion und die aus den Hospitälern noch zu entlaſſenden Reconvalescenten ungerechnet. Sie befand ſich überdies gerade in demſelben Effectivſtande, wie vor der Ankunft von Sainte-Suzannes Corps. Dieſe Stärke hatte ihr hingereicht, um ſtets ſiegreich zu bleiben.

Kray hatte ſich zu Ulm, wo ſchon ſeit lange ein zum Zufluchtsort der kaiſerlichen Truppen beſtimmtes verſchanztes Lager errichtet worden war, feſtgeſetzt. Von den beiden Vertheidigungsſyſtemen, deren wir ſchon Erwähnung gethan, nämlich jenem: am Fuße der Alpen hinzuziehen und ſich aller Nebenflüſſe der Donau als Deckungsmittel zu bedienen, oder dem: ſich an den beiden Ufern des Fluſſes zu halten und daſelbſt zu manövriren, war vom Hofkriegsrath das zweite vorgezogen und von Kray pünktlich befolgt worden. Das erſte Syſtem würde nur dann von einigem Nutzen ſein, wenn man die beiden Armeen von Deutſchland und Italien in fortwährender Verbindung halten wollte. Es bietet in ſeinen erſten Staffeln nur wenig Stärke dar, denn die Iller, der Lech, die Iſar und der Inn werden erſt nach und nach Hinderniſſe von einiger Bedeutung, und der letzte allein bildet ein beträchtliches, aber doch nicht unbeſiegbares Hinderniß, denn dergleichen gibt es im Kriege nicht. Eine Armee dagegen, die auf Verbindungen mit Italien Verzicht leiſtet, ſich an der Donau ſelbſt aufſtellt und alle Brücken in ihrer Gewalt hat, eine nach der andern, je nachdem ſie ſich zurückzieht, zerſtörend, die auf das eine oder andere Ufer überſetzen kann, während der Feind nur auf das Eine beſchränkt

iſt, die ferner, ſobald der Feind geraden Wegs nach Wien vordringen wollte, demſelben unter dem Schutze der Donau ſtets zu folgen und ihm, ſobald er den erſten beſten Fehler begeht, augenblicklich in den Rücken zu fallen vermag, um ihn dafür zu ſtrafen: eine in einer ſolchen Lage befindliche Armee befindet ſich in der zur Deckung Oeſterreichs allgemein als am vortheilhafteſten anerkannten Stellung.

Kray hatte ſich alſo bei Ulm aufgeſtellt, wo bereits große Vorbereitungen zu ſeinem Empfange getroffen worden waren. Es iſt bekannt, daß in dieſer Gegend das durch die unterſten Abhänge der ſchwäbiſchen Alb gebildete Donauufer fortwährend das rechte beherrſcht. Ulm liegt am Fuße der Höhen des linken Ufers an der Donau ſelbſt. Seine Umfaſſungslinie war ausgebeſſert und auf dem entgegengeſetzten Ufer ein Brückenkopf erbaut worden. Alle hinter Ulm liegenden Höhen, namentlich der Michelsberg, waren mit Geſchütz gekrönt.

Wenn ſich die Franzoſen am rechten Ufer zeigten, ſo fanden ſie die öſterreichiſche Armee mit dem einen Flügel an Ulm, mit dem andern an das hoch gelegene Kloſter Elchingen gelehnt, durch den Strom gedeckt und mit ihrem Feuer den vor ihr liegenden flachen Boden des rechten Ufers beſtreichend, kurz unangreifbar. Rückten die Franzoſen auf dem linken Ufer an, ſo war die Stellung der öſterreichiſchen Armee nicht weniger geſichert. Um dies vollkommen einzuſehen, muß man wiſſen, daß die Stellung bei Ulm auf dem linken Ufer durch den Fluß Blau gedeckt iſt, der ſich von der ſchwäbiſchen Alb herab ganz nahe bei Ulm in die Donau ergießt und eine tiefe Schlucht bildet. Wenn daher die Franzoſen oberhalb Ulm die Donau paſſirten, um vom

linken Ufer aus anzugreifen, ſo änderte die öſterreichiſche Armee ihre Stellung. Statt dem Lauf der Donau die Front zuzukehren, weiſt ſie demſelben den Rücken und deckt ſich durch den Lauf der Blau. Sie hatte dann ihren linken Flügel zu Ulm, ihr Centrum am Michelsberg und ihren rechten Flügel zu Lahr und Jungingen. Es mußten, um dieſe neue Stellung zu umgehen, mehrere Märſche auf dem linken Ufer ausgeführt und das rechte gänzlich verlaſſen werden, was alle Combinationen des Feldzugs über den Haufen werfen konnte, denn man entblößte dann den Weg nach den Alpen. Dies war das Lager, in dem die erſchöpften Soldaten Krays für einige Zeit Ruhe fanden.

Saint-Cyr befand ſich im Kloſter zu Wieblingen. Von den Fenſtern dieſes Kloſters ſah er auch ohne Ferngläſer ganz deutlich die Stellung der Oeſterreicher. Voll Vertrauen auf die Kühnheit der Franzoſen erbot er ſich und mehrere Generale mit ihm, das feindliche Lager mit Sturm einzunehmen. Sie wollten mit ihrer Perſon dafür einſtehen und man muß in der That geſtehen, daß, wenn man auch der Verwegenheit einiger unter ihnen, wie Ney oder Richepanſe, mißtrauen konnte, doch der Tactiker Saint-Cyr, ein alter, methodiſcher und zuverläſſiger Kopf alles Zutrauen verdiente. Aber Moreau war zu vorſichtig, um einen Sturm dieſer Art zu wagen und Kray die Gelegenheit zu geben, eine defenſive Schlacht zu gewinnen. Es iſt richtig, daß, ſobald Moreau Sieger blieb, die öſterreichiſche Armee in die Donau geworfen, zur Hälfte vernichtet und der Feldzug damit beendet wurde. Aber wenn Moreaus Sturm ſcheiterte, ſo mußte er eine rückgängige Bewegung antreten, der Feldzug in Deutſchland war ge-

fährdet und was noch wichtiger war als all dies, der entſcheidende Feldzug in Italien wurde dadurch vielleicht unmöglich gemacht. Moreaus Kriegführung war nicht großartig aber ſicher. Er ließ die tapfern Leute, welche ſich verpflichteten, die Oeſterreicher über den Haufen zu werfen, reden und verweigerte jeden Sturm. Es blieb alſo nur ein Manöverkrieg übrig.

Man konnte oberhalb Ulm auf das linke Ufer überſetzen, eine Bewegung, die wir ſo eben erklärt haben. Dann wurde es aber, um die Oeſterreicher in ihrer Stellung zu umgehen, nothwendig, ſo weit auf dem linken Ufer vorzurücken, daß die Schweiz nicht mehr gedeckt und das gegen die Alpen entſendete Detachement gefährdet wurde. Blieb man am rechten Ufer, ſo konnte man bis weit unterhalb Ulms an der Donau hinabziehen, ſie fern von den Oeſterreichern überſchreiten und dieſelben dadurch, daß man ſie von der untern Donau abſchnitt, zum Aufgeben ihrer Stellung zwingen. Aber indem man ſtromabwärts zog, entblößte man den Rücken der Armee, ſo wie gleichzeitig die Straße nach der Schweiz. Moreau verzichtete daher durch eines dieſer Mittel Kray aus ſeiner Stellung zu vertreiben und obgleich er mit ſeinen Truppen hätte Alles wagen können, ſo darf man ihm doch keinen Vorwurf machen, daß er mit ſo vieler Mäßigung dabei verfuhr, hauptſächlich aber mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit den Plan verfolgte, der die Operationen des Erſten Conſuls, ſeines Vorgeſetzten aber auch ſeines Nebenbuhlers, am beſten deckte.

Er beſchloß nun ein Manöver auszuführen, das ganz richtig war; es beſtand darin, ſich nach Augsburg zu wenden, d. i. den Lauf der Donau zu vernachläſſigen,

um über deren Nebenflüſſe zu ſetzen und ſämmtliche Vertheidigungslinien der Oeſterreicher durch einen directen Marſch gegen das Herz des Reiches fallen zu machen. Wäre dies Manöver ernſtlich ausgeführt worden, ſo würde es unfehlbar Kray von der Donau und ſeinem verſchanzten Lager bei Ulm entfernt und ihn der franzöſiſchen Armee nachgezogen haben. Dies Manöver war ſehr gewagt und entblößte dabei doch nicht die Alpen, da es Moreau am Fuß derſelben ließ. Aber es ließ ſich hier kein Mittelweg wählen, man mußte entweder unbeweglich vor Ulm bleiben oder ſich entſchieden nach Augsburg oder München werfen, da eine bloße Demonſtration Kray nicht zu täuſchen vermochte und zudem noch das vor Ulm zurückgelaſſene Beobachtungscorps bloßſtellen konnte.

Am 13., 14. und 15. Mai ging er über die Iller. Sainte-Suzanne ließ er allein auf dem linken Donauufer und Saint-Cyr am Zuſammenfluß der Donau und Iller; das Reſervecorps wurde an die Günz nach Babenhauſen verlegt. Lecourbe wurde jenſeits der Günz nach Erkheim und einem Seitenweg nach Kempten auf die Straße nach Tyrol beordert. In dieſer ſonderbaren Stellung, die eine Strecke von 20 Stunden umfaßte und einerſeits Ulm, anderſeits Augsburg bedrohte, konnte er Kray nicht an die Gefahr eines Marſches auf München glauben machen und ihn höchſtens in Verſuchung führen, in Maſſe auf das am linken Donauufer allein zurückgebliebene Corps Sainte-Suzannes herzufallen. Wäre es Kray wirklich in den Sinn gekommen, dieſe Bewegung auszuführen, ſo war Sainte-Suzanne verloren.

Saint-Cyr vollzog eben am Morgen des 16. Mai

die ihm am 15. ertheilten Befehle, als Sainte-Suzanne zu Erbach von einer ungeheuern Maſſe Cavallerie angegriffen wurde. Die vom General Legrand befehligte Diviſion ſeines rechten Flügels ſtand bei Erbach und Pappelau längs der Donau; die von Souham befehligte Diviſion des linken Flügels befand ſich zu Blaubeuern an den beiden Ufern des Blau; die Reſerve unter General Colaud etwas hinter den beiden Diviſionen. Das Gefecht wurde durch einen Reiterſchwarm eröffnet, der unſere Colonnen von allen Seiten umzingelte. Während unſere Soldaten von ſo zahlreichen Schwadronen angegriffen wurden, bereiteten große aus Ulm hervorgebrochene Infanteriemaſſen, die ſtromaufwärts rückten, einen ernſtlichen Angriff vor. Zwei Colonnen Infanterie und Cavallerie wendeten ſich, die eine nach Erbach, um die beiden Brigaden, aus denen die Diviſion Legrand beſtand, anzugreifen und zu umzingeln, die andere nach Pappelau, um die Diviſion Legrand von der Diviſion Souham abzuſchneiden. Da ließ General Legrand ſeine Truppen eine rückgängige Bewegung ausführen. Sie zogen ſich langſam durch ein Gehölz zurück und mußten dann zwiſchen Donaurieden und Ringingen auf die dortigen Plateaus hervorbrechen. Die Truppen führten dieſe rückgängige Bewegung mit einer ſeltenen Feſtigkeit aus. Sie brachten mit ihrem Rückzuge von einem nur ſehr wenig ausgedehnten Terrain mehrere Stunden zu, indem ſie jeden Augenblick Halt machten, ſich in Carrés formirten und die ſie verfolgende Cavallerie mit einem furchtbaren Feuer niederſchmetterten. Die auf beiden Flanken angegriffene Diviſion Souham war gezwungen, eine ähnliche Bewegung auszuführen und ſich in Blaubeuern hinter der

Blau zu concentriren, wobei ſie die Oeſterreicher, die ſie allzu nahe bedrängten, in die von dieſem Fluſſe gebildete tiefe Schlucht warf.

Die Diviſion Legrand war es, die am meiſten Gefahr lief, da ſie an der Donau aufgeſtellt war und der Feind ſie deßhalb überwältigen wollte, um alle Unterſtützung, die vom andern Ufer des Fluſſes kommen mochte, abzuſchneiden. Die zwei Brigaden, aus denen ſie beſtand, vertheidigten ſich noch immer mit großer Tapferkeit, als in einem Augenblicke, wo ſich die Infanterie zurückzog und die leichte Artillerie ihre Geſchütze aufprotzte, um ſich ebenfalls zurückzuziehen, die feindliche Cavallerie ihren Angriff wiederholte und auf dieſe unglückliche Diviſion einbrach. Der tapfere Generaladjutant Levaſſeur, der bei einem Angriff ſein Pferd verloren hatte, bemächtigte ſich eines andern Pferdes, ſprengte zum 10. Cavallerieregiment, das ſich eben vom Schlachtfeld entfernte, führte es wieder gegen den Feind, griff die an Zahl zehnfach überlegenen öſterreichiſchen Schwadronen an und hemmte ihr weiteres Vorrücken. Die Artillerie gewann Zeit, ihr Geſchütz wegzufahren, ſich weiter rückwärts aufzuſtellen und nun ihrerſeits die Cavallerie, die ſie gerettet hatte, zu beſchützen.

In der Zwiſchenzeit war Sainte-Suzanne mit einem Theile der Diviſion Colard zur Unterſtützung Legrands herbeigeeilt. Der General Decaen war mit dem Reſte derſelben zur Unterſtützung der Diviſion Souhams nach Blaubeuern marſchirt. Das Gefecht war nun zwar wiederhergeſtellt, konnte aber dennoch ungeachtet dieſer Verſtärkung auf eine nachtheilige Weiſe enden, denn man mußte befürchten, daß die öſterreichiſche Armee ſich in Maſſe auf das Corps Sainte-Suzannes werfe.

Glücklicherweiſe ließ der auf dem andern Ufer der Donau ſtehende Saint-Cyr ſeinen Kameraden diesmal nicht erdrücken, wie man ihn deſſen ſo oft angeklagt, ſondern kam in aller Eile herbei. Als er die Kanonade auf dem linken Ufer hörte, hatte er Adjutanten über Adjutanten abgeſandt, um ſeine Diviſionen von den Ufern der Iller an die Ufer der Donau zurückzuführen. Er hatte den Befehl ertheilt, ohne Zeitverluſt die vorgeſchobenen Poſten ſogleich zurückzuziehen, das Gros der Truppen unmittelbar abmarſchiren zu laſſen, ohne die Ankunft dieſer Poſten erſt zu erwarten. Ein rückwärts gelaſſenes Corps ſollte dieſelben ſammeln und aufnehmen. Er ſelbſt ſtand auf der Brücke von Unterkirchberg, die über die Iller führt, und ſobald eine Abtheilung ankam, war es nun Infanterie, Cavallerie oder Artillerie, ſo trieb er ſie im ſchnellſten Schritt der Donau zu, die augenblickliche Unordnung jedem Zeitverluſte vorziehend. Er hatte ſich dann in Perſon an das Ufer der Donau begeben. Der Feind hatte in der Vermuthung, daß Sainte-Suzanne Unterſtützung erhalten könnte, bis zur Höhe von Diſſingen alle Brücken abgebrochen. Als er Saint-Cyrs Anſtrengungen ſah, eine Furth aufzufinden oder eine der Brücken wiederherzuſtellen, hatte er einen Theil ſeiner Truppen längs des Ufers aufgeſtellt, der gegen die auf dem rechten Ufer heranrückenden Soldaten Saint-Cyrs Front machte. Zudem hatte er eine lebhafte Kanonade begonnen, die Saint-Cyr augenblicklich erwiedert hatte. Dieſe von einem Ufer zum andern begonnene gegenſeitige Kanonade flößte den von Ulm hervorgebrochenen Oeſterreichern einige Beſorgniſſe wegen ihres Rückzugs ein, führte ſie in der That zurück, machte dadurch dem ſehr

bedrängten Sainte-Suzanne wieder etwas Luft und verbreitete dadurch unter unſern armen Soldaten, die ſeit 12 Stunden den hartnäckigſten Kampf unterhielten, die lebhafteſte Freude und neuen Eifer. Sie verlangten von Sainte-Suzanne wieder vorgeführt zu werden, was ihnen auch bewilligt wurde. Nun ſetzten ſich alle unſre Diviſionen gleichzeitig in Bewegung und warfen den Feind unter die Kanonen Ulms zurück; aber als man über das Schlachtfeld rückte, über deſſen Wiedereroberung man ſo freudig war, fand man es mit unſern Todten und Verwundeten bedeckt. Uebrigens war der Verluſt der Oeſterreicher nicht geringer, als der unſere. Fünfzehntauſend Franzoſen hatten einen ganzen Tag hindurch gegen 36,000 Mann, worunter 12,000 Mann Cavallerie, gekämpft. Kray war fortwährend auf dem Schlachtfelde geweſen.

Ohne die Tapferkeit unſerer Truppen und die Energie und Talente unſerer Generale wäre der von Moreau begangene Fehler mit dem Verluſte unſeres linken Flügels beſtraft worden. Moreau begab ſich augenblicklich nach dieſem Flügel, und als ob ſeine Gedanken plötzlich durch einen reinen Zufall auf dieſe Seite gelenkt worden wären, beſchloß er ſeine ganze Armee nach dem linken Stromufer überſetzen zu laſſen.

Am 17. Mai (27. Floreal) führte er das Corps von Saint-Cyr wieder zwiſchen die Iller und die Donau zurück, während er Sainte-Suzanne in der Stellung des vorhergehenden Tages ausruhen ließ. Die unter ſeinem Befehle bei Unterkirchberg ſtehende Reſerve ſtellte er an der Iller ſelbſt auf und befahl Lecourbe, ſich zwiſchen die Günz und Weißenhorn zurückzuziehen. Am 18. machte die Armee eine zweite Bewegung links.

Sainte-Suzanne wurde über die Blau, Saint-Cyr über die Donau und die Reſerve nach Gocklingen an die Donau ſelbſt vorgeſchoben, ſtets bereit dieſelbe zu überſchreiten. Am 19. trat ſein Manöver noch entſchiedener hervor. Sainte-Suzanne hatte Ulm vollkommen umgangen und ſein Hauptquartier zu Urſpring genommen; Saint-Cyr ſtand an den beiden Ufern der Blau und hatte ſein Hauptquartier zu Blaubeuern; die Reſerve hatte zwiſchen Erbach und der Blau die Donau überſchritten und Lecourbe ſtand bereit, gleichfalls über dieſelbe zu gehen.

Alles ſchien einen Sturm auf das verſchanzte Lager von Ulm anzukündigen. In dieſer neuen Stellung hatte Kray Ulm zu ſeiner Linken, ſein Centrum an der Blau, ſeine Rechte zu Elchingen. Er kehrte ſo der Donau den Rücken und vertheidigte die Rückſeite von Ulm. Moreau täuſchte nach Vornahme einer aufmerkſamen Recognoscirung die Erwartung ſeiner Generale, die in dieſer Bewegung zur Linken einen ernſthaften Plan zu erblicken glaubten und zudem einen kühnen Angriff auf das öſterreichiſche Lager ſehnlichſt wünſchten, da ſie den glücklichen Erfolg deſſelben als unfehlbar betrachteten. Saint-Cyr beſtand von Neuem darauf, fand aber kein Gehör. Moreau entſchloß ſich wieder fortzugehen, da er längs der Blau keinen Sturm wagen und aus Beſorgniß, die Straße allzu ſehr bloß zu ſtellen, die Stellung zu ſeiner Linken eben ſo wenig ganz umgehen wollte. Den 20. Mai und die darauf folgenden Tage zog die franzöſiſche Armee ab, zum großen Verdruß der Soldaten und Generale, die auf einen Sturm rechneten, ſo wie zum großen Erſtaunen der Oeſterreicher, welche denſelben fürchteten.

Dieſe falſchen Bewegungen führten den großen Uebelſtand mit ſich, daß ſie den Muth der öſterreichiſchen Armee wieder einigermaßen hoben, ohne jedoch jenen der franzöſiſchen Armee niederzubeugen; denn dieſer ließ ſich nicht leicht erſchüttern, ſo ſehr war ſie ſich ihrer Ueberlegenheit bewußt. Moreau hätte hier eine Bewegung verſuchen können, die wir ſchon oben angedeutet und die, ſpäter ausgeführt, ihm einen ſchönen Triumph gewährte. Sie beſtand darin, an der Donau hinabzuziehen, Kray mit einem Stromübergang unterhalb Ulm zu bedrohen und ihn ſo zu zwingen, ſein Lager zu verlaſſen, indem man ihm bezüglich ſeiner Verbindungslinien ernſte Beſorgniſſe einflößte. Allein Moreau fürchtete immer die Alpen zu entblößen. Er kam daher auf die Idee, zum zweitenmal eine Demonſtration gegen Augsburg zu machen, um noch einmal zu verſuchen, die Oeſterreicher zu täuſchen und ſie glauben zu machen, daß er, Ulm hinter ſich laſſend, nun definitiv gegen Bayern, ja vielleicht gegen Oeſterreich vorrücke.

Am 22. Mai (2. Prairial) hatte die ganze franzöſiſche Armee die Donau wieder überſchritten. Lecourbe bedrohte von Landsberg her mit dem rechten Flügel Augsburg, und Sainte-Suzanne hielt ſich mit dem linken Flügel in einiger Entfernung von der Donau zwiſchen Dellmenſingen und Achſtetten. Am ſelben Tage machte der Erzherzog Ferdinand an der Spitze von 12,000 Mann, wovon die Hälfte mindeſtens aus Cavallerie beſtand, entweder um uns bei Ulm feſtzuhalten, oder unſere Abſichten zu erforſchen, einen Angriff auf Sainte-Suzanne, der jedoch nachdrücklich zurückgeſchlagen wurde. Die Truppen betrugen ſich dabei mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit und General Decaen zeichnete ſich aus. Die

folgenden Tage ſetzte Moreau ſeine Bewegung fort. Am 27. Mai (7. Prairial) bemächtigte ſich Lecourbe mit eben ſo viel Kühnheit als Geſchicklichkeit der über den Lech führende Brücke von Landsberg und rückte am 28. in Augsburg ein. Kray ließ ſich durch dieſe Demonſtration nicht aus ſeiner Stellung locken und blieb hartnäckig in ſeinem Lager. Dies war, man muß es geſtehen, der beſte ſeiner Entſchlüſſe, der ſeiner Feſtigkeit, ſo wie ſeiner Urtheilskraft am meiſten Ehre macht.

Von dieſem Augenblick an beharrte Moreau in einer abſichtlichen Unthätigkeit. Er berichtigte ſeine Aufſtellung, ſie, wo es nothwendig war, verbeſſernd. Statt eine lange Linie zu bilden, die nur mit einem Flügel an die Donau ſtieß, eine Stellung, die denſelben ſtets einem ungleichen Kampfe mit der ganzen öſterreichiſchen Armee ausſetzte, bewerkſtelligte er eine Frontveränderung und ſtellte ſich von nun an mit der Front gegen die Donau in einer mit dieſem Strom gleichlaufenden Linie, aber in einer ziemlich großen Entfernung von derſelben auf. Sein linker Flügel lehnte ſich an die Iller, ſein rechter an die Günz, ſeine Nachhut hielt Augsburg beſetzt und ein Seitencorps beobachtete Tyrol.

Die franzöſiſche Armee bot gegenwärtig eine ſo eng an einander geſchloſſene Maſſe dar, daß ſie keinen iſolirten Kampf auf einem der beiden Flügel zu beſorgen hatte und nur noch der Möglichkeit einer großen Schlacht ausgeſetzt war, welche von unſern Reihen einmüthig und ſehnlichſt herbeigewünſcht wurde: denn ſie hätte zum völligen Untergang der kaiſerlichen Armee geführt.

In dieſer gegenwärtig untadelhaften Aufſtellung beabſichtigte Moreau die Reſultate des Feldzugs zu erwarten, den der Erſte Conſul jetzt jenſeits der Alpen

unternahm. Da ſeine Generale lebhaft in ihn drangen, aus ſeiner Unthätigkeit hervorzugehen, antwortete er ihnen beharrlich: daß es eine Unklugheit ſein würde, weitere Schritte zu thun, ehe man aus Italien Nachrichten erhielte; daß, wenn Bonapartes Operationen auf jenem Kriegsſchauplatz mit gutem Erfolg begleitet wären, man auch hier gegen Kray ein entſcheidendes Manöver ausführen würde, wogegen man, falls die franzöſiſche Armee jenſeits der Alpen nicht glücklich ſei, durch die bereits in Bayern gemachten Fortſchritte ohnedies in hinlänglich große Verlegenheit gerathen werde. Das Unternehmen Bonapartes, in deſſen Geheimniß Moreau eingeweiht war, hatte für einen Geiſt, wie der ſeinige, etwas ganz Außerordentliches. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß er Bedenklichkeiten faßte und ſich nicht weiter vorwärts bewegen wollte, bis er nicht über das Schickſal der Reſervearmee in Gewißheit war.

Moreau hatte in Folge dieſer Beſchlüſſe mit einigen ſeiner Generale lebhafte Erörterungen, namentlich mit Saint-Cyr. Dieſer beſchwerte ſich über die Unthätigkeit, hinter welcher man ſich verſchanzte, und hauptſächlich über die Parteilichkeit, welche in der Vertheilung der Lebensmittel an die verſchiedenen Abtheilungen der Armee herrſchte. Seit der Eroberung der Magazine waren es nicht mehr die Hülfsquellen, die mangelten, ſondern die Transportmittel. Saint-Cyr hatte hierüber mehr als einen Wortwechſel; er war mit dem Moreau umgebenden Generalſtab augenſcheinlich zerfallen, und dies war die Haupturſache dieſer ärgerlichen Mißverſtändniſſe.

So eben war General Grenier eingetroffen. Saint-Cyr wollte, daß Moreau dieſem General den Befehl

über die Reſerve übertrage, damit er ſich von der Befangenheit und Parteilichkeit, die ein ſolches beſonderes Commando unausweichlich mit ſich führt, losmachen könne. Moreau wollte unglücklicher Weiſe nichts davon hören und Saint-Cyr zog ſich hierauf unter Geſundheitsvorwänden zurück und beraubte ſo die Armee ihres beſten und geſchickteſten Generals. Uebrigens war Saint-Cyr dazu geſchaffen, allein zu befehlen und nicht zu gehorchen. Der General Sainte-Suzanne zog ſich in Folge derſelben Mißverſtändniſſe zurück. Er wurde an den Rhein geſandt, um ein Corps zu bilden, das den Rücken der Armee von Deutſchland zu decken und die Truppen Baron Albinis in Schranken zu halten beſtimmt war. Der General Grenier trat an die Stelle von Saint-Cyr und Richepanſe an jene Sainte-Suzannes. Moreau, deſſen Soldaten hinreichend mit Lebensmitteln verſehen waren und der ſich in ſeiner neuen Stellung ganz feſtgeſtellt hatte, entſchloß ſich, den Gang der Ereigniſſe abzuwarten und richtete an den Erſten Conſul folgendes Schreiben, das vollkommen ſeine Lage und ſeine Abſichten ausſpricht.

„Babenhauſen, den 7. Prairial des Jahres VIII.
(27. Mai 1800.)

„Wir erwarten mit Ungeduld Bürger-Conſul die „Nachricht von Ihren Erfolgen. Baron Kray und ich „tappen hier umher, er, um ſich um Ulm zu behaupten, „ich, um ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben....

„Es wäre vorzüglich für Sie ſehr gefährlich geweſen, wenn ich den Krieg auf das linke Donauufer verpflanzt hätte. Unſere gegenwärtige Stellung hat den „Fürſten von Reuß genöthigt, ſich an die Ausgänge von

„Tyrol und an die Quellen der Iller und des Lechs zu „begeben und demnach kann er Sie nicht gefährden.

„Ich erſuche Sie, mir bald von Ihnen Nachricht „zu geben und mich von Allem dem, was ſich für Sie „thun läßt, zu unterrichten. . . . .

„Sollte Kray gegen mich zukommen, ſo weiche ich „noch bis Memmingen zurück, ziehe dort den General „Lecourbe an mich und dann werden wir uns ſchlagen. „Marſchirt er gegen Augsburg, ſo werde ich gleichfalls „dahin marſchiren; er wird ſo ſeinen Stützpunkt zu Ulm „verlaſſen und wir werden dann ſehen, was zu thun iſt, „um Ihre Stellung zu decken.

„Wir hatten mehr Vortheile dabei, den Krieg auf „dem linken Donauufer zu führen und Würtemberg und „Franken Kriegsſteuern zahlen zu laſſen; allein dies „würde Ihrer Lage nicht entſprechen, denn während der „Feind uns die Reichsfürſten plündern ließe, könnte er „Detachements nach Italien abgehen laſſen.

„Empfangen Sie die Verſicherung meiner Anhäng„lichkeit. (Unterz.) Moreau."

Ein Monat und zwei Tage waren verfloſſen, und wenn Moreau auch nicht jene ſchnellen und entſcheidenden Erfolge errungen hatte, wie er es konnte, wenn er den Rhein bei Schaffhauſen auf einem einzigen Punkte überſchritten, ſich in Maſſe auf Krays linke Flanke geworfen und die Schlachten von Engen und Mößkirch mit ſeinen vereinten Kräften geſchlagen hätte; wie er es ferner gekonnt, wenn er die öſterreichiſche Armee bei Sigmaringen in die Donau geſtürzt, oder ſie durch einen Sturm aus dem verſchanzten Lager bei Ulm geworfen oder durch eine entſchiedene Bewegung gegen Augsburg zum Abzug aus demſelben genöthigt hätte:

ſo hatte er doch die weſentlichen Bedingungen des Feldzugsplanes erfüllt. Er hatte ohne Unfall im Angeſicht der öſterreichiſchen Armee den Rhein überſchritten; er hatte zwei große Schlachten geliefert und obgleich ſeine Concentrirung ſtets unzureichend war, ſo hatte er dieſelben doch durch ſeine Feſtigkeit und ſein richtiges Urtheil auf dem Schlachtfelde ſelbſt gewonnen; er hatte endlich ungeachtet ſeines Herumtappens bei Ulm doch die Oeſterreicher um dieſe Feſtung herum eingeſchloſſen, hielt ſie darin blokirt, ſchnitt ihnen die Straßen nach Tyrol und Bayern ab und vermochte für ſich ſelbſt in einer vortheilhaften und ſichern Stellung das Reſultat der Ereigniſſe in Italien abzuwarten. Wenn man hier auch nicht den überlegenen und entſchiedenen Geiſt findet, der zum großen Feldherrn ſtempelt, ſo findet man doch einen klugen und ruhigen Geiſt, der durch ſeine Feſtigkeit die Fehler einer zu beſchränkten Einſicht und eines ſchwankenden Charakters wieder gut macht; man findet endlich in ihm einen trefflichen General, wie er den Nationen oft zu wünſchen war und wie Europa keinen zweiten hatte; denn Frankreich, das bereits den General Bonaparte hatte, war auch das Glück beſchieden, Moreau, Kleber, Deſaix, Maſſena, Saint-Cyr, d. i. die beſten Generale zweiten Rangs zu beſitzen und man muß noch hinzuſetzen, daß es auch Dumouriez und Pichegru hervorgebracht hatte! Eine Zeit wundervoller Erinnerung, welche uns einiges Selbſtvertrauen einflößen und Europa beweiſen muß, daß wir den ganzen Ruhm dieſes Jahrhunderts nicht einem einzigen Manne verdanken, und daß er nicht allein von jenem ſo ſeltenen Zufalle herrührt, der Genies wie Hannibal, Cäſar und Napoleon hervorbringt.

Der hauptſächlichſte Fehler, deſſen man Moreau zeihen konnte, war, daß es ihm als Feldherr an dem gehörigen Nachdruck fehlte, daß er ſich durch eine militäriſche Coterie umringen und beherrſchen ließ; daß er den Mißverſtändniſſen in ſeiner Umgebung freien Lauf ließ, ſich dadurch ſeiner beſten Offiziere beraubte und eine mangelhafte Organiſation, die ſeine Generale zur Iſolirung und zu Handlungen ſchlechter Waffenbrüderſchaft verleitete, nicht zu verbeſſern verſtand. Moreaus Fehler lag, wie wir ſchon oft wiederholt und leider noch öfter zu wiederholen haben, im Charakter. O hätten wir doch einen Schleier vor den Augen, der uns ſelbſt, ſo wie den Andern, die traurige Folgezeit verbärge und uns die ungetrübte Freude über die edlen und weiſen Thaten dieſes Kriegers erlaubte, deſſen Herz damals Eiferſucht und Verbannung nicht umgewandelt hatten!

Wir müſſen uns gegenwärtig auf einen andern Kriegsſchauplatz begeben, um dort auch einem ganz andern Schauſpiele beizuwohnen. Die an Gegenſätzen ſo reiche Vorſehung wird uns einen andern Geiſt, einen andern Charakter, ein anderes Geſchick und zur Ehre unſeres Vaterlandes auch dieſelben Soldaten, d. h. immer einſichtige, ergebene und unerſchrockene Soldaten ſehen laſſen.

Viertes Buch.

Marengo.

Der Erſte Conſul erwartet mit Ungeduld Nachrichten aus Deutſchland. — Als dieſe eintreffen und errungene Vortheile melden, entſchließt er ſich zum Abgang nach Italien. — Die Noth der Beſatzung von Genua ſteigt aufs Höchſte. — Standhaftigkeit Maſſenas. — Der Erſte Conſul beeilt ſich, ihm zu Hülfe zu kommen, durch Ausführung des Planes, über die Hochalpen zu gehen, — Abreiſe des Erſten Conſuls, ſein auf Täuſchung berechnetes Erſcheinen zu Lyon; ſeine Ankunft zu Martinach in Wallis. — Wahl des Sanct Bernhard zum Uebergangspunkt. — Erſinnung von Mitteln zum Hinüberbringen des Geſchützes, der Munition, der Lebensmittel und alles Materials. — Anfang des Uebergangs. — Unerhörte Schwierigkeiten durch die Hingebung der Truppen überwunden. — Das Fort Bard ein unvorhergeſehenes Hinderniß. — Ueberraſchung und Schmerz des Heeres beim Anblick dieſes im Anfang für uneinnehmbar gehaltenen Forts. — Das Fußvolk und die Reiterei nehmen einen Umweg und umgehen das Hinderniß — Das Geſchütz wird von Menſchenhänden unter dem Feuer des Forts vorbeigeſchleift. — Einnahme von Ivrea und Entfaltung des Heeres in den Ebenen von Piemont, bevor die Oeſterreicher ſich etwas von ſeinem Daſein und ſeinem Marſch träumen laſſen. — Gleichzeitiger Uebergang einer von dem Heer in Deutſchland entſandten Abtheilung über den Gotthard. — Plan des Generals Bonaparte nach ſeiner Ankunft in der Lombardei. — Er entſchließt ſich, nach Mailand zu gehen, um die aus Deutſchland gekommenen Truppen an ſich zu ziehen und ſodann den General Melas zu umzingeln.

— Plötzliches Schwinden von Melas trügeriſchen Hoffnungen. — Schmerz dieſes alten Feldherrn. — Seine anfangs ſchwankenden, nachher beſtimmten Befehle zur Räumung der Ufer des Var und der Umgebungen von Genua. — Aeußerſte Noth Maſſenas. — Völlig außer Stand, die Soldaten und das Volk in Genua zu nähren, iſt er genöthigt ſich zu ergeben. — Schöne Capitulation. — Nach der Einnahme von Genua concentriren ſich die Oeſterreicher in Piemont. — Wichtigkeit der Straße von Aleſſandria nach Piacenza. — Eifer der beiderſeitigen Heere, Piacenza zu beſetzen. — Die Franzoſen kommen zuerſt an. — Die Poſition von La Stradella vom Erſten Conſul gewählt, um Melas zu umzingeln — Er wartet einige Tage in dieſer Stellung. — Er glaubt, die Oeſterreicher ſeien ihm entgangen, ſucht ſie auf und trifft ſie unvermuthet in der Ebene von Marengo. — Schlacht bei Marengo verloren und wieder gewonnen. — Glücklicher Gedanke von Deſaix. Sein Tod. — Bedauern des Erſten Conſuls. — Verzweiflung der Oeſterreicher. Vertrag von Aleſſandria, kraft deſſen ſie Italien mit ſeinen feſten Plätzen den Franzoſen überliefern. — Der Erſte Conſul verwendet zu Mailand einige Tage auf Regelung der Angelegenheiten Italiens. — Conclave zu Venedig und Erhebung von Pius VII. zur päpſtlichen Würde. — Rückkehr des Erſten Conſuls nach Paris. — Die durch ſeine Anweſenheit erregte Begeiſterung. — Verfolg der Unternehmungen an der Donau. — Uebergang über dieſen Fluß unterhalb Ulm. — Sieg bei Höchſtädt. — Moreau erobert ganz Bayern bis an den Inn. — Waffenſtillſtand in Deutſchland wie in Italien. — Beginn der Friedensunterhandlungen. — Ankunft des vom deutſchen Kaiſer abgeſandten Herrn von Saint Julien zu Paris. — Feſt des 14. Juli im Invalidenhaus.

Der Erſte Conſul wartete nur die glücklichen Erfolge des Rheinheeres ab, um in die Ebene Italiens hinabzuſteigen. Vor ſolchen Erfolgen konnte er dem General Moreau keine Entſendung von Truppen zumuthen, und zugleich war Kray nicht ſo völlig von Melas getrennt, daß man im Rücken des Letzteren Alles hätte unternehmen können. Der Erſte Conſul wartete darum mit Ungeduld auf Nachrichten aus Deutſchland.

Er war entſchloſſen Paris zu verlaſſen und den Befehl über das Reſerveheer zu übernehmen, ſobald er zuverläſſige und völlig beruhigende Nachrichten über Moreaus Unternehmungen hätte. Wirklich drängten die Umſtände; denn Maſſena befand ſich zu Genua in der bitterſten Noth. Wir haben ihn dort verlaſſen im Kampf gegen die ganze Macht der Oeſterreicher mit einem von Anſtrengungen erſchöpften Heere, welches übrigens, trotz ſeiner verhältnißmäßig überaus geringen Zahl, dem Feinde täglich bedeutende Verluſte beibrachte. Da ſich der General Ott eine unſchickliche Prahlerei erlaubt hatte mit der an Maſſena gemachten Anzeige, „daß er das Geſchütz löſen ließe zur Feier eines Sieges über den General Suchet" (die Nachricht war falſch), ſo bereitete ſich der ruhmreiche Vertheidiger Genuas am 10. Mai zu einer glänzenden Antwort auf dieſe Prahlerei. Er machte in zwei Colonnen einen Ausfall. Die Colonne zur Linken, unter General Soult, zog längs dem Biſagno hinauf und umging den Monte Ratti; die andere unter Miollis griff dieſen Berg von vorn an. Die Oeſterreicher wurden mit Nachdruck angefallen, in die Schluchten geworfen und verloren dieſe wichtige Stellung nebſt 1500 Gefangenen. Am Abend zog Maſſena triumphirend in Genua ein und am nächſten Morgen ſchrieb er an Ott, er laſſe das Geſchütz löſen wegen ſeines Siegs vom vorigen Tag. Eine heldenmäßige Rache, würdig dieſes großen Herzens!

Hiermit aber hatten ſeine glücklichen Erfolge ein Ende. Seine erſchöpften Soldaten vermochten kaum mehr die Wucht ihrer Waffen zu tragen. Am 13. Mai (23. Floreal) gab der willenskräftige Mann dem Rath ſeiner Unterbefehlshaber nach und verſtand ſich zu einer

Unternehmung, welche einen höchſt unglücklichen Erfolg hatte. Zweck der Unternehmung war die Wegnahme des Monte Creto. Freilich wäre es wünſchenswerth geweſen, den Oeſterreichern dieſe wichtige Stellung zu entreißen, denn damit wären ſie weit von Genua zurückgeworfen worden. Leider aber war geringe Ausſicht auf das Gelingen. Maſſena, der gewiß kein Mißtrauen in ſein Heer ſetzte (verlangte und erlangte er doch täglich von ihm die größten Anſtrengungen!), hielt es nicht mehr für fähig, eine Stellung zu erſtürmen, welche der Feind mit aller Macht vertheidigen würde. Er hätte vorgezogen, eine Unternehmung längs dem Meere auf Porto Fino zu machen, um ſich einer großen Zufuhr von Lebensmitteln zu bemächtigen, welche auf dieſer Seite vorhanden war. Gegen ſeine Gewohnheit gab er jedoch dem Rath ſeiner Unterbefehlshaber nach und rückte am Morgen des 13. gegen den Monte Creto aus. Das Gefecht war Anfangs ſehr glänzend. Das Unglück wollte aber, daß ein furchtbares mehrſtündiges Unwetter die Kraft unſerer Truppen brach. Der Feind hatte auf dieſem Punkt zahlreiche Truppenabtheilungen concentrirt und warf unſere von Hunger und Anſtrengungen ausgemergelten Truppen in die Thäler zurück. Der General Soult hielt es für eine Ehrenſache, das Gelingen einer von ihm angerathenen Unternehmung durchzuſetzen. Er ſammelte um ſich die dritte Halbbrigade, führte ſie herzhaft von neuem gegen den Feind und würde vielleicht zum Ziel gekommen ſein, wenn nicht ein Schuß ihm das Bein zerſchmettert und ihn auf dem Schlachtfeld niedergeſtreckt hätte. Seine Soldaten wollten ihn aufheben, aber es ward ihnen keine Zeit dazu gelaſſen. Soult, welcher während der

ganzen Belagerung Maſſenas treuer Beiſtand geweſen, blieb in den Händen des Feindes.

Traurig kehrte das Heer nach Genua zurück, wiewohl es noch Gefangene mitbrachte. Während es kämpfte, hatte in der Stadt ein Auflauf der Weiber ſtattgefunden. Dieſe Unglücklichen rannten, von Noth getrieben, mit Schellen durch die Straßen und ſchrieen nach Brod. Sie wurden zerſtreut. Aber von nun an hatte der franzöſiſche Befehlshaber ſich faſt ausſchließlich mit der Sorge zu befaſſen, die Bevölkerung von Genua zu ernähren, welche ihm übrigens die edelſte Hingebung bewies. Wie wir geſehen haben, hatte er ſich anfangs Getreide auf vierzehn Tage und dann wieder auf vierzehn Tage verſchafft. Schließlich hatte ein unverſehens in Genua einlaufendes Fahrzeug für fünf Tage gebracht. Somit hätte er für mehr als einen Monat zu leben gehabt; vom 5. April, wo die Einſchließung begonnen hatte, bis zum 10. Mai. Als er ſeine Vorräthe abnehmen ſah, hatte er die tägliche Ration für Volk und Heer herabgeſetzt. Man half ſich mit einer Suppe aus Kräutern und ein wenig Fleiſch, welches noch in der Stadt vorhanden war. Die reichen Bewohner konnten freilich noch Lebensmittel für ſich auftreiben, indem ſie mit Geld aufwogen, was vor der Polizei verſteckt worden war, als dieſe alle und jede Vorräthe zur gemeinſamen Nahrung beſtimmen wollte. Darum brauchte Maſſena ſich auch bloß um die Armee zu bekümmern, als bei welcher der Mangel ſich beſonders fühlbar machte. Zu ihrem Beſten hatte er der vermögenden Klaſſe eine Steuer aufgelegt und die Armen damit für die Franzoſen gewonnen. Uebrigens ſcheute auch die Mehrheit der Bevölkerung die Oeſterreicher

und die von dieſen verfochtene Regierungsform und war ſchon darum entſchloſſen, den General Maſſena durch Ergebung in die harte Nothwendigkeit zu unterſtützen. Die Willenskraft, welche er an den Tag legte, verſchaffte ihm nicht weniger Gehorſam als Bewunderung. Die oligarchiſche Partei jedoch bediente ſich einiger ausgehungerten Armen, um ihm alle möglichen Verlegenheiten zu bereiten. Um ſie im Zaum zu halten ließ Maſſena einen Theil ſeiner Bataillone mit brennenden Lunten bei den Geſchützen auf den Hauptplätzen der Stadt bivouakiren. Aber das aus Hafer, Bohnen und allem möglichen aufgetriebenen Getreide gemachte Brod ging auf die Neige, desgleichen das Fleiſch. Am 20. Mai konnten nur noch faſt ungenießbare Sachen übrig ſein. Es war alſo dringend, den Platz vor dem 20. Mai zu entſetzen, ſollte nicht Maſſena mit ſeinem ganzen Heer in Gefangenſchaft gerathen, und der Freiherr von Melas im Stande ſein, von da an über dreißigtauſend Mann weiter zu verfügen und nach Piemont zurückzukommen, um die Ausgänge der Alpen zu verſchließen.

Der Adjutant Franceschi, beauftragt, der Regierung Kunde zu bringen, war mit Geſchick und Verwegenheit glücklich durch die Oeſterreicher und Engländer hindurchgekommen und hatte den Erſten Conſul von dem kläglichen Zuſtand Genuas unterrichtet. Der Erſte Conſul verſäumte nichts, um das Reſerveheer in Stand zu ſetzen zum Uebergang über die Alpen. Aus dieſem Grunde hatte er Carnot nach Deutſchland geſchickt mit einem gemeſſenen Befehl der Conſuln, die zum Uebergang über den Gotthard beſtimmte Abtheilung zu entſenden. Er ſelber arbeitete Tag und Nacht, cor-

reſpondirte mit Berthier, welcher die Infanterie- und Cavalleriedivisionen, mit Gaſſendi und Marmont, welche die Artillerie organiſirten, mit Mareſcot, welcher auf der ganzen Alpenlinie recognoscirte, und drängte Alle und Jeden mit dem hinreißenden Eifer, welcher ihm gedient hat, die Franzoſen von den Ufern des Po an die Ufer des Jordan, von den Ufern des Jordan an die Donau und an den Dniepr zu bringen. In eigner Perſon gedachte er Paris erſt im letzten Augenblick zu verlaſſen, weil er nur auf ſo kurze Zeit wie möglich die innere Verwaltung Frankreichs aus den Händen geben und den Ränkemachern und Complottſtiftern freien Spielraum laſſen wollte. Mittlerweile durchzogen die aus der Vendée, aus der Bretagne, von Paris und von den Ufern der Rhone abgegangenen Diviſionen das weite Gebiet der Republik, und ſchon zeigten ſich ihre Spitzen in der Schweiz. Zu Dijon befanden ſich wie bisher die Depots der Corps nebſt einigen Rekruten und einigen Freiwilligen, welche dorthin geſchickt waren, um in Europa die Meinung zu befeſtigen, das Heer von Dijon ſei eine reine Fabel, lediglich beſtimmt, dem General Melas Angſt einzujagen. Bis dahin ging Alles nach Wunſch. Die Täuſchung der Oeſterreicher war vollkommen. Die Truppenbewegungen nach der Schweiz zu, wegen der Zerſtreutheit der Abtheilungen wenig bemerkbar, galten für Verſtärkungen, welche dem Heer in Deutſchland nachgeſchickt würden.

Endlich, als Alles bereit war, traf der Erſte Conſul ſeine letzten Anordnungen. Er empfing eine Botſchaft des Senats, des Tribunats und des geſetzgebenden Körpers, enthaltend den Wunſch der Nation, daß er bald als Sieger und Friedensſtifter zurück-

kehren möchte. Er antwortete mit berechneter Feierlichkeit. Seine Erwiederung ſollte in Verbindung mit den Artikeln des Moniteur beitragen, zu beweiſen, daß ſeine mit ſo viel Geräuſch angekündigte Abreiſe gleich dem Reſerveheer eine bloße Finte ſei. Er beauftragte den Conſul Cambacérès, an ſeiner Stelle den Vorſitz im Staatsrath zu führen, welcher damals gewiſſermaßen die ganze Regierung ausmachte. Dem Conſul Lebrun ward aufgegeben, über die Finanzverwaltung zu wachen. Jedem von beiden ſagte er: „Halten Sie ſich gut und verlieren Sie nicht die Beſinnung, wenn eine Begebenheit eintritt. Ich werde wie der Blitz zurückkommen, um die Verwegenen niederzuwerfen, die es wagen möchten, Hand an die Regierung zu legen.“ Seine Brüder, welche durch ein noch mehr perſönliches Intereſſe an ihn geknüpft waren, beauftragte er insbeſondere, ihn fortwährend von Allem zu unterrichten und ihm das Zeichen zur Rückkehr zu geben, wenn ſeine Gegenwart nöthig würde. Während er ſeine Abreiſe mit Geräuſch bekannt machte, mußten die Conſuln und die Miniſter den Neuigkeitskrämern im Vertrauen ſagen: der Erſte Conſul verließe Paris auf einige Tage und zwar bloß um die zum Feldzug ausgerüſteten Truppen zu muſtern.

Uebrigens reiſte er ab voll Hoffnung und Zufriedenheit. Sein Heer enthielt viele Rekruten, aber eine noch weit größere Zahl kampfgeübter, ſieggewohnter Streiter unter Offizieren, die in ſeiner Schule gebildet waren. Und dann vertraute er völlig auf ſeinen tief ausgedachten Plan. Nach den neueſten Meldungen beharrte Melas darauf, immer tiefer in Ligurien einzudringen mit der Hälfte ſeiner Streitkräfte vor Genua,

mit der andern Hälfte nach dem Var zu. Dieſen Nachrichten zufolge zweifelte der Erſte Conſul nicht mehr am Gelingen ſeiner Unternehmung und ſah ſchon in ſeiner glühenden Einbildungskraft den Punkt, wo er das öſterreichiſche Heer treffen und niederwerfen würde. Eines Tags vor ſeiner Abreiſe ſaß er über ſeinen Karten, beſchäftigt, verſchiedenfarbige Zeichen darauf zu legen, um die Stellung der franzöſiſchen und der öſterreichiſchen Heeresabtheilungen anſchaulich zu machen. Da ſagte er vor ſeinem Geheimſchreiber, der ihm verwundert und neugierig zuhörte: „Der arme Herr von Melas wird über Turin ſich nach Aleſſandria hin zurückziehen.... Ich werde über den Po gehen, ihn auf der Straße nach Piacenza treffen in den Ebenen der Scrivia und werde ihn ſchlagen da — da." Und bei dieſen Worten legte er eins ſeiner Zeichen auf San Giuliana. Wir werden ſogleich ſehen, wie außerordentlich dieſe Art von Blick in die Zukunft war.

Er verließ Paris am frühen Morgen des 6. Mai in Begleitung ſeines Adjutanten Duroc und ſeines Secretairs Hrn. von Bourienne. Zu Dijon angelangt, muſterte er die Depots und die Rekruten, welche dort zuſammengezogen waren, aber ohne Material, ohne das nothwendige Zubehör eines zum Feldzug bereiten Heeres. Nach dieſer Muſterung, welche die Spione noch in ihrer Meinung beſtärken mußte, daß das Heer von Dijon eine reine Erdichtung ſei, begab er ſich nach Genf und von Genf nach Lauſanne. Hier war Alles völliger Ernſt, und Alles, was geſchah mußte anfangen, die Ungläubigen zu enttäuſchen, jedoch zu ſpät, als daß ſie nützliche Nachrichten und Rathſchläge nach Wien hätten gelangen laſſen können.

Am 13. Mai hielt General Bonaparte Muſterung über einen Theil ſeiner Truppen und beſprach ſich mit den Offizieren, die zu ihm beſchieden waren, um Rechenſchaft zu geben von dem, was ſie gethan hatten, und um ſeine letzten Befehle zu empfangen. Am meiſten war er begierig, den mit Recognoscirung der Alpen beauftragten General Marescot anzuhören. Nach Vergleichung aller Uebergangspunkte entſchied ſich dieſer Genieoffizier für den Sanct Bernhard; aber er betrachtete die Unternehmung als ſchwierig. „Schwierig? Mag ſein,“ erwiederte der Erſte Conſul; „aber iſt ſie möglich?“ — „Ich glaube es,“ antwortete Marescot; „aber mit außerordentlichen Anſtrengungen.“ — „Alſo vorwärts!“ ſchloß der Erſte Conſul.

Hier iſt der Augenblick, die Gründe anzugeben, welche ihn beſtimmten, den Bernhard zu wählen. Der Gotthard war denjenigen Truppen vorbehalten, welche von Moncey geführt, aus Deutſchland kamen. Dieſer Uebergang lag auf ihrem Weg und konnte höchſtens für 15,000 Mann Unterhalt darbieten, da die Thäler der höheren Schweiz durch die Anweſenheit der kriegführenden Heere völlig zu Grund gerichtet waren. Alſo blieben noch die Uebergänge über den Simplon, über den Großen Bernhard und über den Mont Cenis. Damals führten nicht wie heutzutag Heerſtraßen darüber. Man mußte am Fuß des Paſſes die Fuhrwerke auseinander nehmen, ſie auf Schleifen hinüber bringen und auf der andern Seite der Berge wieder zuſammenſetzen. Alle dieſe drei Uebergangspunkte boten ſo ziemlich dieſelben Schwierigkeiten dar. Indeß der Mont Cenis, als der häufiger beſuchte, war mehr gebahnt als die andern und bot darum vielleicht weniger materielle

Hinderniſſe dar. Aber er führte auf Turin, d. h. mitten unter die Oeſterreicher, war zu nahe bei ihnen und eignete ſich nicht recht zu dem Plan, ſie zu umzingeln. Der Simplon, der entfernteſte unter den dreien, zeigte die entgegengeſetzten Schwierigkeiten. Freilich mündete er auf die Umgegend von Mailand aus, in ein hübſches Land, ziemlich weit von den Oeſterreichern und ganz in ihrem Rücken. Aber er bot die ſehr große Schwierigkeit der Entfernungen dar. Um bis zu ihm zu kommen, mußte man mit allem Heergeräth die ganze Länge des Wallis hinaufziehen, und das hätte Transportmittel erfordert, welche wir nicht zu unſerer Verfügung hatten. In den unfruchtbaren eisbedeckten Thälern, welche zu durchziehen waren, hätte man Alles bei ſich führen müſſen, und dann war es keine Kleinigkeit, etwa zwanzig Wegſtunden mehr vor ſich zu haben. Wurde hingegen der Uebergang über den Bernhard bewerkſtelligt, dann hatte man bloß den Weg von Villeneuve nach Martinach zurückzulegen, vom Ende des Genfer Sees, wo die Waſſerſtraße aufhört, bis zum Fuß des Paſſes; und dieſe Entfernung war ſehr gering. Sodann führte der Bernhard in das Thal von Aoſta auf Ivrea, zwiſchen den beiden Straßen von Turin und von Mailand in einer Richtung, die ſehr dem Zweck entſprach, die Oeſterreicher zu umringen. Obwohl ſchwieriger, vielleicht gefährlicher, verdiente er den Vorzug wegen der Kürze des Wegs.

Der Erſte Conſul entſchied ſich alſo dafür, ſeine Hauptmacht über den St. Bernhard zu führen. Er nahm den Kern des Reſerveheeres mit ſich, etwa 40,000 Mann Infanterie und Artillerie und fünftauſend Mann Cavallerie. Um die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher

zu theilen, beſchloß er, für einige Abtheilungen, welche nicht zu dem Hauptheer ſtoßen konnten, andere Uebergangspunkte zu wählen. Nicht weit von dem Großen Bernhard befindet ſich der Kleine Bernhard, der ebenfalls aus dem höheren Savoyen in das Thal von Aoſta führt. Auf dieſen Uebergangspunkt ſchickte der Erſte Conſul den General Chabean mit der 70. Halbbrigade und einigen Bataillonen vom Heer des Orients, welche mit Neulingen ausgefüllt waren. Dies machte eine Diviſion von 5—6000 Mann, welche bei Ivrea wieder zur Hauptcolonne ſtoßen ſollte. Ferner hatte der General Thurreau, der mit 4000 Mann liguriſcher Truppen den Mont Cenis vertheidigte, Befehl, ſich auf dieſem Punkt zu zeigen und einen Verſuch zum Vordringen nach Turin zu machen. Demnach ſollte das franzöſiſche Heer auf vier Wegen von den Alpen herabkommen: über den Gotthard, über den Großen Bernhard, über den Kleinen Bernhard und über den Mont Cenis. Die Hauptmaſſe, 40,000 Mann ſtark, bewegte ſich im Mittelpunkt dieſes Halbkreiſes und hatte die ſichere Ausſicht, die 15,000 aus Deutſchland kommenden Streiter, die Truppen des Generals Chabean und vielleicht auch die des Generals Thurreau an ſich zu ziehen und ſomit auf 65,000 Mann anzuwachſen. Der Feind mußte in Verwirrung gerathen, indem er beim Anblick dieſer verſchiedenen Heertheile nicht wiſſen konnte, gegen welchen Punkt er ſeinen Widerſtand wenden mußte.

Nachdem die Wahl der Uebergangspunkte getroffen war, war die weitere Aufgabe, ſich mit der Unternehmung ſelbſt zu beſchäftigen, welche darin beſtand, 60,000 Mann mit ihrem Kriegsgeräth auf die andere Seite der Alpen hinüber zu werfen, ohne gebahnte Wege,

über Felſen und Glätſcher in der ſchlimmſten Jahreszeit, in der Zeit, wo der Schnee ſchmilzt. Es war ſchon nichts leichtes, einen Artilleriepark mit ſich zu führen, denn jedes Stück Geſchütz muß mehrere Fuhrwerke hinter ſich haben, und für ſechszig Feuerſchlünde waren deren etwa 300 erforderlich. In dieſen Hochthälern aber, welche theils durch einen ewigen Winter völlig unfruchtbar, theils kaum weit genug ſind, um ihre wenigen Bewohner zu ernähren, da waren keine Lebensmittel zu finden. Man mußte Brod für die Menſchen und Futter für die Pferde mitnehmen. Die Schwierigkeit war alſo überaus groß. Von Genf bis Villeneuve war Alles leicht, weil man auf dem See eine bequeme raſche Schifffahrt auf 18 Stunden Länge hatte. Aber von Villeneuve, dem Endpunkt des Sees bis Ivrea, wo man aus dem Gebirg in die reiche Ebene von Piemont kommt, waren 45 Stunden Wegs zu machen und darunter zehn über die Felſen und Glätſcher der Hauptkette. Die Straße von Villeneuve nach Martinach und von Martinach nach St. Pierre war gut für Fuhrwerke. Dort begann das Steigen auf kaum zwei bis drei Schuh breiten ſchneebedeckten Fußſteigen am Rand von Abgründen, wo man während der wärmeren Tageszeit dem Sturz ſchrecklicher Lavinen ausgeſetzt war. Auf dieſen Pfaden hatte man faſt zehn Stunden Wegs zurückzulegen bis man das Dorf St. Remy im Thal von Aoſta auf der andern Seite des Bernhard erreicht. Dort fand man wieder eine fahrbare Straße, die über Aoſta, Châtillon, Bard und Ivrea in die Ebene von Piemont führte. Von dieſen Orten war nur Bard als ein ſolcher bezeichnet, der Schwierigkeit darbieten könnte. Es hieß, dort ſei ein Fort; etliche italieniſche Offiziere

hatten es erwähnen hören; aber ein ernſtliches Hinderniß könne daſſelbe nicht abgeben. Es war alſo, wie geſagt, eine Strecke von 45 Wegſtunden zurückzulegen, darunter zehn ohne fahrbare Wege.

Folgendes waren die Anſtalten, welche der Erſte Conſul zur Fortſchaffung des Kriegsgeräths unter der Leitung der Generale Marescot, Marmont und Gaſſendi ausführen ließ. Große Zufuhren von Getreide, Zwieback und Hafer waren auf dem See von Genf nach Villeneuve geſchafft worden. Bonaparte, welcher wußte, daß für Geld der Beiſtand der kräftigen Gebirgsleute zu haben war, hatte bedeutende Baarſchaften an Ort und Stelle geſchickt. Zu hohen Preiſen hatte man alle Bauern der Gegend ſammt allen Bankwagen und Maulthieren, die aufzutreiben waren, herbeigezogen und zwar erſt in den letzten Tagen. Mittelſt ihrer hatte man Brod, Zwieback, Pferdefutter, Wein und Branntwein von Villeneuve nach Martinach und von Martinach nach St. Pierre am Fuß des Paſſes geſchafft. Eben dorthin war auch eine hinreichende Menge Schlachtvieh gebracht worden. Auch die Geſchütze und die Pulverwagen waren dorthin geführt. In St. Pierre lag eine Arbeitercompagnie, dieſe hatte die Rohre von den Laffetten zu nehmen, die Laffetten auseinander zu legen und die einzelnen Stücke derſelben zu numeriren. Zur Fortſchaffung der Rohre waren Rollſchleifen zu Auxonne angefertigt worden; die Laffettenſtücke waren beſtimmt, auf Maulthiere gepackt zu werden, und eben ſo eine Menge kleiner Kaſten mit den Munitionen des Fußvolks und der Geſchütze. Eine zweite Arbeitercompagnie mit Feldſchmieden, ſollte mit der erſten Diviſion über das Gebirg gehen und im Dorf St. Remy, wo der

gebahnte Weg wieder anfing, Poſten faſſen, die Geſchützwagen wieder zuſammenſetzen und die Rohre wieder auf die Laffetten bringen. Dies war die ſchwere Aufgabe, welche man ſich geſetzt hatte. Bei dem Heer befand ſich eine Pontonnier-Compagnie, welche kein Brückenmaterial bei ſich führte, aber beſtimmt war, dasjenige anzuwenden, welches man ſicher in Italien erobern würde.

Ueberdies hatte der Erſte Conſul Bedacht genommen, ſich des Beiſtandes der Mönche im Hoſpiz auf dem Großen Bernhard zu bedienen. Die ganze Welt weiß, daß die dort ſeit Jahrhunderten ſeßhaften frommen Kloſterbrüder in ſchrecklichen Einöden über den bewohnten Regionen leben, um den vom Unwetter überfallenen und zuweilen unter dem Schnee begrabenen Reiſenden Beiſtand zu leiſten. Ihnen hatte der Erſte Conſul im letzten Augenblick eine Summe Geldes geſchickt zum Ankauf einer großen Menge Brod, Käſe und Wein. Zu St. Pierre am Fuß des Berges war ein Spital hergerichtet, desgleichen zu St. Remy auf der andern Seite des Gebirgs. Aus dieſen beiden Spitälern ſollten die etwa vorkommenden Kranken und Verwundeten in die größeren Anſtalten dieſer Art zu Martinach und zu Villeneuve zurückgeſchafft werden.

Alle dieſe Anſtalten waren getroffen. Die Truppen fingen an, zum Vorſchein zu kommen. Der General Bonaparte, welcher ſich zu Lauſanne aufhielt, inſpicirte ſie alle, redete zu ihnen, erfüllte ſie mit ſeinem Feuer und bereitete ſie zu der unſterblichen Unternehmung vor, welche beſtimmt war, in der Geſchichte ihren Platz einzunehmen neben dem großen Kriegszug Hannibals. Er hatte zwei Inſpectionen angeordnet, eine zu Lauſanne,

die andere zu Villeneuve. Hier wurde jeder Infanteriſt und jeder Reiter gemuſtert und erhielt aus den in der Eile eingerichteten Magazinen die ihm etwa fehlenden Schuhe, Kleider und Waffenſtücke. Die Vorkehrung war gut; denn trotz aller Mühe, welche er ſich gegeben hatte, ſah der Erſte Conſul oft alte Soldaten mit abgetragenen Kleidern und untauglichen Waffen ankommen. Er beklagte ſich bitter darüber und ließ die, von der ſchwer zu verhütenden Uebereilung und Nachläſſigkeit der Agenten herrührenden Verſäumniſſe wieder gut machen. Seine Vorſorge ging ſo weit, daß er am Fuß des Bernhard Sattlerwerkſtätten hatte einrichten laſſen zur Ausbeſſerung des Geſchirrs der Artillerie. Ueber dieſen ſcheinbar ſo geringfügigen Gegenſtand hatte er mehrere eigenhändige Briefe geſchrieben. Wir führen dieſen Umſtand an, als eine Lehre für Generale und Regierungen, welchen das Leben der Menſchen anvertraut iſt, und die oft aus Trägheit und Hochmuth ſolche Einzelnheiten vernachläſſigen. Nichts, was zum Gelingen der Unternehmungen und zur Sicherheit der Soldaten beitragen kann, iſt zu gering für den Ueberblick und den Rang der Befehlenden.

Die Diviſionen waren ſtaffelweiſe aufgeſtellt, vom Jura an bis zum Fuß des St. Bernhard, um Zuſammenhäufung zu vermeiden. Der Erſte Conſul hatte ſich nach Martinach begeben. Dort, von einem Bernhardinerkloſter aus ordnete er Alles an und führte einen ſteten Briefwechſel mit Paris und mit den andern Herren der Republik. Er hatte Nachrichten aus Ligurien, daß Melas, fortwährend in der größten Täuſchung befangen, ſeinen ganzen Eifer auf die Einnahme von Genua und auf Erzwingung des Uebergangs über die Varbrücke

richtete. Nachdem er über dieſen wichtigen Punkt beruhigt war, gab er endlich Befehl zum Uebergang. Er ſelber blieb dieſſeits des Bernhard, um ſo lange wie möglich in näherer brieflicher Verbindung mit der Regierung zu bleiben und um ſelber Alles über das Gebirg zu ſchicken. Berthier dagegen ſollte auf die andere Seite des Bernhard hinübergehen, um die Diviſionen in Empfang zu nehmen und das Kriegsgeräthe, welches der Erſte Conſul ihm ſchicken würde.

Den Uebergang begann Lannes an der Spitze des Vortrabs in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai (24—25. Floreal). Er commandirte ſechs Regimenter wohlausgerüſteter Kerntruppen, welche unter dieſem feurigen, zuweilen ungefügigen, aber ſtets wackeren und geſchickten Anführer munter dieſen Marſch voller Wagniſſe antraten. Sie machten ſich auf den Weg zwiſchen Mitternacht und zwei Uhr nach Mitternacht, um dem Augenblick zuvorzukommen, wo die Sonnenhitze den Schnee ſchmilzt und Eisberge über die Häupter der verwegenen Wanderer in dieſen Schlünden herabſtürzt. Acht Stunden brauchte man, um auf den Gipfel an das Bernhardhoſpiz zu kommen, und nur zwei bergab nach St. Remy. Man hatte alſo Zeit genug, den Uebergang vor dem Augenblick der größten Gefahr zu vollenden. Die Soldaten überwanden mit Eifer die Schwierigkeiten dieſes Wegs. Sie waren ſehr bepackt, denn man hatte ihnen Zwieback für mehre Tage und ſehr viele Patronen aufgeladen. Sie klimmten die ſteilen Pfade hinan, indem ſie neben den Abgründen ſangen und an die Eroberung Italiens dachten, wo ſie ſo oft die Freuden des Siegs genoſſen hatten. Ein frohes Vorgefühl des unſterblichen Ruhmes, welchen ſie er-

werden ſollten, erfüllte ihre Herzen. Für das Fußvolk war die Mühe weniger groß als für die Reiter. Dieſe mußten ihre Pferde am Zügel führen. Bergauf war dies gefahrlos, aber bergab, wo auf dem ſchmalen Pfad jeder vor ſeinem Pferd hergehen mußte, konnten ſie in den Fall kommen, von dem Thier, wenn dies einen Fehltritt that, in den Abgrund hinuntergezogen zu werden. Einige Fälle dieſer Art kamen vor, aber nicht viele. Einige Pferde verunglückten, aber faſt kein einziger Reiter. Am Morgen gelangte man zu dem Hoſpiz. Dort hatte der Erſte Conſul den wackeren Truppen eine herzſtärkende Ueberraſchung bereitet. Die Kloſterbrüder, mit den nöthigen Vorräthen verſehen, hatten Tiſche aufgeſtellt und verabreichten jedem Soldaten eine Ration Brod, Käſe und Wein. Nach einigen Augenblicken Raſt machte man ſich wieder auf den Weg und gelangte ohne Unfall hinunter nach St. Remy. Lannes ſetzte ſich ſofort auf dem Abhang des Gebirges feſt und traf alle nöthigen Anſtalten zum Empfang der andern Diviſionen und beſonders der Kriegsgeräthe.

Jeden Tag ſollte eine der Diviſionen des Heeres ihren Uebergang bewerkſtelligen. Der Uebergang des Ganzen mußte alſo mehrere Tage dauern, beſonders wegen des Materials, welches mit den Diviſionen hinüber geſchafft werden mußte. Man ging ans Werk, während die Truppen nach einander ihren Marſch vollzogen. Erſt ließ man die Lebensmittel und die Munitionen abgehen. Was von dem Material ſich theilen und in Käſtchen auf Maulthiere packen ließ, machte nicht ſo viel Schwierigkeit wie das Uebrige. Die Schwierigkeit lag bloß in der Unzulänglichkeit der Transportmittel. Obwohl man Geld mit vollen Händen geſpen=

det hatte, waren nicht ſo viel Maulthiere zur Hand, als nöthig geweſen wären für das ungeheuere Gewicht, welches man über das Gebirg zu ſchaffen hatte. Indeß, nachdem die Lebensmittel und Munitionen hinter den einzelnen Diviſionen und mit Hülfe der Soldaten hinübergebracht waren, ging man endlich an das Geſchütz. Die Laffetten und die Pulverwagen waren, wie geſagt, zerlegt und ſtückweiſe auf Maulthiere geladen. Nun blieben noch die Rohre, deren Gewicht ſich nicht durch Theilung vermindern ließ. Beſonders für die Zwölfpfünder und für die Haubitzen war die Schwierigkeit größer, als man ſich anfangs vorgeſtellt hatte. Die in den Arſenalen verfertigten Rollſchleifen taugten nichts. Man erſann ein Mtttel, welches ſich beim erſten Verſuch bewährte. Man ſpaltete Tannenſtämme, höhlte die beiden Hälften aus und hüllte in je zwei Halbſtämme je ein Geſchützrohr. In dieſen Hülſen ſchleifte man die Kanonen längs den Schlünden hin und war geſichert, daß keine Erſchütterung ſie beſchädigte. Maulthiere, an die Hülſen angeſpannt, brachten einige Stücke auf den Gipfel der Höhe. Aber das Hinunterſchaffen war ſchwieriger, denn es mußte von Menſchenhänden geſchehen, indem man das eingehüllte Rohr langſam rutſchen ließ und es zurückhielt, wenn es in einen Abgrund gleiten wollte. Dies war eine gefährliche Arbeit. Zum Unglück waren auch nicht genug Maulthiere da und die Treiber derſelben, deren man eine große Menge bedurfte, waren erſchöpft. Man dachte ſofort auf andere Hülfsmittel. Man bot den Bauern der Umgegend bis zu tauſend Franken für jedes Stück Geſchütz, welches ſie von St. Pierre nach St. Remy hinüber ſchleifen wollten. Für jedes Stück waren 100 Mann

erforderlich, ein Tag zum Hinaufſchleifen und ein Tag zum Hinabſchleifen. Einige hundert Bauern ſtellten ſich ein und ſchafften wirklich unter der Leitung von Artilleriſten einige Stücke hinüber. Aber ſelbſt die Lockſpeiſe des Gewinns vermochte nicht, ſie zu einer Wiederholung dieſer Anſtrengungen zu bewegen. Sie verſchwanden insgeſammt, und obwohl Offiziere ihnen nachgeſchickt wurden und kein Geld ſparten, um ſie zurück zu bringen, mußte man doch auf ihren Beiſtand verzichten und den Soldaten der Diviſionen zumuthen, ſelber ihre Geſchütze zu ſchleifen. Von dieſen hingebenden Kriegern war Alles zu erlangen. Um ſie anzufeuern, bot man ihnen das Geld, welches die ermatteten Bauern verdienen wollten; aber ſie ſchlugen es aus mit der Erklärung: es ſei eine Ehrenpflicht für eine Mannſchaft, ihre Kanonen zu retten — und ſpannten ſich an die liegen gebliebenen Stücke an. Abtheilungen von je hundert Mann traten aus den Reihen vor und ſchleiften die Kanonen, indem ſie ſich von Zeit zu Zeit einander ablöſten. An ſchwierigen Stellen ſpielte die Muſik luſtige Weiſen auf und ermuthigte ſie, dieſe Hinderniſſe von ganz neuer Art zu überwinden. Auf dem Gipfel des Berges fand man die von den Kloſterbrüdern bereiteten Erfriſchungen, ruhte ein wenig aus und begann wieder größere und gefährlichere Anſtrengungen bei der Hinabfahrt. So ſah man die Diviſionen Chambarlhac und Monnier ſelber ihre Kanonen fortſchaffen, und da die vorgerückte Tagszeit nicht verſtattete, den Marſch abwärts noch vor Nacht zu vollbringen, bivouaquirten ſie lieber im Schnee, als daß ſie ſich von ihren Geſchützen getrennt hätten. Zum Glück war der Himmel heiter und

ſie brauchten nicht außer den örtlichen Schwierigkeiten auch noch dem Unwetter zu trotzen.

Während der fünf Tage vom 16. bis zum 20. Mai zogen die Diviſionen mit den Lebensmitteln, der Munition und der Artillerie fortwährend über das Gebirg. Der Erſte Conſul hielt ſich noch immer in Martinach auf und betrieb die Abſendung des Materials. Berthier, auf der andern Seite des Bernhard, nahm es in Empfang und ließ es durch die Arbeiter wieder in Stand ſetzen. Der Erſte Conſul, deſſen Vorausſicht nie ruhte, faßte ſogleich den Gedanken, den General Lannes, welcher ſeine Diviſion bereits beiſammen und einige Vierpfünder auf den Rädern hatte, nach dem Ausgang des Thals vorzuſchieben, damit er denſelben beſetzte. Er gab ihm Befehl, bis Ivrea vorzurücken, dieſe Stadt wegzunehmen und ſich ſo den Eingang in Piemont zu ſichern. Lannes zog am 16. und 17. Mai gegen Aoſta, trieb einige dort liegende Croaten das Thal hinab, nahm ſeinen Weg nach dem Flecken Châtillon und erreichte dieſen am 18. Ein feindliches Bataillon, welches dort ſtand, ward über den Haufen geworfen und verlor viele Gefangene. Lannes zog das Thal hinab, welches, je weiter hinab, immer breiter wurde und den entzückten Augen unſerer Soldaten Wohnungen, Bäume, angebaute Felder, kurz alle Vorboten der italieniſchen Fruchtbarkeit zeigte. Die wackeren Leute zogen luſtig ihres Wegs, als auf einmal das Thal wieder enger wurde und ihnen einen Engpaß zeigte, den ein von Kanonen ſtarrendes Fort verſchloß. Dies war das Fort Bard, welches bereits von einigen italieniſchen Offizieren als ein Hinderniß, welches ſich jedoch überwinden ließe, bezeichnet war. Die Genieoffiziere bei dem Vortrab gingen vor,

recognoſcirten raſch und erklärten, das Fort verſperre völlig den Weg im Thal, und es ſei nicht möglich durchzukommen, ohne Durchbrechung dieſer Schranke, welche beim erſten Anblick faſt unüberſteiglich ſchiene. Dieſe Kunde verbreitete ſich in der Diviſion und erregte die ſchmerzlichſte Ueberraſchung. Die Beſchaffenheit dieſes unvorhergeſehenen Hinderniſſes war folgende.

Das Thal von Aoſta durchſtrömt ein Fluß, welcher alle ſeine Gewäſſer vom Bernhardsberg erhält und unter dem Namen Dora Baltea dem Po zufließt. In der Nähe von Bard verengert ſich das Thal. Der Weg, zwiſchen den Bergen und dem Fluß hinlaufend, wird immer ſchmäler und endlich ſperrt ihn faſt völlig ein Fels, der ausſieht, als wäre er von den benachbarten Höhen in die Mitte des Thales herabgeſtürzt. Auf der einen Seite dieſes Felſen ſtrömt der Fluß, auf der andern zieht ſich der Weg hin. Zwei Häuſerreihen längs dem Weg bilden die ganze Stadt Bard. Auf dem Gipfel des Felſen beſtreicht ein durch ſeine Lage uneinnehmbares, jedoch ſchlecht gebautes Fort mit ſeinem Feuer rechts den Lauf der Dora Baltea und links die lange Gaſſe, aus welcher das Städtchen Bard beſteht. Aus- und Eingang dieſer Gaſſe ſind durch Zugbrücken geſchloſſen. Das Fort hatte eine ſchwache, aber gut befehligte Beſatzung.

Lannes, welcher nicht der Mann war, ſtill zu ſtehen, ließ ſogleich einige Grenadiercompagnien vordringen, die Zugbrücken herunterſchlagen und, trotz einem heftigen Feuer, in Bard eindringen. Der Befehlshaber ließ Kugeln und Granaten auf den unglücklichen Flecken regnen, hielt aber endlich aus Rückſicht auf die Einwohner inne, die Diviſion Lannes ſtand außerhalb. Es war augenſcheinlich, daß man unter dem Feuer des

Fort, welches die Straße nach allen Richtungen beſtrich, das Material eines Heeres nicht vorüberbringen konnte. Lannes machte augenblicklich ſeinen Bericht an Berthier, dieſer eilte herbei und erkannte mit Schrecken, wie ſchwer das Hinderniß zu überwinden war, welches ſich ſo plötzlich gezeigt hatte. Der General Marescot ward herbeigerufen. Er unterſuchte das Fort und erklärte es für faſt uneinnehmbar, nicht wegen ſeiner, nur mittelmäßigen Bauart, ſondern wegen ſeiner ganz abgeſonderten Lage. Die Böſchung des Felſen verſtattete nicht wohl einen Sturm. Die Mauern waren zwar nicht durch einen Erdaufwurf gedeckt, aber es konnte darum keine Breſche hineingeſchoſſen werden, weil ſich nicht wohl eine Batterie aufſtellen ließ, um ſie zu treffen. Doch wäre es möglich, mit Menſchenhänden einige Stücke von leichtem Kaliber auf die benachbarten Höhen zu bringen. Berthier gab hernach ſeine Befehle; die Soldaten an die ſchwierigſten Unternehmungen gewöhnt, arbeiteten daran, zwei Vierpfünder und ſelbſt zwei Achtpfünder hinaufzubringen. Es gelang ihnen, dieſelben auf den Berg Albaredo hinaufzuheben, welcher den Felſen und das Fort Bard beherrſcht. Plötzlich von oben herab einſchlagende Kugeln überraſchten einigermaßen die Beſatzung; dennoch verlor ſie den Muth nicht. Sie erwiederte das Feuer und machte ein Stück von zu ſchwachem Kaliber unbrauchbar.

Marescot erklärte: es ſei keine Hoffnung, das Fort zu nehmen; man müſſe auf ein anderes Mittel zur Ueberſteigung des Hinderniſſes denken. Man recognoscirte zur Linken längs den Biegungen des Berges Albaredo und fand endlich einen Fußpfad, welcher unter vielen und größeren Fährlichkeiten, als der Bernhard

dargeboten, wieder in die Hauptſtraße des Thals unterhalb dem Fort bei St. Donaz einmündete. Obwohl dieſer Pfad nur über einen Berg zweiten Ranges hinlief, war die Benutzung desſelben wenigſtens eben ſo ſchwierig, wie die Ueberſteigung des Bernhard, da er nur von den Hirten und ihren Heerden beſucht wurde. Wenn man eine zweite Operation gleich der eben vollzogenen verſuchen und dieſen neuen Paß mit abermaliger Zerlegung und Zuſammenſetzung der Geſchütze und Schleifung derſelben hätte durchziehen müſſen, ſo würden am Ende die Hände des Heeres nicht ausgereicht haben, und das wiederholt auseinander genommene und zuſammengefügte Material würde vielleicht unbrauchbar geworden ſein. Berthier gerieth in Angſt und gab auf der Stelle den nachrückenden Colonnen Gegenbefehl, demzufolge überall die Mannſchaften und das Material Halt machen mußten, um dem Heer unnöthige Mühe zu erſparen, falls es am Ende wieder zurück müßte. In einem Augenblick verbreitete ſich die beunruhigende Kunde rückwärts, und man glaubte ſich in dieſer ruhmvollen Unternehmung gehemmt. Berthier ſchickte mehrere Eilboten an den Erſten Conſul, um ihn ſofort von dieſem unerwarteten Mißgeſchick zu benachrichtigen.

Bonaparte befand ſich noch immer zu Martinach, denn er wollte nicht eher über den Bernhard gehen, bis er mit eignen Augen die Abfertigung des letzten Materials geſehen hätte. Die Ankündigung eines für unuberwindlich gehaltenen Hinderniſſes erfüllte ihn im erſten Augenblick mit einer Art von Beſtürzung. Bald aber erholte er ſich von derſelben und wies entſchieden den Gedanken an eine rückgängige Bewegung von ſich. Nichts in der Welt konnte ihn bewegen, zu dieſem

äußerſten Mittel zu greifen. Er meinte, wenn einer der höchſten Berge der Welt ihn nicht aufgehalten hätte, dürfte ein Fels zweiten Rangs ſeinen Geiſt und ſeinen Muth nicht überwältigen. Seine Anſicht war, man würde mit Verwegenheit das Fort nehmen können; wo nicht, ſo würde man es umgehen. Wofern nur das Fußvolk und die Reiterei mit einigen Vierpfündern durchkommen könnte, müßten ſie nach Ivrea vordringen, an den Eingang der Ebene, und warten, bis das ſchwere Geſchütz nachkäme. Könnte dies ſchwere Geſchütz das Hinderniß nicht überwinden, und müßte man, um welches zu haben, dem Feind ſein ſchweres Geſchütz abnehmen, ſo ſei das franzöſiſche Fußvolk zahlreich und tapfer genug, um ſich auf die Oeſterreicher zu werfen und ihnen ihre Kanonen abzunehmen. Uebrigens ſtudirte er von neuem ſeine Karten und befragte eine Menge italieniſcher Offiziere. Als er von dieſen erfuhr, daß andere Wege von Aoſta in die umliegenden Thäler führten, ſchrieb er Briefe über Briefe an Berthier, gebot ihm, die Bewegung des Heeres nicht aufzuhalten und deutete ihm mit erſtaunlicher Genauigkeit die Recognoscirungen an, welche er um das Fort Bard herum vorzunehmen hätte. Eine ernſtliche Gefahr wollte er nur in der Ankunft eines feindlichen Heertheils ſehen, welcher bei Ivrea den Ausgang in die Ebene verſperrte. Alſo befahl er dem General Berthier, den General Lannes auf dem Fußpfad über den Albaredo nach Ivrea vorzuſchieben und ihn dort eine ſtarke Stellung einnehmen zu laſſen, in welcher er vor der öſterreichiſchen Artillerie und Cavallerie geſchützt wäre. „Wenn Lannes,“ ſchrieb er, „das Thor des Thales hütet, ſo liegt wenig daran, was in den Weg kommen kann, da es bloß

einen Zeitverluſt verurſachen wird. Wir haben Lebensmittel genug, um warten zu können, und jedenfalls wird es uns gelingen, das uns in dieſem Augenblick aufhaltende Hinderniß zu umgehen oder zu überwinden."

Nachdem er dem General Berthier dieſe Weiſung gegeben, ſchickte er ſeine letzten Befehle an den General Moncey ab, welcher über den Gotthard gehen ſollte, und an Chabran, welcher über den Kleinen Bernhard dicht vor Bard hinabkommen ſollte. Jetzt endlich entſchloß er ſich, in eigner Perſon über das Gebirg zu gehen. Vor ſeinem Aufbruch empfing er Nachrichten vom Var, aus welchen hervorging, daß Melas ſich am 14. Mai (24. Floreal) noch zu Nizza befand. Da jetzt erſt der 20. Mai war, ſo ließ ſich nicht annehmen, daß der öſterreichiſche General binnen ſechs Tagen von Nizza nach Ivrea herbeigeeilt ſei. Er ſetzte ſich alſo in Bewegung, um am 20. vor Tagesanbruch über den Berg zu gehen. Es begleiteten ihn ſein Adjutant Duroc und ſein Secretär Bourienne. Die Kunſt hat ihn dargeſtellt als die beſchneiten Alpen auf einem muthigen Roß überſchreitend. Die nackte Wahrheit iſt dies. Er ritt auf einem Maulthier den St. Bernhard hinauf, gehüllt in den grauen Ueberrock, den er gewöhnlich trug, geleitet von einem Führer aus der Gegend; auf ſchwierigen Stellen zeigte er die Zerſtreutheit eines Geiſtes, deſſen Gedanken wo anders ſind, ſprach mit den Offizieren, die unterwegs waren, und fragte zuweilen den Führer aus über ſein Leben, ſeine Luſt und ſeine Leiden, wie ein müßiger Reiſender, der nichts beſſeres zu thun weiß. Dieſer Führer, ein junger Menſch, beſchrieb ihm unbefangen die Einzelnheiten ſeines beſcheidenen Daſeins und beſonders ſeinen

Kummer darüber, daß er in Ermangelung einiges Vermögens nicht eine der Töchter dieſes Thales heirathen könne. Der Erſte Conſul hörte bald zu, bald fragte er die vielen Reiſenden auf dem Berge aus und kam ſo an das Hoſpiz, wo die guten Kloſterbrüder ihn zuvorkommend aufnahmen. So wie er abgeſtiegen war, ſchrieb er ein Briefchen und übergab es ſeinem Führer mit der Weiſung, daſſelbe dem am Fuß des Bergs zurückgebliebenen Beamten der Heerverwaltung pünktlich einzuhändigen. Am Abend kam der junge Mann nach St. Pierre zurück und erfuhr zu ſeiner Ueberraſchung, welch mächtigen Reiſenden er am Morgen geführt hatte, und daß der General Bonaparte ihm ein Feld, ein Haus, mit einem Wort, die Mittel zu heirathen und ſeine beſcheidenen Glücksträume zu verwirklichen, geben ließe. Dieſer Bergbewohner iſt in unſeren Tagen in ſeiner Heimath geſtorben als Eigenthümer des Feldes, welches der Beherrſcher der Welt ihm gegeben. Dieſe eigenthümliche Handlung der Wohlthätigkeit in einem Augenblick der Beſchäftigung mit den wichtigſten Gedanken iſt bemerkenswerth. Wenn das eine bloße Laune eines Eroberers iſt, welcher auf Gerathewohl Gutes und Böſes ausſtreut, bald Reiche ſtürzt, bald eine Hütte baut, ſo verdient eine ſolche Laune angeführt zu werden, ſei es auch nur um die Herren der Welt in Verſuchung zu führen. Aber eine ſolche Handlung offenbart etwas anders. Die menſchliche Seele iſt in Augenblicken, wo lebhafte Wünſche ſie erfüllen, zur Güte geneigt. Sie thut das Gute, gleichſam um dasjenige Gute zu verdienen, was ſie von der Vorſehung erbittet.

Der erſte Conſul blieb einige Augenblicke bei den Mönchen, dankte ihnen für ihre dem Heer gewidmete

Sorgfalt und machte ihnen ein herrliches Geſchenk zur Unterſtützung der Armen und der Reiſenden.

Die Hinabfahrt machte er raſch, indem er ſich nach der Gewohnheit des Landes auf dem Schnee hinabgleiten ließ. An demſelben Abend kam er nach Etroubles. Am folgenden Tag traf er einige Anordnungen in Betreff des Artillerieparks und der Lebensmittel und reiſte weiter nach Aoſta und nach Bard. Er fand die ihm gemachten Angaben richtig und beſchloß, das Fußvolk, die Reiter und die Vierpfünder auf dem Fußſteig über den Albaredo zu ſchicken, was anging, wenn man dieſen Fußpfad ausbeſſerte. Alle Truppen ſollten den Ausgang des Thals von Jvrea beſetzen, während der Erſte Conſul einen Verſuch auf das Fort machte oder Mittel fände, das Hinderniß zu umgehen, indem er ſein Geſchütz über einen der benachbarten Päſſe brächte. Den General Lecchi beauftragte er, mit den Italienern links hinaufzugehen und auf dem Weg von Graſſoney in das Thal der Seſia vorzudringen, welches nach dem Simplon und dem Lago Maggiore ausläuft. Dieſe Bewegung bezweckte, den Weg des Simplon frei zu machen, einer auf ihm herabkommenden Abtheilung die Hand zu reichen und zugleich alle fahrbaren Wege zu erkunden. Zu gleicher Zeit beſchäftigte ſich Bonaparte mit dem Fort Bard. Die eine Straße, aus welcher der Flecken beſtand, hatten die Franzoſen beſetzt; allein in derſelben waren ſie einem ſolchen Kugelregen ausgeſetzt, daß es nicht wohl möglich war, ein Artilleriematerial auch nur eine Strecke von zwei- bis dreihundert Klaftern durchzubringen. Der Befehlshaber wurde aufgefordert, antwortete aber mit Feſtigkeit, wie ein Mann, der die Wichtigkeit des ſeinem Muthe an-

vertrauten Poſtens kennt. Nur mit Gewalt konnte man ſich alſo den Durchgang erzwingen. Die auf dem Albaredo aufgepflanzten Geſchütze thaten keine große Wirkung. Ein Sturm auf die äußern Ringmauern ward verſucht, und ohne Nutzen wurden einige wackere Grenadiere und ein ausgezeichneter Offizier, Dufour, verwundet oder getödtet. In dieſem Augenblick zogen die Truppen über den Albaredo. Fünfzehnhundert Arbeiter hatten an dem Fußſteig die dringendſten Ausbeſſerungen gemacht. Die allzuſchmalen Stellen waren durch Erdaufwürfe breiter gemacht; an allzuſteilen Abhängen waren Stufen ausgehauen, und über Spalten, die nicht leicht zu überſpringen waren, hatte man Baumſtämme gelegt. Das Heer rückte Mann für Mann vorwärts, die Reiter ihre Pferde am Zügel führend. Der öſterreichiſche Offizier, welcher in dem Fort Bard befehligte, ſah auf dieſe Weiſe unſere Schaaren in unabſehbarer Linie vorüberziehen. In der Verzweiflung, daß er ihren Marſch nicht aufhalten konnte, ſchrieb er an Melas, er ſei Zeuge vom Durchzug eines ganzen Heeres zu Fuß und zu Roß und außer Stand, es aufzuhalten; aber er hafte mit ſeinem Kopf dafür, daß es ohne ein einziges Stück Geſchütz ankäme.

Während er ſchrieb, machte unſere Geſchützmannſchaft den kühnen Verſuch, unter Begünſtigung der Nacht eine Kanone unter dem Feuer des Fort durchzubringen. Der Feind, durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, warf Leuchtkugeln, welche die Straße taghell lichteten, ſo daß er einen Hagel von Wurfgeſchoſſen auf dieſelben ſchleudern konnte. Von dreizehn Kanonieren, welche es gewagt hatten, dieſe Kanone zu ziehen, wurden ſieben verwundet oder getödtet. Dies

hätte die muthigſten Leute abſchrecken müſſen. Da ward ein ſinnreiches, wiewohl immer noch nicht gefahrloſes Mittel erdacht. Man belegte die Straße mit Miſt und Stroh und umwickelte die Rohre mit Werg um ihr Raſſeln auf den Laffetten zu verhindern. Beherzte Artilleriſten ſpannten ſich davor und wagten es, ſie unter den Batterien des Fort durch die Gaſſe von Bard zu ziehen. Es gelang vollſtändig. Der Feind ſchoß der Vorſicht wegen von Zeit zu Zeit und traf eine Anzahl unſerer Kanoniere. Aber trotz ſeinem Feuer war bald alles ſchwere Geſchütz über die Enge hinausgeſchafft. Das furchtbare Hinderniß, welches dem Erſten Conſul mehr Sorge gemacht hatte als der Sanct Bernhard, war überwunden. Die Pferde der Artillerie hatten ihren Weg über den Fußſteig des Albaredo genommen.

Während dies Wagſtück ausgeführt wurde, rückte Lannes an der Spitze ſeine Fußvolkes vor, und nahm am 22. Mai die Stadt Jvrea, deren ſeit den Tagen Ludwigs XIV. völlig vernachläſſigte Feſtungswerke der öſterreichiſche Generalſtab eben in Vertheidigungsſtand ſetzen ließ, das eigne Vorgefühl, welches ihn dazu beſtimmte, war nun zu ſpät gekommen. Jvrea war geſchützt durch Ringmauern mit Baſteien und durch eine freiſtehende Citadelle. Die letztere griff der tapfere General Watrin an der Spitze ſeiner Diviſion an, Lannes warf ſich auf die Stadt, und Stadt und Burg wurden mit ſtürmender Hand genommen. Fünf bis ſechstauſend Oeſterreicher, zur Hälfte Reiter, lagen hier und zogen ſich eiligſt zurück. Lannes nahm ihnen Gefangene ab, trieb ſie zum Thal hinaus und nahm auf den vom Erſten Conſul bezeichneten Punkten am Ein=

gang der Ebene von Piemont eine Stellung. Einige Tage ſpäter würde Ivrea, von den Oeſterreichern vertheidigt, zwar kein unüberſteigliches Hinderniß geweſen ſein, aber doch große Verlegenheit bereitet haben. Man fand in der Stadt Geſchütz und Lebensmittel und vollendete die Bewaffnung und Verproviantirung des Platzes, ſo daß er im Fall einer erlittenen Schlappe einen der Stützpunkte unſerer Rückzugslinie bilden konnte.

Unterdeſſen kam der General Chabran mit ſeiner Diviſion den Kleinen Bernhard herab. Da ſeine Mannſchaft viele erſt kürzlich eingereihte Rekruten enthielt, ſo ward ihm die Einſchließung des Fort Bard anvertraut, welches ſich bald ergeben mußte, wenn es ſich von aller Hülfe abgeſchnitten ſah, nachdem es außer Stand geweſen, den Durchgang des franzöſiſchen Geſchützes aufzuhalten. Der General Thurreau an der Spitze einer Schaar von 4000 Mann bemächtigte ſich der Thalmündung bei Suſa, machte 1500 Gefangene und nahm dem Feind Geſchütz ab. Am Eingang des Thals, zwiſchen Suſa und Buſſolino, mußte er Halt machen. Der General Lecchi mit den Italienern umging das Thal der Seſia, drängte die Diviſion Rohan zurück, nahm ihr einige hundert Gefangene ab, machte den Ausgang des Wegs vom Simplon frei und reichte einer Schaar die Hand, welche von der bei Eröffnung des Feldzugs in der Schweiz zurückgelaſſenen Diviſion entſendet war. Endlich ſtieg die in der Länge des Gotthardsthals ſtaffelweiſe aufgeſtellte Abtheilung des Generals Moncey die Höhe des Gotthardsberges hinauf.

Auf dieſe Weiſe ging die allgemeine Bewegung des Heeres auf allen Punkten mit dem beſten Erfolg vor ſich. Es galt nun, aus dem Thal von Aoſta vorzu-

dringen. Lannes, immer bei der Vorhut, verließ das Thal am 26. Mai (6. Prairial) und zögerte nicht länger, ſich in der Ebene zu zeigen. Der öſterreichiſche General Haddik war beauftragt, mit etlichen tauſend Mann zu Fuß und mit ſeiner zahlreichen Reiterei dieſen Ausgang aus den Alpen zu ſperren. Er war gedeckt durch das Flüßchen Chiuſella, welche in die Dora Baltea fällt. Ueber dies Flüßchen führte eine Brücke. Lannes rückte raſch mit ſeinem Fußvolk auf dieſelbe los. Ein plötzliches, wohlgerichtetes Geſchützfeuer empfing unſere Bataillone, hinderte ſie aber nicht vorzudringen. Der wackere Oberſt Macon warf ſich mit ſeiner Halbbrigade in den Strom, drang oberhalb und unterhalb der Brücke hinüber und gewann das gegenſeitige Ufer. Die öſterreichiſche Reiterei unter dem General Palfy griff die Halbbrigade an; aber Palfy ward getödtet und ſeine Reiter zerſtreut. Der Reſt der Diviſion Lannes war nachgerückt, die Franzoſen gingen vor und verfolgten den Feind mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit. General Haddik benutzte die Unordnung, in welche die Verfolger durch ihre Hitze geriethen, und ließ im günſtigen Augenblick ſeine Schwadronen auf ſie anſprengen. Die ſechſte leichte Halbbrigade ward aufgehalten; aber die zweiundzwanzigſte ſchlug in geſchloſſener Colonne bloß durch ihr Feuer dieſen neuen Angriff der öſterreichiſchen Reiter zurück. Nun ſetzten ſich einige tauſend Pferde auf einmal in Bewegung, um einen letzten Verſuch auf unſer Fußvolk zu machen. Die 40. und die 22. Halbbrigade bildeten Vierecke und hielten mit seltener Feſtigkeit dieſen furchtbaren Stoß aus. Dreimal wurden ſie angegriffen, und dreimal wurden die feindlichen Reiterſchaaren vor ihren Bajonetten zu Schanden. Ge-

neral Haddik außer Stand, dem Vortrab des franzöſiſchen Heeres zu widerſtehen, gab Befehl zum Rückzug, räumte nach großem Verluſt an Todten und Verwundeten die Ebene von Piemont und zog ſich hinter den Orca zurück. Lannes ſetzte ſeinen Marſch fort und rückte am 28. Mai (8. Prairial) auf Chivaſſo am Ufer des Po. Die Oeſterreicher, von dieſem plötzlichen Einfall überraſcht, räumten eiligſt Turin. Mit Waizen, Reis, Munitionen und Verwundeten beladene Kähne fuhren den Po hinab. Lannes bemächtigte ſich all dieſer Fahrzeuge. Der Ueberfluß, welchen die Oeſterreicher für ihr Heer herbeigeſchafft hatten, kam dem unſrigen zu Statten.

Dreizehn Tage waren verfloſſen, und die wunderbare Unternehmung des Erſten Conſuls war völlig gelungen. Ein Heer von vierzigtauſend Mann zu Fuß und zu Roß ſammt Geſchütz hatte auf ungebahnten Wegen das höchſte Gebirg Europas überſtiegen, indem es ſein Material mit den Händen über den Schnee ſchleifte oder dicht vor den Feuerſchlünden einer Feſtung vorbeizog. Eine Abtheilung von 5000 Mann war vom Kleinen Bernhard herabgekommen, eine von 4000 vom Mont Cenis, eine Schaar hielt den Simplon beſetzt, und 15,000 Franzoſen unter Moncey ſtanden auf der Höhe des Gotthard. Dies machte zuſammen etliche ſechzigtauſend Mann, welche im Begriff waren, in Italien einzurücken. Die einzelnen Maſſen waren freilich noch durch ziemliche Zwiſchenräume getrennt, aber ſie hatten die gewiſſe Ausſicht ſich bald an die Hauptmaſſe der Vierzigtauſend anzuſchließen, welche über Ivrea im Mittelpunkt des Halbkreiſes der Alpen in die Ebene hinausrückte. Und dieſer außerordentliche Marſch war

nicht ein toller Streich eines Heerführers, welcher um ſeinen Gegner zu umgehen, ſich der Gefahr ausſetzte, ſelber umgangen zu werden. Herr des Thals von Aoſta, des Simplon und des Gotthard, hatte Bonaparte die Gewißheit, im Fall einer verlornen Schlacht nach dem Punkt, von welchem er ausgegangen war, zurückkehren zu können. Höchſtens mußte er einiges Geſchütz aufopfern, wenn er auf ſeinem Marſche gedrängt wurde. Da er von nun an nichts mehr zu verbergen hatte, kam er perſönlich nach Chivaſſo, redete die Truppen an, lobte ihre Feſtigkeit vor der öſterreichiſchen Reiterei, kündigte ihnen die großen Ergebniſſe an, welche er vorausſah, und ließ ſich nicht bloß vor ſeinen Soldaten ſehen, ſondern auch vor den Italienern und Oeſterreichern, um jetzt durch ſeine Gegenwart den Feind zu erſchrecken, den er vorher in tiefe Sicherheit hatte einſchläfern wollen.

Was that unterdeſſen Melas? Fortwährend durch den Wiener Hof und durch ſeine eigenen Kundſchafter über das fabelhafte Reſerveheer beruhigt, ſetzte er die Belagerung von Genua und den Angriff auf die Varbrücke fort. Auf beiden Punkten hatte er beträchtliche Verluſte erlitten, übrigens aber verharrte er in dem Glauben, daß die zu Dijon verſammelten Mannſchaften nichts als zuſammengeraffte Rekruten ſeien, beſtimmt die Lücken in den Reihen des Rheinheeres und der Armee von Ligurien auszufüllen. Eine Nachricht, welche ihm um die Mitte des Mai zukam, flößte ihm einige Beſorgniß ein über das, was in ſeinem Rücken vorgehen könnte. Bald aber beruhigte er ſich wieder und kehrte zu der Anſicht zurück, daß Alles, was zu Dijon zuſammengebracht war, geradeswegs die Saone und die Rhone

herabkommen würde, um zu dem Heer des Generals Suchet am Var zu ſtoßen. Anſtatt Truppen über den Tendapaß nach Piemont zurückzuſchicken, behielt er all ſeine Streitkräfte unter dem General Elsnitz vor der Varbrücke. Indeß die franzöſiſchen Colonnen, welche gleichzeitig durch alle Alpenthäler hervordringend, mit aller Beſtimmtheit von dem General Wukaſſowitſch erkannt und angemeldet wurden, riſſen ihn endlich aus ſeinen trügeriſchen Erwartungen, ohne ihn jedoch völlig zu enttäuſchen. Er ließ den General Ott mit 30,000 Mann vor Genua, den General Elsnitz vor der Varbrücke mit 20,000, welche durch die ſeit der Einnahme von Savona verfügbare Mannſchaft des Generals St. Julien verſtärkt werden ſollten, und ging mit einer Abtheilung von 10,000 Mann zurück über den Tendapaß nach Coni. Hier langte er an den 22. Mai. Bis dahin glaubte er die Franzoſen, welche ſich gezeigt hätten, ſeien bloße Rekrutenſchwärme, beſtimmt, in ſeinem Rücken eine Scheinbewegung auszuführen, um ihn von der Belagerung Genuas abzuziehen. Er dachte nicht, daß hier der General Bonaparte ſelber ſein könnte an der Spitze eines großen Heeres. Bald aber ſchwand auch dieſe letzte Täuſchung. Einer ſeiner Offiziere, welcher den General Bonaparte genau kannte, wurde nach Chivaſſo am Po abgeſchickt. Dieſer Offizier ſah mit eigenen Augen den Sieger von Caſtiglione und von Rivoli und benachrichtigte ſeinen Oberbefehlshaber. Jetzt erſt konnte Melas die ganze Größe der ihn bedrohenden Gefahr ermeſſen. Den Befehl über einen Rekrutenſchwarm zu übernehmen, würde der Erſte Conſul ſich nicht herbeigelaſſen haben. Man hatte gezweifelt, ob die Franzoſen Geſchütz hätten; aber kürzlich hatte man

den Donner deſſelben an der Chiuſella gehört. Der ehrwürdige Greis, welcher im vorhergehenden Feldzug unbeſtreitbare Fähigkeiten entwickelt hatte, wurde von den peinlichſten Beſorgniſſen erfüllt. Jeder Tag vermehrte ſeine Beſtürzung, denn bald erfuhr er auch, daß die Spitze der Colonne des Generals Moncey den Gotthard herabkam.

Er befand ſich jetzt in einer äußerſt bedenklichen Lage. Von 120,000 Mann hatte er wenigſtens 25,000 vor Genua und am Var verloren. Die ihm noch übrig gebliebenen Truppen waren zerſtreut. Mit 30,000 Mann ſtand Ott vor Genua, mit 25,000 Elsnitz vor der Varbrücke. General Kaim, mit etwa 12,000 beauftragt, die Ausgänge von Suſa und von Pignerol zu bewachen, hatte Suſa verloren und zog ſich auf Turin zurück. Haddik, der mit beiläufig 9000 Mann das Thal von Aoſta und das Thal der Seſia bewachen ſollte, hatte ſich ſo eben vor Lannes zurückgezogen. General Wukaſſowitſch beobachtete mit 10,000 Mann die Thäler des Simplon und des Gotthard; und was ſollte aus ihm werden gegenüber dem General Moncey? Melas ſelber befand ſich jetzt zu Turin mit 10,000 Mann, die er von Nizza zurückgeführt hatte. Stand nicht zu befürchten, daß Bonaparte zwiſchen all dieſen zerſtreuten Heerhaufen hereinbrechen, einen nach dem andern ſchlagen und ſie vernichten würde? Vielleicht wäre es noch Zeit geweſen, heilſame Entſchlüſſe zu faſſen, — heilſam, wofern ſie ohne Verzug gefaßt und ausgeführt worden wären. Aber der öſterreichiſche Feldherr verlor einige Tage damit, ſich wieder zu faſſen, eine beſtimmte Anſicht über die Plane des Feindes zu gewinnen, eigene Plane zu entwerfen und ſich zu den Opfern zu ent-

ſchließen, welche eine Zuſammenziehung der Streitkräfte koſten mußte. Eine ſolche Zuſammenziehung erforderte, daß ſeine Truppen den Var, vielleicht auch Genua und jedenfalls einen großen Theil von Piemont verließen.

Während Melas erwog, faßte Bonaparte ſeine Entſchlüſſe mit ſeiner gewohnten Raſchheit und Entſchiedenheit. Dieſe Entſchlüſſe waren nicht weniger folgenſchwer, als die ſeines Gegners. Waren die Oeſterreicher zerſtreut, ſo waren die Franzoſen es ebenfalls, denn ſie kamen vom Mont Cenis, vom Großen und vom Kleinen Bernhard, vom Simplon und vom Gotthard herab. Es galt, ſie zu vereinigen, dem General Melas jeden Rückzug abzuſchneiden und endlich den aufs Aeußerſte gebrachten Maſſena zu entſetzen.

Vom Bernhard herabkommend, hatte Bonaparte zur Rechten den Mont Cenis und Turin, zur Linken den Gotthard und Mailand, und fünfzig Wegſtunden vor ſich Genua und Maſſena. Wohin ſollte er ſich wenden? Sollte er ſich rechts halten nach dem Mont Cenis zu, um die 4000 Mann des Generals Thurreau an ſich zu ziehen? Dies wäre ein ſehr geringes Ergebniß geweſen, und dabei hätte er ſich ausgeſetzt, ſofort mit Melas zuſammenzutreffen, was zwar bei der Zerſtreutheit der öſterreichiſchen Truppen nicht gefährlich war, wohl aber zur Linken dem Feind die Straßen nach Mailand oder nach Piacenza zu ſeinem Rückzug frei ließ. Es wäre nicht der Mühe werth geweſen, ſo große Anſtrengungen gemacht zu haben, um ſich über die Alpen hinüber auf die Communicationslinie des Feindes zu werfen, wenn man ſie erſt beſetzte und dann wieder offen ließ. Geradeswegs vorzugehen über den Po, zwiſchen den zerſtreuten Heeresabtheilungen der

Oeſterreicher hindurch nach Genua zu eilen, dabei rechts den General Thurreau, links den General Moncey und die ganze Communicationslinie aufs Spiel zu ſetzen, war nicht der Klugheit angemeſſen, mit welcher der Plan in allen ſeinen Theilen ſo wohlüberlegt wie kühn entworfen war. Man wußte nicht, welche Streitmacht man auf dieſem Weg vereint antreffen könnte, man hätte die Rückzugslinie nach den Alpen aufgeopfert und die Generale Thurreau und Moncey ſich ſelbſt überlaſſen, ſo daß ſie wahrſcheinlich genöthigt geweſen wären, ſich, unter Gott weiß was für Fährlichkeiten, auf den Mont Cenis und den Gotthard zurückzuziehen. Beſſer wäre es geweſen, dem General Maſſena auf dem geraden Weg über Toulon und Nizza Hülfe nach Genua zu bringen. Allen dieſen Erwägungen zufolge blieb offenbar das Räthlichſte, ſich links zu halten nach dem Gotthard und nach Mailand zu und den 15,000 Mann unter Moncey die Hand zu reichen. Auf dieſe Weiſe zog man die beträchtlichſte Verſtärkung an ſich und brachte das Heer auf 60,000 Streiter, man beſetzte die Hauptſtadt von Oberitalien, brachte die Bevölkerung im Rücken der Oeſterreicher zum Aufſtand, nahm ihnen alle ihre Magazine, bemächtigte ſich der Linie des Po und aller Brücken über dieſen großen Fluß, ſetzte ſich in Stand, je nach Gutbefinden auf einem oder auf dem andern Ufer zu agiren, und hielt den General Melas auf jedem Wege auf, den er einſchlagen möchte, um zu entkommen. Freilich ward bei dieſem Plan die dem General Maſſena zugedachte Hülfe um acht bis zehn Tage verzögert, was ſehr unangenehm war. Aber Bonaparte dachte, ſeine Anweſenheit in Italien würde hinreichen, dem Heer von Ligurien Luft zu machen, und

Melas würde eiligſt die Heeresabtheilungen an ſich ziehen, welche Genua und die Varbrücke angriffen. Jedenfalls hatten die Generale Maſſena und Suchet die ihnen geſtellte Aufgabe gelöſt, den öſterreichiſchen Oberfeldherrn auf den Apenninen zurückzuhalten, zu ermüden, zu erſchöpfen und vornehmlich ihn an Verſchließung der Alpenpäſſe zu verhindern. Geſetzt auch, der Vertheidiger von Genua unterlag, ſo machte er damit nur die lange Reihe von Opfern vollzählig, welche der hochherzigen unglücklichen Armee von Ligurien aufgelegt waren, um den Erfolg einer großartigen Berechnung zu ſichern.

Nachdem Bonaparte ſich für den einzuſchlagenden Weg entſchieden hatte, traf er raſch ſeine Anſtalten und ließ ſein ganzes Heer die Richtung nach dem linken Ufer des Po nehmen. Er zog ſeinen wieder in Stand geſetzten Artilleriepark zuſammen und befahl dem General Lannes, alle bei Chivaſſo genommenen Fahrzeuge ſo zuſammenzuziehen, als wollte er eine Brücke ſchlagen, um nach Piemont überzugehen. Seine Abſicht war, Melas nochmals über ſeinen Plan zu täuſchen, und es gelang ihm, wie das erſte Mal. Beim Anblick der von Bonaparte angeordneten Bewegungen gefiel ſich Melas in der Hoffnung, die Franzoſen hätten nur in ſehr geringer Zahl über die Alpen kommen können. Alles ließ ihn annehmen, Bonaparte wolle bloß über den Po nach Turin gehen, um dem General Thurreau nach dem Mont Cenis zu die Hand zu reichen, und er glaubte, in dieſem Fall könne er ihm mit 30,000 Mann die Spitze bieten, indem er alle Brücken abbräche und ihm den Uebergang über den Po ſtreitig machte. Somit hoffte er, ſich auf dieſer Linie vertheidigen zu können, ohne die am Var eingenommenen Stellungen und die

vor Genua gemachten Fortſchritte aufzuopfern. Er zog alſo den aus dem Thal von Aoſta zurückkommenden General Haddik, den am Ausgang von Suſa ſtehenden General Kaim, die von Nizza mitgebrachten 10,000 Mann und eine weitere vom Var abgerufene Abtheilung zuſammen, bildete ſo eine Maſſe von 30,000 Mann, und hoffte, indem er die Franzoſen nicht für ſtärker hielt, mit dieſer Macht den die beiden Heere trennenden Fluß vertheidigen zu können.

Der Erſte Conſul bemühte ſich nicht, dieſe neue Täuſchung ſeines Gegners zu zerſtören. Er ließ ihn mit dieſer halben Concentration ſeine Streitkräfte ſich bei Turin beſchäftigen und wandte ſich plötzlich gegen Mailand. Lannes, welcher ſich geſtellt hatte, als ſollte er poaufwärts von Chivaſſo nach Turin ziehen, ging plötzlich flußabwärts über Creſcentino und Trino gegen Pavia, wo ſich die unermeßlichen Vorräthe der Kaiſerlichen an Lebensmitteln, Munition und Geſchütz befanden und zugleich die wichtigſte Communication, da Pavia nicht bloß den Uebergang über den Po, ſondern auch den über den Teſſin beherrſcht. Murat rückte über Vercelli gegen Buffalora. Das ganze Heer folgte dieſer allgemeinen Bewegung nach Mailand zu. Am 31. Mai kam man an den Teſſin. Dieſer Fluß iſt breit und tief. Man hatte keine Kähne zum Ueberſetzen, und jenſeits zeigte ſich eine zahlreiche Reiterei, zu der Heeresabtheilung von Wukaſſowitſch gehörig, welcher den Simplon und dieſen Theil der Alpenausgänge bewachte. Hinter dem Teſſin fließt der Naviglio Grande, ein breiter Canal, welcher die Gegend bis nach Mailand durchzieht. Eine Strecke weit geht dieſer Canal mit dem Lauf des Fluſſes, aus dem er abgeleitet iſt, parallel

und zwar in ſehr geringer Entfernung. Die feindliche Reiterei, auf einem ſchmalen Streifen Landes zwiſchen dem Fluß und dem Canal zuſammengedrängt, war ſehr gehemmt in ihren Bewegungen und konnte nicht leicht von ihren Kräften Gebrauch machen. Der Generaladjutant Girard nahm einige Fahrzeuge, welche die Bauern der Umgegend bei Galiate verſteckt hatten und mit Freuden dem Heere lieferten. Auf ihnen ging er mit einer kleinen Schaar hinüber und warf ſich auf die öſterreichiſche Vorhut. Allmählich verſtärkt durch die auf den hinüber und herübergehenden Barken beförderten Mannſchaften und unterſtützt durch das Feuer der Artillerie, trieb er die Reiterei, welche auf dem unbequemen Boden ſich nicht zu weit einzulaſſen wagte, zurück und drängte ſie über die Brücke von Turbigo. Auf dieſe Weiſe ging er in einem Zug über den Teſſin und über den Naviglio. Nun aber kam Wukaſſowitſch mit der Infanteriebrigade Laudon herbei und ſuchte in das Dorf Turbigo einzudringen. Der Generaladjutant hatte nur etliche hundert Soldaten den 4—5000 Angreifern entgegenzuſetzen. Er vertheidigte ſich mehre Stunden lang mit Muth und Geiſtesgegenwart und rettete die Brücke von Turbigo, mit deren Verluſt die Franzoſen über den Naviglio Grande und vielleicht ſelbſt über den Teſſin zurückgeworfen geweſen wären. Während er ſich ſo wacker hielt, kam ihm General Monnier, der etwas weiter unten übergeſetzt war, zu Hülfe, fiel über die Oeſterreicher her und trieb ſie aus Turbigo. Dieſe Linie, welche das franzöſiſche Heer aufhalten ſollte, ward ſonach unter einem bloßen Vorpoſtengefecht überſchritten. Am folgenden Tag, 1. Juni (12. Prairial), ging die Diviſion Boudet in der Gegend von Buffalora hinüber

das ganze Heer rückte gegen Mailand vor. Wukaſſowitſch, in der Beſorgniß, zwiſchen dem in der Lombardei vorrückenden Hauptheer und dem vom Gotthard herabkommenden Corps Monceys eingeklemmt zu werden, zog ſich eiligſt zurück und gab der am Fuß des Gebirgs ſtehenden Brigade Dedowitſch Befehl, ſich über Caſſano hinter die Adda zurückzuziehen. Er ſelber ſuchte gleichfalls Zuflucht hinter der Adda, indem er ſeinen Weg über Mailand und Lodi nahm und im Schloß von Mailand eine Beſatzung von 2800 Mann ließ.

Nun ſtand dem franzöſiſchen Heer kein Hinderniß mehr im Wege. Es konnte in der Hauptſtadt der Lombardei einrücken, welche ſeit länger als einem Jahr unter dem Joch der Oeſterreicher ſeufzte. Bis dahin hatte man den unglücklichen Italienern nichts anders erzählt, als von den Fortſchritten des Herrn von Melas und von der Noth der Franzoſen. Zu Mailand wie zu Wien und zu London waren Spottbilder über das Reſerveheer von Hand zu Hand gegangen. Auf dieſen Bildern war es vorgeſtellt als ein zuſammengeraffter Schwarm von Greiſen und Kindern, auf Eſeln reitend, mit Stöcken bewaffnet und mit zwei Donnerbüchſen ſtatt groben Geſchützes verſehen. Während man die franzöſiſche Republik mit Spott überſchüttete, was zu ertragen war, laſtete die härteſte Unterdrückung auf den armen Italienern. Was die Lombardei an einſichtsvollen oder reichen Leuten aufzuweiſen hatte, befand ſich in Verbannung oder im Gefängniß, zumal Diejenigen, welche an den Angelegenheiten der ciſalpiniſchen Republik Theil genommen hatten. Merkwürdig genug war die Verfolgung weniger hart gegen die überſpannten Patrioten, welche den franzöſiſchen Jacobinern ent-

ſprachen, als gegen die Gemäßigten, deren Beiſpiel für die benachbarten Völker anſteckend ſein konnte. Mit Ausnahme einiger wenigen Creaturen der öſterreichiſchen Regierung und einiger der oligarchiſchen Partei angehörigen Leute von Adel, ſeufzte Alles nach der Rückkehr der Franzoſen. Aber man wagte es kaum, dieſe Rückkehr zu hoffen, beſonders wenn man den General Melas ſo weit in Ligurien vorgerückt, ſo nahe auf dem Punkt Genua zu nehmen und über den Var zu gehen, und auf der andern Seite den Erſten Conſul ſo ganz, wie man meinte, beſchäftigt ſah, die Gefahren eines feindlichen Einfalls in Frankreich vom Rhein her abzuwehren. Man verbreitete ſogar unter dem Volk, dieſer in Italien wohlbekannte General Bonaparte ſei in Aegypten umgekommen, ein neuer Pharao, ſei er im rothen Meer ertrunken, und derjenige, welcher jetzt unter ſeinem Namen in Paris figurirte, ſei einer ſeiner Brüder.

Man kann ſich leicht die Ueberraſchung der Italiener vorſtellen, als ihnen plötzlich zu Ohren kam, ein franzöſiſches Heer zeige ſich zu Ivrea, dringe ſogar weiter heraus in die Ebene vor gegen den Teſſin und endlich, es habe dieſen Fluß überſchritten. Man kann ſich einen Begriff von der zu Mailand herrſchenden Aufregung machen, von den Behauptungen und den Widerſprüchen, welche ſich während 48 Stunden kreuzten, endlich von der Freude, welche zum Ausbruch kam, als man den General Bonaparte mit ſeinem Generalſtab an der Spitze ſeines Vortrabs daher kommen ſah. Am 2. Juni (13. Prairial) lief alles Volk dem franzöſiſchen Heere entgegen und erkannte den ruhmgekrönten Feldherrn wieder, den es ſo oft in ſeinen Mauern geſehen. Es empfing ihn mit Ausbrüchen des Ent-

zückens und nahm ihn auf wie einen vom Himmel herabgeſtiegenen Retter. Die Gefühle der Italiener, welche ſich immer in lebhaften Ausdrücken äußern, waren noch nie mit ſolcher Heftigkeit zum Ausbruch gekommen, weil noch nie ſo viele Umſtände ſich vereinigt hatten, um eine plötzliche und herzliche Freude bei einem Volk hervorzurufen. Das Erſte, was Bonaparte nach ſeinem Einzug in Mailand that, beſtand darin, die Gefängniſſe zu öffnen und die Regierung des Landes in die Hände der Franzoſenfreunde zu legen. Er gab der cisalpiniſchen Republik eine aus den achtbarſten Männern zuſammengeſetzte proviſoriſche Verwaltung. Aber auch in Italien treu dem Verfahren, welches er in Frankreich befolgte, verſtattete er weder Gewaltthätigkeit noch Reaction, und während er den Italienern ſeiner Partei die Gewalt wieder gab, erlaubte er ihnen nicht, dieſelbe gegen die Italiener der entgegengeſetzten Partei zu üben.

Nachdem er ſo die Angelegenheiten des Mailändiſchen vorläufig geordnet, ſchob er eiligſt ſeine Colonne nach allen Richtungen vor: nach den Seen, an die Adda, an den Po, um den Aufſtand zu Gunſten der Franzoſen zu verbreiten, die feindlichen Magazine wegzunehmen, ſich ſeiner Communicationen zu bemächtigen und ihm jeden Rückzug abzuſchneiden. Bis dahin war Alles aufs Beſte gegangen. Lannes war am 1. Juni in Pavia eingerückt und hatte große Magazine weggenommen. Er hatte hier die öſterreichiſchen Spitäler vorgefunden, bedeutende Aufhäufungen von Korn, Pferdefutter, Munition und Waffen, namentlich dreihundert Feuerſchlünde, darunter die Hälfte Feldſtücke. Ebendaſelbſt hatte er die Erforderniſſe zu mehren Schiffbrücken weggenommen, welche nun die ohne Geräth angekommenen fran=

zöſiſchen Pontonniers auf dem Po verwenden konnten. Die vor der kleinen Feſtung Bard zurückgelaſſene Diviſion Château hatte ſich derſelben am 1. Juni bemächtigt und darin 18 Stück Geſchütz gefunden. Der General Château ließ in Bard und in Ivrea Garniſonen und beſetzte das Ufer des Po zwiſchen der Dora Baltea und der Seſia. Von der Seſia bis Pavia hielt Lannes das Ufer beſetzt. Die vom Simplon herab gekommene Abtheilung des Generals Béthencourt ward vor Arona an der Spitze des Lago Maggiore aufgeſtellt. Gleichzeitig gingen die Diviſionen Duchesne und Maiſon über die Adda nach Lodi, Crema und Pizzighettone. Der General Wukaſſowitſch verzichtete auf die Vertheidigung der Adda und zog ſich hinter den Mincio unter die Kanonen von Mantua zurück.

Jetzt hinderte nichts mehr den Marſch des Generals Moncey, für den die Hauptſchwierigkeit war, in den unfruchtbaren Thälern der oberen Schweiz zu leben. Seine erſten Colonnen waren zum Vorſchein gekommen, aber auf die andern mußte noch einige Tage gewartet werden, und das war die bedeutendſte Unbequemlichkeit der Lage, da es Eile galt, wofern man nicht Genua in die Hände der Oeſterreicher fallen ſehen wollte. Bonaparte war jetzt ſicher all ſeine Colonnen zu vereinigen mit Ausnahme der Abtheilung des Generals Thurreau, welcher ſich am Ausgang des Mont Cenis verſchanzt hatte und dort zurückgehalten war. Unſer Heer hatte indeß eine feſte Stellung im Mailändiſchen, hatte ſeinen Rückzug über den Mont Cenis, den Bernhard, den Simplon und den Gotthard geſichert, hatte den Adda, den Teſſin und den Po in ſeiner Gewalt, lebte von den Magazinen der Oeſterreicher, ſchnitt ihnen

alle Wege ab und war in der Verfaſſung, ihnen eine entſcheidende Schlacht zu liefern, nach welcher ihnen, wofern ſie geſchlagen wurden, nichts anders übrig blieb, als die Waffen zu ſtrecken. Die Uebergabe von Genua, wenn ſie ſtatt fand, war ein unangenehmer Umſtand, unangenehm für das wackere Heer, welches den Platz vertheidigte, und unangenehm auch deswegen, weil das öſterreichiſche Belagerungsheer nicht verfehlen würde, zu Melas zu ſtoßen und die große Schlacht, welche den Feldzug beendigen ſollte, ſchwieriger zu machen. Aber wenn Bonaparte den Sieg gewann, waren Genua und Italien mit einem Schlag wiedergewonnen. Nichts deſtoweniger legte der Erſte Conſul großen Werth darauf, Genua zu retten. Aber die Vereinigung des Heeres von Moncey ſtand nicht vor dem 5. oder 6ten Juni zu hoffen, und daß Genua bis dahin ſich halten würde, durfte man ſich nicht ſchmeicheln.

Melas, den die letzten Nachrichten völlig aufgeklärt hatten und der ſah, wie ſein Gegner, in Mailand eingerückt, allen von den Alpen herabgeſtiegenen Colonnen die Hand reichte, begriff jetzt den umfaſſenden Plan, der gegen ihn angelegt war. Obendrein erfuhr er auch, daß Kray unglücklich geweſen war und ſich nach Ulm zurückgezogen hatte. Er verzichtete endlich auf die Anwendung halber Maßregeln und gab dem General Elsnitz gemeſſenen Befehl, die Varbrücke zu verlaſſen, dem General Ott, die Belagerung von Genua aufzuheben, und beiden, zu Aleſſandria zuſammenzuſtoßen. Das hatte Bonaparte zur Rettung Genuas gehofft. Aber das Schickſal wollte, daß das edle, unglückliche Heer von Ligurien vollſtändig mit ſeinem Blut, ſeinen

Leiden und endlich mit einer ſchmerzlichen Uebergabe die Triumphe des Reſerveheeres bezahlte.

Maſſenas Feſtigkeit hatte ſich bis zum Ende bewährt. Ehe er ſich ergibt, wird er uns Alles, ſelbſt ſeine Stiefel, aufzehren laſſen, ſagten ſeine Soldaten. Das Fleiſch des Schlachtviehs war verzehrt, und man aß Pferdefleiſch. Da man auch das nicht mehr hatte, verſpeiſte man die unreinſten Thiere. Das armſelige Brod aus Hafer und Bohnen, war gleichfalls aufgezehrt. Seit dem 23. Mai (3. Prairial) hatte Maſſena die Stärke, den Leinſamen und den Cacao aus den Waarenlagern von Genua nehmen und daraus ein Brod backen laſſen, welches die Soldaten kaum hinunterbringen konnten. Faſt alle kamen in die überfüllten Spitäler. Das Volk, einzig auf eine Grasſuppe beſchränkt, empfand alle Qualen der Hungersnoth. Die Straßen waren mit Unglücklichen bedeckt, die vor Mangel umkamen, mit ausgemergelten Weibern, welche dem öffentlichen Mitleid die Kinder darboten, die ſie nicht mehr ernähren konnten. Ein anderes Schauſpiel gereichte zum Entſetzen der Stadt und des Heeres: die zahlreichen Gefangenen, welche Maſſena gemacht hatte und denen er keine Nahrung zu verabreichen hatte. Auf Ehrenwort wollte er ſie nicht mehr freigeben, ſeitdem die ſo Freigegebenen wieder in den feindlichen Reihen erſchienen waren. Er hatte darum dem General Ott und dann dem Admiral Keith vorgeſchlagen, ſie möchten die Lebensmittel für den täglichen Bedarf der Gefangenen liefern, wogegen er ſein Ehrenwort gäbe, daß nichts davon für die Beſatzung genommen werden ſollte. Das Wort eines ſolchen Mannes wäre wohl eine genügende Bürgſchaft geweſen. Aber die Hartnäckigkeit

war ſo groß, daß beſchloſſen wurde, dem franzöſiſchen Befehlshaber die Ernährung der Gefangenen aufzuladen, ſollten dieſe auch die bitterſte Noth dabei leiden. Die feindlichen Generale waren alſo grauſam genug, ihre Soldaten den Qualen des Hungers preiszugeben, und durch einige tauſend Mägen mehr, welche befriedigt ſein wollten, die Noth in Genua zu ſteigern. Maſſena lieferte dieſen Gefangenen die Grasſuppe, welche er den Einwohnern gab, dies genügte nicht für kräftige Menſchen, welche an den Ueberfluß in den reichen Gefilden Italiens gewöhnt waren. Sie ſtanden ſtets auf dem Punkt, ſich zu empören, und um ihnen den Gedanken daran zu benehmen, ſperrte ſie Maſſena in alte abgetakelte Schiffe, die mitten in den Hafen geführt wurden, und auf welche ſtets zahlreiche Geſchütze gerichtet waren, bereit ſie in Grund zu bohren. Die Unglücklichen ſtießen gräuliches Geheul aus, welches das ſchon durch ſeine eignen Leiden angegriffene Volk tief erſchütterte.

Jeden Tag verminderte ſich die Zahl unſerer Soldaten. Man ſah ſie auf der Straße ſterben. Ihre Erſchöpfung war ſo groß, daß man ihnen verſtatten mußte, auf dem Poſten zu ſitzen, anſtatt zu ſtehen. Die entmuthigten Bürger von Genua verſahen nicht mehr den Nationalgardendienſt, weil ſie fürchteten, dafür zur Rechenſchaft gezogen zu werden, wenn die Oeſterreicher die oligarchiſche Partei wieder zurückbrächten. Von Zeit zu Zeit verbreiteten ſich dumpfe Gerüchte von einem bevorſtehenden Ausbruch der Verzweiflung bei den Einwohnern. Einem ſolchen zuvorzukommen, lagerten Bataillone mit geladenen Kanonen auf den Hauptplätzen der Stadt.

Maſſena beherrſchte die Gemüther des Volks und des Heeres durch ſeine unerſchütterliche Haltung. Er aß das abſcheuliche Brod der Soldaten, ſetzte ſich mit ihnen dem feindlichen Feuer aus und ertrug zugleich ihre Entbehrungen und die Laſt der Sorgen des Oberbefehls mit ſtetem Gleichmuth. Die Achtung, welche der Held einflößte, hielt Alle in Schranken. In dem troſtloſen Genua übte er den Einfluß einer großen Seele aus.

Ein Schimmer von Hoffnung hielt noch die Belagerten aufrecht. Mehrere Adjutanten Maſſenas hatten ſich durch die Belagerer hindurchgearbeitet und einige Nachrichten gebracht. Die Oberſten Reille, Franceschi und Artigoni waren auf dieſe Weiſe zurückgekommen und hatten gemeldet, erſt, daß der Erſte Conſul ſich auf den Weg mache, dann, daß er über die Alpen gehe. Franceschi hatte ihn verlaſſen, als er im Begriff war, den Bernhard hinabzugehen. Seit dem 20. Mai aber hatte man keine Nachricht mehr von Bonaparte. Zehn, zwölf Tage in dieſer Lage verlebt dünkten Jahrhunderte zu ſein. Verzweifelnd fragte man ſich, wie es käme, daß Bonaparte nicht in zehn Tagen den Raum zwiſchen den Alpen und dem Apennin zurückgelegt hätte. „Nach dem, wie man ihn kennt,“ ſagten die Belagerten, „iſt er jetzt entweder Sieger oder Beſiegter. Kommt er nicht, ſo iſt die Urſache, weil er bei der verwegenen Unternehmung den Kürzern gezogen hat. Hätte er aus dem Gebirg in Italien eindringen können, ſo würde er bereits den öſterreichiſchen General gefaßt und von den Mauern Genuas weggeriſſen haben.“ — Andere behaupteten, Bonaparte habe das Heer von Ligurien als eine Schaar betrachtet, die einer großen Unternehmung auf-

zuopfern ſei. Er habe nur Eins gewollt: den General Melas auf dem Apennin zurückhalten. Dies Ziel ſei erreicht; jetzt denke er nicht mehr daran, jenes Heer zu entſetzen, und ſteuere auf ein bedeutenderes Ziel zu. „Gut!“ ſagten die Genueſer und ſelbſt unſere Soldaten, „man hat uns dem Ruhme Frankreichs aufgeopfert. Wir haben nichts dagegen. Aber jetzt iſt das Ziel erreicht; ſollen wir bis auf den letzten Mann umkommen? Im Feuer, mit den Waffen in der Hand ließen wir uns das gefallen. Aber durch Hunger und Krankheit — das geht nicht! Es iſt jetzt Zeit, ſich zu ergeben.“ — Mehrere Soldaten gingen in der Verzweiflung ſo weit, ihre Waffen zu zerſchlagen. Zugleich ward ein Complott einiger durch das Ungemach toll gewordener Menſchen angezeigt. Maſſena erließ einen ſchönen Aufruf und erinnerte darin ſeine Leute an die Pflichten des Kriegers, welche ebenſowohl darin beſtünden, Leiden und Entbehrungen zu ertragen, wie Gefahren zu trotzen. Er verwies ſie auf das Beiſpiel ihrer Offiziere, welche dieſelben Speiſen genöſſen wie ſie und ſich jeden Tag an ihrer Spitze tödten und verwunden ließen. Er ſagte ihnen, der Erſte Conſul rücke vor mit einem Heere, um ſie zu befreien. Ergebe man ſich jetzt, ſo verliere man in einem Augenblick die Früchte der Anſtrengung und Aufopferung während zwei Monaten. „Noch einige Tage,“ ſchloß er, „vielleicht nur noch einige Stunden, und ihr ſeid befreit und habt dem Vaterlande ausgezeichnete Dienſte geleiſtet.“

Bei jedem Geräuſch, welches man aus der Ferne vernahm, glaubte man den Donner von Bonapartes Kanonen zu hören und eilte erwartungsvoll herzu. Eines Tages wähnte man, bei der Bocchetta ſchießen

zu hören. Ein toller Jubel brach aus, und Maſſena ſelber ging auf den Wall. Es war eine Täuſchung, verurſacht durch ein Gewitter in den Schluchten des Apennin. Man verfiel abermals in düſtere Niedergeſchlagenheit.

Am 4. Juni konnten von dem abſcheulichen Brod aus Stärke und Cacao nur noch je vier Loth für den Mann übrig ſein, und nun mußte man wohl den Platz übergeben, denn man konnte doch unſeren armen Soldaten nicht zumuthen, ſich unter einander aufzufreſſen. Die materielle Unmöglichkeit zu leben, mußte dem Widerſtand ein unvermeidliches Ziel ſetzen. Die Truppen fühlten, daß ſie Alles gethan hatten, was man von ihrem Muth verlangen konnte. Sie waren feſt überzeugt, daß ſie nicht mehr die Thermopylen Frankreichs vertheidigten, ſondern dazu dienten, ein Manöver zu begünſtigen, welches in dieſem Augenblick gelungen oder mißlungen ſein mußte. Sie fingen an zu glauben, die Gedanken des Erſten Conſuls ſeien mehr darauf gerichtet, ſeine Entwürfe auszudehnen, als Genua zu Hülfe zu kommen. Maſſena theilte dieſe Anſicht, ohne es zu geſtehen; aber er betrachtete ſeine Pflicht erſt dann als erfüllt, wenn er die äußerſte Grenze des möglichen Widerſtandes erreicht hätte. Wenn die noch übrigen je vier Loth Brod für den Mann verzehrt waren, dann mußte man ſich ergeben. Er verſtand ſich dazu mit bitterm Schmerz. Der General Ott hatte ihm einen Unterhändler geſchickt, denn den Oeſterreichern lag es nicht weniger am Herzen zu Ende zu kommen, als den Franzoſen. Ott hatte gemeſſenen Befehl, die Belagerung von Genua aufzuheben und ſich nach Aleſſandria zurückzuziehen. Einige Geſchicht=

ſchreiber haben gemeint, dieſe Anerbietungen Otts hätten dem General Maſſena die Augen öffnen ſollen. Er wußte freilich, daß er wohl entſetzt werden würde, wenn er einen oder zwei Tage länger wartete. Aber er hatte keinen Tag mehr zu warten. Den Genueſern ſagte er: „Gebt nur für zwei, nur für einen Tag Lebensmittel, und ich rette euch vor dem öſterreichiſchen Joch und erſpare meinem Heer den Schmerz, ſich zu ergeben."

Am 3. Juni ſah ſich Maſſena endlich genöthigt zu unterhandeln. Man ſprach von Ergebung. Er wies dieſen Gedanken in einer Weiſe zurück, daß man nicht mehr darauf zurückkommen durfte. Er wollte, daß ſein Heer ſich ungehindert zurückziehen könnte mit Waffen und Gepäck und fliegenden Fahnen, mit der Befugniß, zu dienen und zu kämpfen, ſobald es über die Linien der Belagerer hinaus wäre. „Wo nicht," ſagte er den öſterreichiſchen Unterhändlern, „ſo ziehe ich mit den Waffen in der Hand aus Genua, erſcheine mit 8000 hungrigen Menſchen vor eurem Lager und fechte, bis ich mir Bahn gebrochen habe." — Man verſtand ſich dazu, die Beſatzung abziehen zu laſſen, aber man wollte, daß er für ſeine Perſon als Gefangener zurückbliebe, weil man fürchtete, unter einem Führer wie er, würde dieſe Beſatzung, wenn ſie von Genua nach Savona gegangen und zu den Truppen Suchets geſtoßen wäre, noch eine gefährliche Unternehmung im Rücken von Melas verſuchen. Um Maſſenas Unwillen zu beruhigen, geſtand man ihm den für ihn ſo ehrenvollen Grund dieſer Bedingung. Er wollte nichts davon hören. Nun ward verlangt, die Beſatzung ſollte ſich zur See zurückziehen, damit ſie nicht Zeit hätte, zu dem Heer Suchets

zu ſtoßen. Allen dieſen Vorſchlägen ſetzte Maſſena eine einzige Antwort entgegen: er würde ſich durchſchlagen. Endlich ward zugeſtanden, daß zu Land 8000 Mann paſſiren dürften, d. h. alle, welche noch die Waffen tragen konnten. Die in der Geneſung begriffenen ſollten nach und nach eingeſchifft und nach Suchets Hauptquartier gebracht werden. Außer ihnen waren noch 4000 Kranke da. Die Oeſterreicher verpflichteten ſich, dieſelben zu ernähren, zu verpflegen und dann an das franzöſiſche Heer zurückzugeben. Als ihr Befehlshaber blieb General Miollis zurück. Maſſena machte ferner Bedingungen zu Gunſten der Genueſer und beſtand auf der ausdrücklichen Zuſage, daß keiner derſelben wegen ſeiner während der franzöſiſchen Beſatzung geäußerten Meinungen in Anſpruch genommen würde, und daß Perſonen und Eigenthum unangetaſtet blieben. Corvetto, ein berühmter Genueſe, ſpäter Miniſter in Frankreich, war zu den Beſprechungen zugezogen und ſomit Zeuge der Bemühungen zu Gunſten ſeiner Mitbürger. Maſſena wollte weiter, daß man ihnen ihre jetzige Regierung ließe, welche ſie der franzöſiſchen Revolution verdankten. In dieſer Beziehung weigerten ſich die öſterreichiſchen Befehlshaber eine Verbindlichkeit zu übernehmen. „Meinetwegen!“ ſagte Maſſena, „macht was ihr wollt, aber ich ſage euch, binnen vierzehn Tagen bin ich wieder in Genua!“ — Dieſe prophetiſchen Worte erwiederte Saint Julien, ein öſterreichiſcher Offizier, mit der artigen Antwort: „Herr General, Sie werden in dieſem Platz Leute finden, welche von Ihnen gelernt haben, ihn zu vertheidigen.

Die ſchließliche Beſprechung hatte am Morgen des 4. Juni ſtatt in einer Kapelle an der Brücke von Cor-

negliano. Der Punkt in Betreff der Führung von einem Theil des Heeres zu Land machte eine letzte Schwierigkeit. Maſſena aber ließ nur die Wahl zwiſchen dem Zugeſtändniß deſſen, was er verlangte, oder zwiſchen einem verzweifelten Kampf am folgenden Tag; und die öſterreichiſchen Generale fügten ſich. Es ward ausgemacht, dieſer Räumungsvertrag, aus welchem das Wort Capitulation ſorgfältig entfernt worden war, ſollte am Abend deſſelben Tages abgeſchloſſen werden. Die feindlichen Offiziere, von Bewunderung für Maſſena erfüllt, überhäuften ihn mit Achtungsbezeugungen.

Als der Abend gekommen war, zögerte er noch zu unterzeichnen, immer in der Hoffnung, er könnte entſetzt werden. Endlich, da ſich die Sache nicht weiter hinausſchieben ließ, ohne dem gegebenen Worte untreu zu werden, verſtand er ſich zur Unterſchrift. Tags darauf zogen unſere Truppen mit General Gazan an der Spitze aus Genua und fanden auf den Vorpoſten Rationen. Maſſena ſelber ſchiffte ſich ein, um ſchneller im Hauptquartier Suchets zu ſein. Er fuhr aus dem Hafen auf einem Schiff mit der dreifarbigen Flagge und unter den Kugeln des engliſchen Geſchwaders.

So endigte dieſe denkwürdige Belagerung, bei welcher ein franzöſiſches Heer ſich durch ſo große Tugenden und ſo große Dienſte ausgezeichnet hatte. Es hatte mehr Feinde getödtet und gefangen genommen, als es ſelber Streiter zählte. Mit 15,000 Mann hatte es über 18,000 Oeſterreicher zu Gefangenen oder kampfunfähig gemacht. Vornehmlich hatte es den Muth des kaiſerlichen Heeres gebrochen, indem es daſſelbe zu fortwährenden außerordentlichen Anſtrengungen nöthigte. Aber

um welchen Preis hatte die wackere Beſatzung von Genua dieſe Dinge gethan! Von 15,000 Streitern hatte es 3000 durch das feindliche Feuer verloren, 4000 waren mehr oder minder ſchwer verletzt, und nur 8000 zogen zu dem im Feld ſtehenden Heer zurück. Soult, der erſte Unterbefehlshaber, war in den Händen des Feindes geblieben, nachdem ihm das Bein zerſchmettert worden. Von drei Diviſionsgeneralen war Marbot an einer Seuche geſtorben und Gazan ſchwer verwundet worden. Von ſechs Brigadegeneralen waren vier verwundet: Gardonne, Petitot, Freſſinet, Arnaud. Von zwölf Generaladjutanten waren ſechs verwundet, einer gefangen und einer getödtet. Zwei Offiziere des Generalſtabs waren getödtet, ſieben gefangen, vierzehn verwundet. Von ſiebzehn Oberſten waren elf kampfunfähig oder gefangen. Drei Viertel der übrigen Offiziere hatten daſſelbe Schickſal. Man ſieht, die Anführer dieſes wackern Heeres hielten es unter ſo harten Prüfungen dadurch aufrecht, daß ſie ihm mit dem Beiſpiel der Hingebung vorangingen. Und das Heer zeigte ſich ſeiner Führer würdig. Nie haben franzöſiſche Soldaten mehr Standhaftigkeit und Heldenmuth bewährt. Ehre der unglücklichen Tapferkeit, welche durch grenzenloſe Aufopferung beigetragen hatte zu den Triumphen der glücklichen Tapferkeit, deren Thaten wir jetzt erzählen wollen.

Während der General Ott, gedrängt, die Belagerung von Genua aufzuheben, dem General Maſſena die angeführten guten Bedingungen bewilligte, verließ der durch Melas Befehle zurückgerufene General Elsnitz die Varbrücke. Die Angriffe der Oeſterreicher auf dieſen Punkt waren etwas ſpät gekommen, da ihr zur See herbeigeführtes ſchweres Geſchütz lange auf ſich

hatte warten laſſen. Verſchiedene Verſuche waren am 22. und am 27. Mai gemacht worden. Der letzte war ein wahrer Streich der Verzweiflung, da Elsnitz vor ſeinem Rückzug keine Anſtrengung verſäumt haben wollte. Seine Angriffe wurden tapfer zurückgeſchlagen. Da er keine Ausſicht auf Erfolg ſah, ſo dachte er darauf, wieder über das Gebirg zurückzugehen. Suchet erkannte ſogleich mit richtigem Blick die Abſichten ſeines Gegners und traf Anſtalten, ihn ſeinen Rückzug nicht in Sicherheit ausführen zu laſſen. Er ſah ſehr wohl, daß er, links am Gebirg hin manövrirend, die Oeſterreicher in eine gefährliche Lage bringen und ihnen vielleicht eine abgeſonderte Schaar abſchneiden konnte. Jenſeits der Linie des Var, welche den Einfall aufgehalten hatte, zieht ſich parallel die Linie der Roja hin, deren Quelle ſich auf dem Tenda befindet. Gingen die Franzoſen über den Var und kamen den Oeſterreichern an der Quelle der Roja zuvor, ſo waren ſie Herren des Tendapaſſes und nöthigten ihre Gegner, längs dem Grat des Apennin einen Weg zu ſuchen. Dieſer richtige Gedanke, mit Nachdruck ausgeführt, verſchaffte dem General Suchet die glücklichſten Ergebniſſe. Sein erſter Schritt war, den General Gorupp aus der Stellung von Ronciglione zu vertreiben. Dann rückte er raſch links gegen den erſchütterten rechten Flügel der Oeſterreicher vor, nahm den Paß von Rauß weg, welcher aus dem Varthal ins Thal der Roja führt, nahm das bekannte Lager der Mille Forche und befand ſich als Meiſter des Tendapaſſes am 1. Juni auf der Rückzugslinie des Generals Elsnitz. Der General Gorupp, in Unordnung nach der obern Roja zurückgeworfen, fand eben noch Zeit, den Tendapaß zu erreichen, jedoch mit Zurücklaſſung

vieler Todten und Gefangenen. Dem General Elsnitz blieb nichts übrig, als mit dem Reſt ſeines Heeres längs dem der See zugekehrten Abhang der Apenninen bis Oneglia zu ziehen, um über Pieve und San Giacomo wieder in das Tanarothal zu kommen. Er hatte ein abſcheuliches Gebirg zu durchziehen mit Truppen, die durch dieſe Art von Flucht ſchon entmuthigt waren, und verfolgt von einem Feind, der mit Freuden von der Vertheidigung zum Angriff überging. Fünf Tage lang wurden die Oeſterreicher raſtlos verfolgt und erlitten eine Schlappe nach der andern. Als Elsnitz am 6. Juni zu Ormea ankam, hatte er nicht mehr als zehntauſend Mann bei ſich. Am 7. befand er ſich zu Ceva. Gorupp hatte ſich mit einer ſchwachen Diviſion auf Coni zurückgezogen. Der Verluſt, welchen das an den Var vorgeſchobene öſterreichiſche Heer erlitten hatte, wird auf zehntauſend Mann geſchätzt.

Suchet, ſo lange von Maſſena getrennt, traf dieſen auf ſeinem Marſch längs dem Meer bei Savona wieder. Die 12,000 Franzoſen, welche vom Var vorrückten, vereinigten ſich mit den 8000, welche aus Genua ausgezogen waren, und bildeten ein Heer von 20,000 Mann in einer Stellung, aus welcher ſie bequem dem Feldmarſchall Melas in den Rücken fallen konnten. Aber Maſſena hatte ſich beim Landen ſchwer verwundet, ſo daß er nicht zu Pferde ſitzen konnte, die 8000 Mann, welche mit ihm kamen, waren ausgemergelt, und es iſt nicht zu leugnen: im Herzen aller Vertheidiger von Genua lag ein geheimer Unwille gegen den Erſten Conſul, der zu Mailand triumphirte, während das Heer von Ligurien ſich genöthigt ſah zu capituliren. Maſſena wollte nicht, daß Suchet ſich den Wechſelfällen des

Vordringens in Italien ausſetzte, da man die Bewegungen nicht wiſſen konnte, welche die beiden dort einander gegenüber ſtehenden Oberfeldherren machen würden. Wenn Melas all ſeine Unterbefehlshaber — Haddik, Kaim, Elsnitz und Ott — an ſich gezogen hatte, konnte er ſich mit Uebermacht auf Suchet werfen und ihn erdrücken, bevor er ſich gegen Bonaparte wandte. Maſſena verſtattete dem unter ſeinem Befehl ſtehenden Suchet, über den Apennin zu gehen, eine Stellung vor Acqui zu nehmen, befahl ihm aber in dieſer Stellung zu bleiben, das öſterreichiſche Heer zu beobachten, zu beunruhigen und gleichſam über ſeinem Haupt zu hängen, wie das Schwert des Damokles. Wir werden bald ſehen, welche Dienſte noch das Heer von Ligurien durch ſeine bloße Gegenwart auf der Höhe des Apennin leiſtete.

Maſſena meinte, dies tapfere Heer habe genug für den Triumph des Erſten Conſuls gethan, wenn es durch eine drohende Bewegung den Schluß zur denkwürdigen Vertheidigung von Genua lieferte, und mehr könnte es ohne Unbeſonnenheit nicht thun. Der große Kriegsmann hatte Recht. Er überlieferte die Oeſterreicher erſchöpft und um ein Drittel ihrer Mannſchaft geſchwächt, dem General Bonaparte. Von den 70,000 Mann, welche über den Apennin gegangen waren, kamen nicht mehr als 40,000 zurück, die von Melas nach Turin zurückgeführte Abtheilung mitgerechnet. Die Fünfzigtauſend, welche in der Lombardei geblieben, waren ebenfalls ſehr zuſammengeſchmolzen und beſonders ſehr zerſtreut. Die Generale Haddik und Kaim, welche die Thäler von Aoſta und von Suſa bewachten, hatten fühlbare Verluſte erlitten. Wukaſſowitſch, über den Mincio zurückgeworfen und von ſeinem Oberfeldherrn durch das

vom Bernhard herabgekommene Franzoſenheer getrennt, war für den Reſt des Feldzugs gelähmt. Eine Abtheilung von etlichen tauſend Mann war auf gut Glück nach Toscana geſchickt. Hätte Melas auf der Stelle die vom Var und von Genua kommenden Generale Elsnitz und Ott mit den aus den Thälern von Aoſta und Suſa kommenden Generalen Haddik und Kaim vereinigt, ſo würde er noch eine Maſſe von nahezu 70,000 Mann haben bilden können. Aber er mußte Beſatzungen in den Plätzen von Piemont und Ligurien laſſen — zu Genua, Savona, Gavi, Acqui, Coni, Turin, Aleſſandria, Tortona. Alſo konnten ihm nur etliche und fünfzigtauſend Mann in die Schlachtlinie zu ſtellen bleiben, vorausgeſetzt, daß er der Bewachung der Plätze nicht zu viel Mannſchaft opferte, und daß die Vereinigung ſeiner Unterbefehlshaber ohne Unfall ſtattfand.

Die Lage des öſterreichiſchen Oberfeldherrn war alſo ſehr bedenklich, ſelbſt nach der Einnahme von Genua. Sie war es nicht nur in Bezug auf die Zerſtreutheit und die Abnahme ſeiner Streitkräfte, ſondern auch in Betreff des Wegs, welcher einzuſchlagen wäre, um aus dem engen Umkreis von Piemont, in welchen Bonaparte ihn eingeſchloſſen hatte, herauszukommen. Er mußte vor den Augen der Franzoſen über den Po zurückgehen, und durch die von ihnen beſetzte Lombardei hindurch die Heerſtraße von Tyrol oder von Friaul zu gewinnen ſuchen. Die Schwierigkeit war groß im Angeſicht eines Gegners, deſſen Meiſterſchaft im Krieg beſonders in der Kunſt großer Bewegungen beſtand.

Melas hatte den oberen Lauf des Po in ſeiner Gewalt behalten von der Quelle des Fluſſes bis Valenza. Bei Turin, bei Chivaſſo, bei Caſale, bei Valenza —

überall war es ihm leicht hinüber zu kommen. Aber, wenn er drüben war, hatte er den von Bonaparte beſetzten Teſſin vor ſich und Mailand, den Mittelpunkt aller franzöſiſchen Streitkräfte. Es war alſo wenig Ausſicht, auf dieſem Weg zu entkommen. Nun blieb der Ausweg, ſich rechts zu halten, und in der Richtung gegen den untern Lauf des Po nach Piacenza und Cremona zu gehen, um die Heerſtraße von Mantua zu gewinnen. Demnach ward Piacenza für beide Gegner der Hauptpunkt, auf deſſen Beſetzung es ankam. Für Melas war es faſt das einzige Mittel den Furculae caudinae zu entgehen, für Bonaparte das Mittel, den Lohn ſeines verwegenen Marſches über die Alpen einzuernten. Wenn der Conſul die Oeſterreicher entkommen ließ, ſo war die Befreiung von Piemont ein ſehr geringer Erfolg im Vergleich mit den Gefahren, welchen er getrotzt hatte; ja er ward ſogar in den Augen des auf den Ausgang dieſes Feldzugs geſpannten Europa einigermaßen lächerlich, denn ſein Manöver, deſſen Abſicht jetzt am Tage lag, war vereitelt. Piacenza war demnach der Schlüſſel von Piemont. Ihn mußte der haben, welcher heraus wollte, und der, welcher ſeinen Gegner darin einſchließen wollte.

Dies erwägend beſtimmte Melas für ſeine Truppen zwei Concentrationspunkte: Aleſſandria für die im oberen Piemont befindlichen Mannſchaften, und Piacenza für die bei Genua ſtehenden. Den Generalen Haddik und Kaim befahl er, von Turin über Aſti nach Aleſſandria zu gehen, dem vom Var zurückkommenden Elenitz eben dahin über Ceva und Cherasco. Dieſe drei Heertheile vereinigt, ſollten von Aleſſandria nach Piacenza rücken. Dem General Ott, der von Genua kam, ge-

bot er, geradeswegs über die Bocchetta und Tortona nach Piacenza herunter zu gehen. Eine alles Heergeräths entledigte Schaar Fußvolk ſollte einen noch kürzeren Weg einſchlagen auf der Straße von Bobbio längs dem Trebbiathal. Endlich erhielt General O'Reilly, der mit einer ſtarken Abtheilung Reiterei bereits in der Gegend von Aleſſandria ſtand, die Weiſung, die Concentration der Truppen im oberen Piemont nicht abzuwarten, ſondern, ſo ſchnell ſeine Pferde laufen konnten, nach Piacenza zu eilen. Eben dahin ward die kleine Heerſchaar in Toscana angewieſen, durch das Herzogthum Parma auf der Straße von Firenzuola zu gehen. Während alſo der größte Theil des öſterreichiſchen Heeres ſich bei Aleſſandria concentrirte, um von da nach Piacenza zu rücken, hatten die näher bei Piacenza ſtehenden Abtheilungen Befehl, in gerader Richtung und auf der Stelle nach dieſer Stadt zu ziehen.

Aber es war zweifelhaft, ob man in Erreichung eines ſo wichtigen Zieles dem General Bonaparte zuvorkommen könnte. Er hatte im Mailändiſchen fünf bis ſechs Tage damit verloren, das vom Gotthard kommende Heer an ſich zu ziehen — eine koſtbare Zeit, während deren Genua gefallen war. Jetzt aber, wo Moncey mit den aus Deutſchland gezogenen Truppen über den Gotthard herüber war, verlor er gewiß keine Minute mehr. Da er auf dem Weg ſtand, welchen die von Wien nach Turin an Melas und von Melas aus Turin nach Wien abgefertigten Eilboten nahmen, war er jetzt in alle Gedanken der kaiſerlichen Regierung eingeweiht. Er hatte z. B. die ſeltſamen Schreiben geleſen, in welchen der Miniſter Thugut den öſterreichiſchen Feldherrn beruhigte und ihm empfahl, außer Sorge zu ſein, ſich in

ſeinem Vorhaben nicht irre machen zu laſſen durch die Fabel von dem Reſerveheer, Genua und die Varlinie in der Geſchwindigkeit wegzunehmen und dann einen Theil ſeines Heeres dem nach Ulm hin gedrängten Feldmarſchall Kray zu Hülfe zu ſchicken. Er hatte auch die Schreiben von Melas geleſen, welche anfangs den Ausdruck voller Zuverſicht und ſpäter den der Unruhe und Beſorgniß enthielten. Dieſe Freude ward jedoch am 8. Juni vergällt, als er aus einem aufgefangenen Bericht von Melas entnahm, daß Maſſena am 4. hatte Genua übergeben müſſen. Uebrigens beſtimmte ihn dieſe Nachricht zu keiner Abänderung ſeines Kriegsplanes, deſſen Zweck war, dem Feind in den Rücken zu fallen, ihn zu umzingeln und zur Niederlegung der Waffen zu nöthigen. Gelang dies, ſo war mit Italien, zugleich Genua wieder erobert. Von Bedeutung war die Einnahme Genuas nur inſofern, als ihm nun die verfügbar gewordenen Truppen Otts über den Hals kamen. Aber in dem aufgefangenen Brief war zugleich die tröſtliche Nachricht enthalten, daß das Heer Maſſenas nicht kriegsgefangen war. Wenn alſo die Oeſterreicher in größerer Anzahl vom Apennin herabkamen, ſo zogen dafür auch franzöſiſche Truppen, auf die man anfangs nicht gerechnet hatte, hinter ihnen her.

Jetzt, wo Genua ſeine Thore geöffnet hatte, eilte es dem Erſten Conſul weniger, mit Melas zuſammenzutreffen. Aber ſehr eilte es ihm, die Linie des Po von Pavia bis Piacenza und Cremona zu beſetzen. Um ſich dieſer wichtigen Punkte zu bemächtigen, traf er eben ſo raſche Anordnungen wie Melas. Während er zu Mailand beſchäftigt war, die von den verſchiedenen Punkten der Alpen gekommenen Truppen zu vereinigen,

ſchob er die mit ihm von dem Bernhard herabgekommenen Mannſchaften an den Po. Von Pavia hatte bereits Lannes mit der Diviſion Watrin Beſitz genommen. Dieſer General ward beauftragt, bei Belgeoioſo, eine kleine Strecke unterhalb dem Einfluß des Teſſin, über den Po zu gehen. Murat erhielt Befehl, mit den Diviſionen Brudet und Monnier bei Piacenza den Uebergang zu bewerkſtelligen, Duhesme bei Cremona mit der Diviſion Loiſon.

Lannes brachte bei Pavia auf dem Teſſin alle verfügbaren Kähne zuſammen, führte ſie in den Po und ließ am 6. Juni zwiſchen Belgiojoſo und San Cipriano den Uebergang beginnen. Der unter ſeinem Befehl ſtehende General Watrin ſetzte mit einer Abtheilung hinüber. Kaum hatte er das rechte Ufer erreicht, ſo wurde ſeine Mannſchaft handgemein mit Oeſterreichern, die von Valenza und Aleſſandria nach Piacenza eilten. Einen Augenblick ſchwebten die Franzoſen in Gefahr, in den Fluß gedrängt zu werden. Watrin hielt indeß Stand, bis die Barken ihm Verſtärkung zugeführt hatten, und blieb endlich Meiſter des Ufers. Der Reſt ſeiner Diviſion ging unter Anführung von Lannes über den Po und nahm eine Stellung, etwas entfernt vom Ufer auf einem Punkt, wo ſie die Heerſtraße von Aleſſandria nach Piacenza bedrohte.

An demſelben Tag erſchien Murat Piacenza gegenüber. In dieſer Stadt befanden ſich alle öſterreichiſchen Verwaltungen mit einer Schutzwache von etlichen hundert Mann. Bei Annäherung der Gefahr ſetzte der öſterreichiſche Offizier den Brückenkopf von Piacenza auf dem linken Poufer in vollkommenen Vertheidigungszuſtand und ſuchte ſich hier zu halten, bis die von allen Seiten

vorrückenden Schaaren ihm zu Hülfe kämen. Der Vortrab der Diviſion Monnier, welcher eine unvertheidigte Stellung vor ſich zu haben glaubte, wurde mit einem Kartätſchenhagel empfangen und konnte ſich des Brückenkopfs durch einen Angriff von vorn nicht bemächtigen. Ein regelmäßiger Angriff ward auf den folgenden Tag verſchoben.

Am 7. Juni kam General O'Reilly gemäß dem Befehl des Feldmarſchalls mit ſeiner Reiterei eilends von Aleſſandria nach Piacenza. Die andern öſterreichiſchen Heertheile — der, welcher von Parma über Firenzuola herauf, der, welcher unter General Gottesheim über Bobbio herab zog, und der, welcher mit Ott den Weg über Tortona nahm, — waren noch nicht angelangt. Der General O'Reilly allein mit ſeinen Reitern war nicht wohl im Stand, Piacenza zu behaupten. Die paar hundert Mann an dem Brückenkopf hatten den vierten Theil der Ihrigen verloren. Unter dieſen Umſtänden ließ der öſterreichiſche Befehlshaber das Geſchütz über die Schiffbrücke zurückbringen, und dieſe abbrechen. Als Brudet herbeikam, um die Scharte vom vorigen Tag wieder auszuwetzen, fand er den Brückenkopf geräumt und die Brücke zerſtört. Ein Theil der Kähne, aus welchen ſie beſtanden hatte, war noch übrig. Murat bemächtigte ſich derſelben und ſetzte auf ihnen etwas weiter unten bei Nocetta nach und nach die Brigade Musnier auf das rechte Poufer über. Dieſe Brigade warf ſich auf Piacenza und drang nach einem hitzigen Gefechte in die Stadt. General O'Reilly eilte zurück, um noch Zeit zu haben zur Rettung des von Aleſſandria herunterkommenden Geſchützes, welches in Gefahr ſtand, den Franzoſen vor Piacenza in die Hände zu fallen. Er kam noch ſchnell genug zurück,

um dieſen Geſchützzug vor den Händen von Murat und Lannes zu bewahren. Mehrmals mußte er ſeine Reiter gegen die vorgeſchobenen Truppen des Letzteren, welche bei Belgiojoſo über den Po gegangen waren, anſprengen laſſen; aber er arbeitete ſich durch und gab dem Zug Gegenbefehl, welcher ſich nun in Tortona einſchloß. Während ſo O'Reilly durch unſere Vorpoſten hindurch nach Aleſſandria zurückkehrte, erſchien vor Piacenza der Vortrab des unter Gottesheim längs der Trebbia über Bobbio herabkommenden Fußvolks. Es war das Regiment Klebeck. Es ſtieß auf die ganze Diviſion Brudet, ward von der Uebermacht angegriffen, verlor eine große Zahl Gefangener und zog ſich in Unordnung auf ſeinen Heerhaufen zurück. General Gottesheim, erſchreckt durch dieſen unvermutheten unglücklichen Zuſammenſtoß, zog ſchnell wieder die Abhänge des Apennin hinauf, um durch das Gebirg nach Tortona und Aleſſandria zu kommen, wobei er mehre Tage lang in der Irre herumzog. An demſelben Tage erſchien in der Vorſtadt von Piacenza ein Regiment von dem über Parma und Firenzuola aus Toscana zurückkommenden Heerhaufen. Es hatte gleiches Schickſal und ward in Unordnung auf die Straße von Parma zurückgeworfen. Von den vier öſterreichiſchen Heeresabtheilungen alſo, welche auf Piacenza zogen, waren die drei ſchwächſten mit Hinterlaſſung von Gefangenen in die Flucht gejagt. Die vierte, bedeutendſte, unter Ott, welche einen Umweg zu machen hatte, war noch zurück und mußte vor Belgiojoſo auf Lannes treffen. Von nun an waren die Franzoſen Meiſter des Po und hatten die beiden Hauptübergänge in ihrer Gewalt, den von Belgiojoſo bei Pavia und den von Piacenza.

Bald beſetzten ſie noch einen dritten. Am folgenden Tag nämlich nahm Duhesme an der Spitze der Diviſion Loiſon Cremona, wo Wukaſſowitſch auf ſeinem Rückzug eine Abtheilung ſtehen gelaſſen hatte. Er fand dort viel Kriegsgeräth und machte zweitauſend Gefangene.

Bonaparte leitete von Mailand aus alle dieſe Unternehmungen. Er hatte Berthier an das Ufer des Po geſchickt und ſchrieb ihm Tag für Tag, oft ſelbſt Stunde für Stunde in ununterbrochenem Briefwechſel die auszuführenden Bewegungen vor.

Obwohl er dadurch, daß er ſich des Po von Pavia bis Piacenza bemächtigt hatte, Meiſter der Rückzugslinie war, welcher Melas zu folgen verſucht ſein mußte, ſo war damit doch nicht Alles abgethan. Denn die Straße von Piacenza ward nur dadurch für die Oeſterreicher zur wahren Rückzugslinie, daß die Franzoſen hinter dem Teſſin und in der Umgegend von Mailand waren. In dieſer Stellung verſchloſſen die Franzoſen den Oeſterreichern den Weg, welchen dieſe ſich durch einen Uebergang über den Po zwiſchen Turin und Valenza hätten öffnen können. Wenn aber jetzt die Franzoſen, um dem General Melas entgegenzuziehen, zwiſchen Pavia und Piacenza über den Po gegangen waren und ſo Mailand verließen und ihre Stellung am Teſſin ſchwächten, dann konnten ſie den öſterreichiſchen Feldherrn von Neuem in Verſuchung führen, entweder bei Turin oder bei Caſale oder bei Valenza auf das linke Ufer zu gehen und hinter unſerem Rücken vielleicht durch Mailand ſelbſt herumzukommen, ſomit uns faſt denſelben Streich zu ſpielen, den wir ihnen durch den Alpenübergang geſpielt hatten.

Es war auch nicht unmöglich, daß Melas einen Theil ſeines Gepäcks und ſeines ſchweren Geſchützes aufopferte, oder es in den Feſtungen von Piemont ließ, nach Genua zurückwich und dann über Tortona und Novi bis an die Bocchetta hinaufzog, ſich in das Thal der Trebbia warf, unterhalb Piacenza bei Cremona oder Parma am Po erſchien und ſo auf einem Umweg Mantua und das öſterreichiſche Gebiet erreichte. Dieſer Marſch durch Ligurien und die Vorberge des Apennin — eben der, welcher kürzlich dem General Gottesheim vorgeſchrieben worden war, hatte zwar wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil er große Schwierigkeiten darbot und die Aufopferung eines Theils des Materials nöthig machte; aber möglich war er, und man mußte auf ihn gefaßt ſein, wie auf die andern. Auf die Vorkehrungen gegen dieſe verſchiedenen möglichen Fälle wandte Bonaparte ſeine ganze Sorge, und vielleicht findet ſich in der Geſchichte kein Beiſpiel von ſo geſchickten und tief gedachten Anordnungen, wie die, welche der Erſte Conſul bei dieſer entſcheidenden Gelegenheit traf.

Eine dreifache Aufgabe war zu löſen: durch eine eiſerne Schranke die Hauptſtraße von Aleſſandria in gerader Richtung auf Piacenza zu ſperren — die vom obern Po nach dem Teſſin ſo zu beſetzen, daß man im Nothfall dahin eilen konnte — endlich in der Verfaſſung zu ſein, daß man zu rechter Zeit an den untern Po kam, wenn die Oeſtereicher auf dem jenſeitigen Abhang des Apennin zu entkommen ſuchten und unterhalb Piacenza bei Cremona oder Parma über den Po gehen wollten. Bonaparte ſtudirte unabläſſig die Karte von Italien, um einen Poſten zu finden, welcher dieſen

drei Erforderniſſen genügte. Und er traf eine Wahl, welche ewiger Bewunderung werth iſt.

Betrachtet man den Zug der Kette des Apennin, ſo ſieht man, daß ſie in der Biegung, mit welcher ſie den Golf von Genua umfaßt, ſich nordwärts wendet und Ausläufer entſendet bis dicht an den Po, von der Poſition von la Stradella an bis in die Gegend von Piacenza. In dieſem ganzen Theil von Piemont und vom Herzogthum Parma nähern ſich die Berge ſo weit dem Fluß, daß ſie nur einen ſchmalen Raum laſſen für die Heerſtraße nach Piacenza. Ein vor der Stradella am Eingang eines mehrere Stunden langen ſchmalen Weges aufgeſtelltes Heer mit dem linken Flügel auf den Höhen, dem Centrum auf der Straße und dem rechten Flügel längs dem Po und deſſen Sümpfen iſt ſchwer zu vertreiben. Dazu kommt, daß die Straße mit Flecken und Dörfern beſäet iſt, deren von Bruchſteinen aufgemauerte Häuſer ſehr gut dem Geſchütz trotzen können. Abgeſehen von ihren natürlichen Vortheilen bot alſo dieſe Stellung gegen die zahlreiche Cavallerie und Artillerie des kaiſerlichen Heeres noch den beſonderen Vortheil, dieſe beiden Waffengattungen wirkungslos zu machen.

Sie hatte auch noch andere beſondere Vortheile. Sehr nahe bei dieſer Stellung fallen diejenigen Zuflüſſe des Po, deren Beſetzung am wichtigſten iſt, der Teſſin und die Adda von der andern Seite in den Hauptſtrom. Der Teſſin verbindet ſich mit dem Po etwas unterhalb Pavia und oberhalb Belgiojoſo zwei Stunden von la Stradella. Die Adda fließt weiter unten und auf einer längeren Strecke, bis ſie zwiſchen Piacenza und Cremona in den Po fällt. Man begreift

nun wie Bonaparte zu la Stradella ſtehend und Meiſter der Brücken von Belgioſoſo, Piacenza und Cremona ſich im Beſitz der entſcheidendſten Punkte befand. Er verſperrte die Hauptſtraße von Aleſſandria nach Piacenza, und zugleich konnte er in einem Eilmarſch entweder hinüber an den Teſſin oder hinunter an die Adda kommen, welche letztere ſeinen Rücken gegen die Heeresabtheilung von Wukaſſowitſch deckte.

In dieſem vom Apennin, vom Po, vom Teſſin und von der Adda gebildeten Netz vertheilte er ſeine Streitkräfte. Er beſchloß, erſtlich nach la Stradella zu rücken mit den 30,000 beſten Soldaten ſeines Heeres, den Diviſionen Watrin, Chambarlhac, Gardanne, Boudet und Monnier, die unter den Befehlen von Murat, Victor und Lannes ſtanden, und die oben beſchriebene Stellung zu nehmen: den linken Flügel am Gebirg, das Centrum auf der Straße, den rechten Flügel längs dem Po. Die über den Kleinen Bernhard gekommene Diviſion Chabran, welche erſt mit der Beſetzung von Ivrea beauftragt geweſen war, wurde nach Vercelli geſchickt mit der Weiſung, ſich im Fall der Annäherung des Feindes an den Teſſin zurückzuziehen. Die vom Gotthard gekommene Diviſion Lapoype ward in der Gegend von Pavia am Po aufgeſtellt. Dies waren 9 bis 10,000 Mann, welche ſich im Nothfall aufeinander zurückziehen, den Uebergang über den Po hartnäckig ſtreitig machen und dem General Bonaparte Zeit geben ſollten, ihnen in einem Tag zu Hülfe zu eilen. Die Abtheilung vom Simplon hütete unter dem General Béthencourt gegen Arona zu die Gottbardſtraße, welche zum Rückzug des franzöſiſchen Heeres im Fall eines Unglücks beſtimmt war. Die Diviſion

Gilly ſollte Mailand bewachen, was die Anweſenheit einer öſterreichiſchen Beſatzung in der Citadelle dieſer Stadt nöthig machte. Beide bewachende Abtheilungen waren zuſammen 3 bis 4000 Mann ſtark. Die aus Deutſchland gekommene Diviſion Lorges erhielt Befehl, ſich zu Lodi an der Adda feſtzuſetzen. Die zum Reſerveheer gehörige Diviſion Loiſon hatte die Aufgabe, unter dem General Duhesme Piacenza und Cremona zu vertheidigen. Beide letztgenannte Diviſionen zählten zuſammen 10 bis 11,000 Mann.

So waren die etlich und fünfzigtauſend Mann vertheilt, über welche Bonaparte im Augenblick verfügen konnte; 32,000 auf dem Centralpunkt la Stradella, 9—10,000 am Teſſin, 3—4000 zu Mailand und zu Arona, 10—11,000 am unteren Po und an der Adda — alle ſo geſtellt, daß ſie ſich raſch einander unterſtützen konnten. Auf eine vom Teſſin gekommene Nachricht konnte der Erſte Conſul binnen einem Tag den dieſen Fluß bewachenden 10,000 Franzoſen zu Hülfe kommen. Auf eine Nachricht vom unteren Po konnte er in derſelben kurzen Zeit nach Piacenza und Cremona hinabgehen, während General Loiſon den Uebergang vertheidigend ihm Zeit gäbe, herbeizueilen. Umgekehrt konnten die am Teſſin und die an der Adda ſtehenden in eben ſo kurzer Zeit nach la Stradella kommen und den Conſul verſtärken.

Bonaparte ſchien hier von ſeinem gewöhnlichen Grundſatz der Concentration ſeiner Streitkräfte unmittelbar vor einer großen Schlacht abzugeben. Eine ſolche Concentration gilt als ein Meiſterſtück, wenn ſie im entſcheidenden Augenblick geſchieht, während zwei Gegner auf einander los gehen. Ganz anders iſt es, wenn

der eine Gegner entfliehen will und die Aufgabe iſt, ihn feſtzuhalten, ehe man auf ihn losſchlägt. Dieſer Fall lag hier vor. Bonaparte mußte das öſterreichiſche Heer mit einem Netz umſpannen, und dies Netz mußte ſtark genug ſein, um den Gegner feſtzuhalten. Hätte er am Teſſin oder an der Adda nur Vorpoſten gehabt, welche höchſtens eine Nachricht geben, nicht aber dem Feind den Weg ſperren konnten, ſo wäre der Zweck ganz verfehlt geweſen. Auf allen Punkten mußten Poſten ſein, die im Stand waren, die Oeſterreicher nicht nur anzumelden ſondern auch aufzuhalten, und im Mittelpunkt mußte eine Hauptmaſſe ſtehen, bereit mit entſcheidender Macht überall hin zu eilen. Kunſtvoller ließ ſich alſo die Verwendung der Kräfte nicht berechnen, und geſchickter ließ ſich die Anwendung eines Grundſatzes nicht modificiren, als Bonaparte es bei dieſer Gelegenheit that. An der Weiſe, wie ein wahrer aber allgemeiner Grundſatz den Umſtänden angepaßt wird, erkennt man hervorragende Männer der That.

Nachdem dieſer Plan gefaßt war, gab Bonaparte die entſprechenden Befehle. Lannes war mit der Diviſion Watrin über Belgiojoſo nach la Stradella geſchickt. Es kam darauf an, daß die in Piacenza eingetroffenen Diviſionen Chambarlhac, Gardanne, Monnier und Boudet ihm ihre Unterſtützung brachten, bevor die von Piacenza zurückgetriebenen öſterreichiſchen Abtheilungen Zeit hatten, ſich mit Ott bei Tortona zu vereinigen und mit Uebermacht über ihn herzufallen. Dies hatte Bonaparte mit ſeinem wunderbaren Scharfblick erkannt. Da er erſt am 8. Juni Mailand verlaſſen konnte, um ſich am 9. nach la Stradella zu verfügen, ſo ließ er den Generalen Berthier, Lannes und Murat folgende

Weiſungen zukommen: „Concentrirt euch zu la Stradella. Am 8., ſpäteſtens am 9, werdet ihr 15 bis 18,000 von Genua kommende Oeſterreicher auf dem Hals haben. Geht ihnen entgegen und erdrückt ſie. Dies werden ſo viel Feinde weniger zu bekämpfen ſein am Tag der entſcheidenden Schlacht mit dem geſammten Heer von Melas, welche uns bevorſteht." — Nach Ertheilung dieſer Befehle verließ er am 8. Juni Mailand, um in eigner Perſon über den Po zu gehen und am folgenden Tag zu la Stradella zu ſein.

Richtiger hätten ſich die Bewegungen des Feindes nicht errathen laſſen können. Wir haben oben erzählt, wie drei öſterreichiſche Abtheilungen ſich ohne Erfolg vor Piacenza gezeigt hatten, wie die aus Toscana über Firenzuola gekommene Abtheilung nach dieſem Ort zurückgeworfen, wie das unter Gottesheim das Trebbiathal herab gekommene Fußvolk in dies Thal zurückgedrängt worden war, und wie endlich General O'Reilly der mit Reitern von Aleſſandria herbeigeeilt war, ſich genöthigt geſehen hatte, nach Tortona zurückzukehren. Aber Ott, der mit der Hauptmacht auf der Straße von Genua nach Tortona daherkam, erſchien am Morgen des 9. Juni bei la Stradella, wie Bonaparte vorausgeſehen. Er führte die Generale Gottesheim und O'Reilly, die er auf ihrem Rückzug getroffen, wieder gegen den Feind. Er beabſichtigte einen kräftigen Verſuch auf Piacenza und dachte nicht, daß faſt das ganze franzöſiſche Heer ſtaffelweiſe auf dem engen Weg hinter la Stradella aufgeſtellt ſein könnte. Die zu ihm geſtoßenen Truppen mitgerechnet, hatte er 17—18,000 Mann. Lannes konnte am Morgen des 9. Juni nur 7—8000 Mann zuſammenbringen; aber den wiederhol-

ten Weiſungen des Oberfeldherrn zufolge, ſollten im Lauf des Tags noch 5—6000 Mann zu ihm ſtoßen. Das Schlachtfeld war das oben beſchriebene. Lannes zeigte ſich mit ſeinem linken Flügel auf den Höhen des Apennin, mit ſeinem Centrum auf der Heerſtraße in der Nähe des Fleckens Caſteggio, und mit ſeinem rechten Flügel in der Ebene des Po. Einen Fehler hatte er begangen: er war ein wenig zu weit vor la Stradella nach Caſteggio und Montebello zu hinausgerückt in eine Gegend, wo die Straße in der weiten Ebene keine Enge mehr bildet. Aber die Franzoſen voll Zuverſicht, zumal unter einem Anführer wie Lannes, der ſie mit ſich fortzureißen verſtand, waren, obwohl ſie einen an Zahl überlegenen Feind vor ſich hatten, der größten Anſtrengungen und Aufopferungen fähig.

Lannes warf die Diviſion Watrin auf Caſteggio und drängte die Vorpoſten O'Reillys zurück. Sein Plan war, ſich des Fleckens Caſteggio, der vor ihm auf der Straße lag, zu bemächtigen, ſei es, daß er ihn von vorn angriffe, ſei es, daß er ihn einerſeits in der Poebene, andererſeits auf den ſteilen Anhöhen umging. Das auf der Straße aufgeſtellte zahlreiche Geſchütz der Oeſterreicher beſtrich die Gegend in allen Richtungen. Zwei Bataillone von der 6. leichten Halbbrigade bemühten ſich dies mörderiſche Geſchütz wegzunehmen, indem ſie es rechts umgingen, während ihr drittes Bataillon und die ganze 40. Halbbrigade ſich anſtrengten, die benachbarten kleinen Berge zu gewinnen, und während die übrige Diviſion Watrin auf Caſteggio ſelber anrückte, wo ſich der Mittelpunkt des Feindes befand. Auf allen Punkten entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf. Die Franzoſen waren nahe daran, die angegriffenen

Stellungen wegzunehmen, da eilte General Gottesheim mit ſeinem Fußvolk zur Unterſtützung O'Reillys herbei und warf die Bataillone über den Haufen, welche die Höhen hinangeklimmt waren. Lannes hielt unter einem furchtbaren Feuer die Seinen aufrecht und hinderte ſie, der Ueberzahl zu weichen. Doch ſie ſtanden auf dem Punkt zu unterliegen, als die zum Corps des Generals Victor gehörige Diviſion Chambarlhac eintraf. General Rivaud erſtieg an der Spitze der 43. Halbbrigade von Neuem die Höhen, ſammelte die von denſelben zurückgetriebenen Bataillone und behauptete ſich auf den Höhen nach unerhörten Anſtrengungen. Im Centrum, d. h. auf der Heerſtraße, kam die 96. Halbbrigade dem General Watrin bei ſeinem Angriff gegen den Flecken Caſteggio zu Hülfe. Die 24. dehnte ſich rechts in der Ebene aus und verſuchte den linken Flügel des Feindes zu umgehen, um ſein Geſchütz zum Schweigen zu bringen. Während dieſes zwiefachen Angriffs auf den Flügeln hatte der tapfere Watrin einen hartnäckigen Kampf in Caſteggio zu beſtehen. Mehrmals verlor und nahm er den Flecken wieder. Lannes, überall zugegen, gab endlich den entſcheidenden Anſtoß. Auf ſeinen Befehl rückte Rivaud, der die Höhen zur Linken behauptet und überſtiegen hatte, hinter Caſteggio hinab, die rechts in die Ebene geſchobenen Truppen umgingen den ſo lange ſtreitig gemachten Flecken, dieſe und jener rückten auf Montebello, und Watrin durchbrach mit einer letzten Anſtrengung das feindliche Centrum und kam endlich über Caſteggio hinaus. Die Oeſterreicher fanden ſich jetzt auf allen Punkten zurückgetrieben und flohen nach Montebello mit Hinterlaſſung einer großen Zahl von Gefangenen.

Der Kampf hatte von 11 Uhr Vormittags bis acht Uhr Abends gedauert. Die bei der Einſchließung Genuas durch Maſſena an die ſchwerſten Kämpfe gewohnten Oeſterreicher ſtritten hier in den Ebenen von Piemont mit Verzweiflung, um ſich Bahn zu brechen. Unterſtützt durch eine zahlreiche Artillerie hatten ſie eine ungewöhnliche Tapferkeit bewieſen. Der Erſte Conſul langte in dem Augenblicke an, wo dieſe Schlacht, deren Ort und Tag er ſo richtig vorausgeſehen hatte, endigte. Er fand Lannes mit Blut bedeckt aber freudetrunken, und die Truppen entzückt über den gewonnenen Erfolg. Sie hatten, wie er ſpäter ſagte, das Bewußtſein, ſich wacker gehalten zu haben. Die Rekruten hatten ſich würdig gezeigt, mit den alten Soldaten zu wetteifern. Wir hatten 4000 Gefangene gemacht und an 3000 Feinde verwundet oder getödtet. Die Gewinnung des Siegs war ſchwer geweſen: 12,000 Streiter höchſtens waren mit 18,000 zuſammengetroffen. Dies iſt die Schlacht bei Montebello, welche dem General Lannes und ſeiner Familie den ſie unter den franzöſiſchen Familien dieſer Zeit auszeichnenden Titel gegeben hat — einen ruhmvollen Titel, den zu führen Söhne ſtolz ſein dürfen.

Dies erſte Treffen war ein guter Anfang und für Melas ein Anzeichen, daß ſich der Weg vor ihm nicht leicht öffnen würde. General Ott, um 7000 Mann geſchwächt, zog ſich beſtürzt nach Aleſſandria zurück. Der Muth des franzöſiſchen Heeres ſteigerte ſich aufs Höchſte.

Der Erſte Conſul beeilte ſich, ſeine Diviſionen zu vereinigen und mit ſtarker Macht die Straße von Aleſſandria nach Piacenza zu beſetzen, welche Melas aller Wahrſcheinlichkeit nach einſchlagen würde. Lannes

war zu weit vorgegangen. Bonaparte wich ein wenig zurück bis nach dem la Stradella genannten Punkt, wo die Höhen dem Fluß näher kommen und der verengte Weg die Stellung um ſo ſicherer macht.

Der 10. und 11. Juni vergingen mit Beobachtung der Bewegungen der Oeſterreicher, mit Concentrirung des Heeres, mit Ausruhen der Truppen von ihren Eilmärſchen und mit möglich beſter Organiſirung des Geſchützes, von welchem man bis jetzt nur 40 Feldſtücke auf dieſem Punkt hatte zuſammenbringen können.

Am 11. ſah man im Hauptquartier einen der ausgezeichnetſten Heerführer dieſer Zeit ankommen, den General Deſaix, welcher an militäriſchem Talent vielleicht den Generalen Moreau, Maſſena, Kleber und Lannes gleichkam, in den ſeltenen Eigenſchaften ſeines Charakters aber ſie alle übertraf. Er kam aus Egypten, wo Kleber politiſche Fehler begangen hatte, die wir bald zu unſerm Verdruß erzählen müſſen. Deſaix hatte dieſe Fehler verhüten wollen und da er es nicht konnte, war er dem Anblick derſelben entflohen und nach Europa zurückgekehrt. Dieſe Fehler waren übrigens ſeitdem auf rühmliche Weiſe wieder gut gemacht worden. Deſaix war in der Nähe der franzöſiſchen Küſte feſtgehalten worden und hatte von den Engländern eine ſchmähliche Behandlung erfahren. Voll von dem Unwillen darüber kam er an und begehrte, ſich mit den Waffen in der Hand zu rächen. Er liebte den Erſten Conſul ſo zu ſagen leidenſchaftlich, und Bonaparte, gerührt von der Liebe eines ſo edlen Herzens, ſchenkte ihm die innigſte Freundſchaft, welche er je gehegt hat. Sie brachten eine ganze Nacht damit zu, ſich einander die Begebenheiten in Egypten und in Frankreich zu erzählen. Der

Erſte Conſul gab ihm auf der Stelle den Oberbefehl über die vereinigten Diviſionen Monnier und Boudet.

Am folgenden Tag, 12. Juni, war Bonaparte überraſcht, die Oeſterreicher nicht zum Vorſchein kommen zu ſehen, und konnte ſich einiger Beſorgniß nicht erwehren. Erſtaunt, daß Melas in einer ſolchen Lage zögerte, Zeit verlor und alle Ausgänge rings um ſich her verſperren ließ, meinte er, indem er ſeinen Gegner nach ſich beurtheilte, der Feldmarſchall könne ſo koſtbare Stunden nicht verloren haben und müſſe entronnen ſein, entweder indem er zurück nach Genua gegangen ſei oder über den Po geſetzt habe, um über den Teſſin zu dringen. Des Wartens müde verließ er am Nachmittag des 12. Juni die Stellung von la Stradella und rückte mit ſeinem ganzen Heer bis in die Gegend von Tortona. Dieſen Platz ließ er einſchließen und ſein Hauptquartier ſchlug er zu Voghera auf. Am Morgen des 13. ging er über die Scrivia in die unermeßliche Ebene, welche ſich zwiſchen der Scrivia und der Bormida ausdehnt und heutzutag nicht mehr anders als die Ebene von Marengo genannt wird. Dies iſt die Ebene, in welcher mehrere Monate zuvor ſeine lebhafte Einbildungskraft ihn eine große Schlacht zwiſchen ihm und Melas hatte ſehen laſſen. An dieſer Stelle hat ſich der Po vom Apennin entfernt und einen weiten Raum frei gelaſſen, durch welchen die Bormida und der Tanaro minder reißend als weiter oben ihre bei Aleſſandria vereinigten Gewäſſer ihm zuführen. Bis Tortona geht die Straße längs dem Fuße des Apennin her; weiterhin wendet ſie ſich rechts und führt über die Scrivia in eine weite Ebene. Sie durchzieht dieſe

Ebene, über die Dörfer San Giuliano und Marengo führend, geht über die Bormida und führt endlich nach der berühmten Feſtung Aleſſandria. Bonaparte ſagte ſich: Wenn der Feind die Heerſtraße von Piacenza nach Mantua verfolgen wollte, ſo würde er mich hier erwarten. Hier würde ſein vieles Geſchütz, ſeine ſchöne Reiterei von großem Vortheil für ihn ſein, und er würde mit allen ſeinen vereinigten Mitteln kämpfen. Nach dieſer Erwägung ließ Bonaparte, um ſeine Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, das Land von ſeiner leichten Reiterei durchſtreifen. Nirgends war eine öſterreichiſche Schaar zu ſehen. Gegen Abend ſchob er das aus den Diviſionen Chambarlhac und Gardanne beſtehende Corps des Generals Victor bis Marengo vor. Auf dieſem Punkt fand man die Abtheilung O'Reillys, welche einen Augenblick das Dorf vertheidigte und dann ſich hinter die Bormida zurückzog. Eine ſchlecht ausgeführte Recognoscirung veranlaßte ſogar die Meinung, der Feind habe keine Brücke über die Bormida.

Nach all dieſen Anzeichen hegte Bonaparte keinen Zweifel mehr, daß Melas entkommen ſei. Er würde die Ebene und zumal das den Eingang derſelben bildende Dorf Marengo nicht verlaſſen haben, wenn er dieſelbe kampfbereit durchziehen und die Straße von Aleſſandria nach Piacenza erſiegen wollte. Getäuſcht durch dieſen richtigen Gedanken, ließ der Erſte Conſul den General Victor mit ſeinen zwei Diviſionen zu Marengo, ſtellte Lannes mit der Diviſion Watrin weiter rückwärts in der Ebene auf und eilte nach ſeinem Hauptquartier, um Nachrichten von dem am Teſſin ſtehenden General Moncey und dem an der Mündung der Adda aufgeſtellten General Duhesme zu empfangen und daraus

zu entnehmen, was aus Melas geworden ſei. Von allen Seiten abgeſchickte Generalſtabsoffiziere ſollten in ſeinem Hauptquartier zuſammentreffen. Aber die Scrivia war übergetreten, und glücklicher Weiſe war er genöthigt, zu Torre di Garofolo Halt zu machen. Die vom Teſſin und vom Po an dieſem Tage abgefertigten Nachrichten meldeten völlige Ruhe. Melas hatte auf dieſer Seite nichts verſucht. Was mochte aus ihm geworden ſein? Bonaparte dachte, er müſſe über Novi nach Genua hinaufgegangen ſein, um in das Trebbiathal zu kommen und durch daſſelbe nach Cremona. Einen andern Weg ſchien er nicht eingeſchlagen haben zu können, da er nicht an den Teſſin gezogen war. Auch ließ ſich annehmen, er möchte nach dem Beiſpiel Wurmſers in Mantua ſich in Genua einſchließen und, von den Engländern mit Lebensmitteln verſehen, im Stande ſein, mit einer Beſatzung von 50,000 Mann den Krieg in die Länge zu ziehen. Ganz von dieſen Gedanken eingenommen, befahl Bonaparte dem General Deſaix, bloß mit der Diviſion Boudet auf Rivalta und Novi zu ziehen. Ueber Novi hätte Melas gehen müſſen, um von Aleſſandria nach Genua zu kommen.

Eine glückliche Ahnung beſtimmte ihn, Deſaix's zweite Diviſion, die Diviſion Monnier im Hauptquartier zurückzubehalten. Um nach Möglichkeit auf Alles gefaßt zu ſein, ließ er Victor mit zwei Diviſionen zu Marengo, Lannes mit einer in der Ebene, und neben ihm Murat mit der ganzen Reiterei. Betrachtet man die Vertheilung der franzöſiſchen Streitkräfte in dieſem Augenblick — am Teſſin, am untern Po und der Adda, und auf der Straße nach Genua — ſo muß man es auffallend finden, wie ſehr ſie zerſtreut waren. Dies

war die nothwendige Folge der Lage der Dinge im Allgemeinen und der Umſtände des Tages.

Am Abend des 13. Juni, am Vorabend eines der großen Tage der Geſchichte, nahm Bonaparte ſein Nachtlager im Dorfe Torre di Garoſolo und ſchlief ein in Erwartung deſſen, was der nächſte Tag bringen würde.

Während dieſer Zeit herrſchte Verwirrung in Aleſſandria. Das öſterreichiſche Heer war in Verzweiflung. Ein Kriegsrath war verſammelt geweſen und keine der von Bonaparte gefürchteten Entſchließungen war gefaßt worden. Man hatte wohl den Gedanken gehabt, ſich über den oberen Po und den Teſſin zurückzuziehen oder ſich in Genua einzuſchließen; aber die öſterreichiſchen Heerführer hatten als tapfere Männer lieber den Rathſchlägen des Ehrgefühls Gehör gegeben. Seit achtzehn Monaten, ſagten ſie, haben wir als gute Kriegsmänner gekämpft, wir hatten Italien wiedererobert und waren an die Gränzen Frankreichs vorgedrungen. Unſere Regierung hatte uns dorthin gedrängt; geſtern noch hat ſie uns Befehl dazu gegeben. Ihre Sache wäre es geweſen, uns von der Gefahr zu benachrichtigen, die unſern Rücken bedrohte. Wenn in unſerer Lage ein Fehler iſt, ſo kommt dieſer Fehler auf ihre Rechnung. Alle vorgeſchlagenen Mittel, um das Zuſammentreffen mit dem franzöſiſchen Heer zu vermeiden, ſind verwickelt, ſchwierig und unſicher. Nur ein einfacher und ehrenhafter Ausweg bleibt: uns Bahn zu brechen. Morgen müſſen wir uns den Weg mit Aufopferung unſeres Blutes öffnen. Gelingt es, ſo gewinnen wir mit einem Sieg den Weg von Piacenza und Mantua. Wo nicht, ſo haben wir unſere Schuldigkeit gethan, und die Verantwortlichkeit für unſer Unglück laſtet nicht auf uns.

Der Erſte Conſul hatte nicht gedacht, daß man unter ſolchen Umſtänden ſo viel Zeit mit Berathſchlagungen verlieren könnte. Freilich kam ihm aber auch Niemand in Raſchheit der Entſchlüſſe gleich, und Melas war in einer ſo üblen Lage, daß man ihm wohl die peinliche Verlegenheit verzeihen konnte, die ſeinen endlichen Beſchluß verzögerte. Indem er ſich zur Lieferung einer Schlacht entſchied, benahm ſich der öſterreichiſche Feldherr als ein Krieger voll Ehrgefühl. Aber man konnte ihm den Vorwurf machen, daß er 25,000 Mann in den Plätzen Coni, Turin, Tortona, Genua, Acqui, Gavi und Aleſſandria gelaſſen hatte — ein großer Fehler nach den Verluſten des Generals Ott bei Montebello. Mit Abzug der 25,000 Mann in den Feſtungen, der 3000 in Toscana, der 12,000 zwiſchen Venedig und Mantua, blieben ihm höchſtens 40,000 Mann auf das Schlachtfeld zu führen, wo ſich das Schickſal des Kriegs entſcheiden ſollte. So war das ſchöne Heer von 120,000 Mann zuſammengeſchmolzen, welches bei Eröffnung des Feldzugs die Beſtimmung hatte, über die Grenzen des ſüdlichen Frankreichs vorzudringen. Vierzigtauſend waren umgekommen, vierzigtauſend waren zerſtreut und vierzigtauſend ſtanden im Begriff zu kämpfen, um dem Schickſal der Römer bei Caudium zu entgehen. Bei den letzteren indeß befand ſich eine ſtarke Reiterei und eine Anzahl von 200 Feuerſchlünden.

Es wurde feſtgeſetzt, daß am folgenden Tag das ganze Heer in die Ebene hinausziehen ſollte über die zwei Brücken der Bormida. Es waren nämlich zwei, durch einen und denſelben Brückenkopf gedeckte Brücken vorhanden, während dem Erſten Conſul fälſchlich berichtet war, es ſei gar keine da. Ott an der Spitze

von 10,000 Mann, halb Fußvolk, halb Reiter, ſollte nach dem Uebergang über die Bormida ſich links ſchlagen nach dem Dorf Caſtel=Ceriolo. Die Generale Haddik und Kaim mit der aus etwa 20,000 Mann beſtehenden Hauptmacht ſollten das Dorf Marengo, den Schlüſſel der Ebene, wegnehmen. O'Reilly mit 5 bis 6000 Mann war angewieſen, ſich rechts zu wenden, die Bormida hinauf. Eine Maſſe Geſchütz ſollte dieſe Bewegung unterſtützen. Hinter Aleſſandria auf der Straße nach Acqui wurde eine meiſt aus Reiterei beſtehende ſtarke Abtheilung gelaſſen zur Beobachtung der Truppen Suchets, von deren Annäherung man unbeſtimmte Nachrichten hatte.

Wir haben die weitläufige Ebene von Marengo beſchrieben, welche zwiſchen der Scrivia und der Bormida ſich ausdehnt und in ihrer ganzen Breite von der Heerſtraße von Aleſſandria nach Piacenza durchzogen wird. Die von Piacenza und von der Scrivia herkommenden Franzoſen fanden auf ihrem Weg erſt San Giuliano und drei Viertelſtunden weiter Marengo, welches ganz nahe an der Bormida liegt und den Hauptausgang bildet, den die Oeſterreicher erobern mußten, um aus Aleſſandria herauszukommen. Zwiſchen San Giuliano und Marengo zog ſich in gerader Linie die Heerſtraße, welche beide Theile ſich einander ſtreitig machen wollten, und zu beiden Seiten dieſer Straße breitete ſich eine mit Fruchtfeldern und Weingärten bedeckte Ebene aus. Unterhalb Marengo, zur Rechten der Franzoſen, zur Linken der Oeſterreicher lag der Flecken Caſtel=Ceriolo, durch welchen Ott ſeinen Weg nehmen ſollte, um das in Marengo ſtehende Corps des Generals Victor zu umgehen. Der Hauptangriff der

Oeſterreicher mußte auf Marengo gerichtet ſein, da dies Dorf den Eingang in die Ebene eröffnete.

Bei Tagesanbruch zog das öſterreichiſche Heer über die beiden Brücken der Bormida. Aber ſeine Bewegung war langſam, weil es nur einen Brückenkopf zum Ausgang hatte. O'Reilly zog zuerſt hinüber und traf auf die Diviſion Gardanne, welche Victor nach der Beſetzung Marengos vorgeſchoben hatte. Dieſe Diviſion beſtand bloß aus der 101. und der 44. Halbbrigade. O'Reilly, durch eine zahlreiche Artillerie unterſtützt und doppelt ſo ſtark, zwang ſie zurückzugehen und ſich in Marengo einzuſchließen. Glücklicher Weiſe rückte er ihr nicht auf dem Fuße nach in das Dorf, ſondern wartete, bis das Centrum unter Haddik ihn unterſtützen konnte. Auf dem langſamen Marſch über die Brücken verloren die Oeſterreicher zwei bis drei Stunden. Endlich marſchirten die Generale Haddik und Kaim hinter O'Reilly auf, und Ott ging hinter ihnen über die Brücken, um nach Caſtel-Ceriolo zu rücken.

Victor vereinigte ſofort ſeine zwei Diviſionen, um Marengo zu vertheidigen, und ließ dem Erſten Conſul ſagen, das ganze öſterreichiſche Heer rücke vor mit der augenſcheinlichen Abſicht, eine Schlacht zu liefern.

Ein Hinderniß des Bodens kam unſern Soldaten ſehr zu ſtatten und unterſtützte ſie in ihrem tapferen Widerſtande. Vor Marengo, zwiſchen den Oeſterreichern und den Franzoſen, befand ſich der tiefe ſchlammige Bach Fontanone, der zwiſchen dem Dorf und der Bormida hinfließt und etwas weiter unten in die Bormida fällt. Victor ſtellte auf ſeinen rechten Flügel, in das Dorf Marengo, die 101. und 44. Halbbrigade

unter dem General Gardanne — links vom Dorf die 24., 43. und 96. Halbbrigade unter General Chambarlhac — und etwas rückwärts den General Kellermann mit dem 20., 2. und 8. Reiterregiment und einer Schwadron des 12. Der Reſt des 12. Reiterregiments ward die Bormida hinaufgeſchickt, um die entfernten Bewegungen des Feindes zu beobachten.

Unter dem Schutz von 25 Stücken, welche auf die Franzoſen feuerten, rückte Haddik an den Bach und warf ſich an der Spitze der Diviſion Bellegards muthvoll in das Waſſer. Der General Olivier Rivaud brach ſofort mit der 44. und der 101. Halbbrigade aus ſeiner geſchützten Stellung im Dorf hervor und eröffnete aus der Nähe ein Kleingewehrfeuer auf die herüberkommenden Oeſterreicher. Ein hitziges Gefecht entſpann ſich längs dem Fontanone. Haddik ſetzte mehrmals an; aber Rivaud, unbeirrt durch die Batterieen der Oeſterreicher, hielt durch ſein Kleingewehrfeuer den Heerhaufen Haddiks auf und warf ihn in Unordnung auf das andere Ufer des Bachs zurück. Haddik empfing eine tödtliche Wunde und ſeine Mannſchaft zog ſich zurück. Jetzt ließ Melas die Truppen Kaims vorrücken und gebot dem General O'Reilly längs der Bormida hinaufzurücken bis nach dem Ort la Stortigliona und durch die Reiter Pilatis einen Angriff auf unſeren linken Flügel ausführen zu laſſen. Aber der General Kellermann beobachtete an der Spitze ſeiner Cavalleriediviſion die Bewegung der feindlichen Schwadronen, und Lannes, der rechts von Victor in der Ebene übernachtet, hatte ſich eben zwiſchen Marengo und Caſtel-Ceriolo in Schlachtordnung geſtellt. Die Oeſterreicher machten nun einen zweiten Angriff. Die Diviſionen

Gardanne und Chambarlhac im Halbkreis um die Krümmung des Fontanone herum aufgeſtellt, machten ein convergirendes Feuer auf den Angriffspunkt. Ihre Flintenkugeln ſchmetterten die Truppen Kaims haufenweiſe nieder. Unterdeſſen war es dem aufwärts gerückten General Pilati gelungen, mit zweitauſend Pferden über den Fontanone zu ſetzen. Der tapfere Kellermann, welcher an dieſem Tag den an ſeinen Namen geknüpften (von ſeinem Vater erworbenen) Ruhm von Valmy bedeutend erhöhte, ſtürzte ſich auf die Schwadronen Pilatis in dem Augenblick, wo ſie aus dem Waſſer kamen, hieb auf ſie ein und ſprengte ſie wieder in den ſchlammigen Bach, deſſen Lauf die Kunſt nicht beſſer hätte vorzeichnen können, um die Stellung der Franzoſen zu decken.

Obwohl unſer überraſchtes Heer bis jetzt nur die beiden Corps von Victor und Lannes, d. h. 15 bis 16,000 Mann in Schlachtlinie hatte, um 36,000 Feinden zu widerſtehen, ſo gab ihnen doch der von den Oeſterreichern Tags zuvor begangene Fehler, Marengo nicht zu beſetzen (ein Umſtand, der auch, wenn man will, kein Fehler war, inſofern er den Erſten Conſul irre geführt hatte) — dieſer Umſtand gab dem franzöſiſchen Heere Zeit, den Oberfeldherrn und die zurückgebliebenen oder auf die Straße von Novi geſchickten Reſerven abzuwarten.

So ſtanden die Sachen, als Melas, entſchloſſen, die letzten Anſtrengungen zu verſuchen um Ehre und Freiheit ſeines Heeres zu retten, ſeine auf die Siege des vorjährigen Feldzugs ſtolzen Veteranen noch einmal auf die franzöſiſche Linie anrücken ließ. Ott, der zu ſeinem Marſch viel Zeit gebraucht hatte, war jetzt

im Stande, auf dem linken Flügel das Gefecht zu beginnen. Er manövrirte, um die Franzoſen zu umgehen, durchzog Caſtel-Ceriolo und überflügelte Lannes, der neben Victor zwiſchen Marengo und Caſtel-Ceriolo den rechten Flügel unſerer Linie bildete. Während die Colonne des General Ott die Aufmerkſamkeit von Lannes in Anſpruch nahm, wurden die wieder geſammelten Abtheilungen O'Reillys, Haddiks und Kaims von neuem nach dem Fontanone vor Marengo geführt. Eine furchtbare Artillerie unterſtützte alle ihre Bewegungen. Die Grenadiere Lattermanns durchwateten den Bach und ſtiegen am andern Ufer hinauf. Die links von Marengo in der Flanke dieſer Oeſterreicher ſtehende Diviſion Chambarlhac machte ein mörderiſches Feuer auf ſie. Indeß gelang es einem öſterreichiſchen Grenadierbataillon, ſich auf dem gewonnenen Ufer zu behaupten. Melas ließ ſein Geſchütz mit verdoppelter Heftigkeit gegen die Diviſion Chambarlhac ſpielen, welche nicht, wie die in Marengo ſtehende, durch die Häuſer des Dorfs geſchützt war. Während dieſer Zeit ſchlugen öſterreichiſche Pioniere in der Geſchwindigkeit eine Brücke. Jetzt rückte der tapfere Rivaud an der Spitze der 44. Halbbrigade aus Marengo vor, ging trotz dem Kartätſchenhagel den Angreifern zu Leibe und wollte ſie in die Fontanone zurückwerfen. Aber der furchtbare Kugelregen hielt die durch den hartnäckigen Kampf erſchöpfte Halbbrigade auf und Rivaud ſelber ward verwundet. Die Grenadiere Lattermanns benutzten den Augenblick, gingen in Maſſe vorwärts und drangen in Marengo ein. Rivaud, mit Blut bedeckt, ſtellte ſich nochmals an die Spitze der 44. Halbbrigade, machte einen kräftigen Angriff auf die Grenadiere und warf ſie aus

Marengo hinaus. Aber ſo wie er zwiſchen den ſchützenden Häuſern hervorkam, ward er von einem ſo ſchrecklichen Feuer aus dem groben Geſchütz empfangen, daß er den Feind nicht zurückdrängen konnte über den Bach, welcher bisher unſer Heer ſo gut gedeckt hatte. Vom Blutverluſt erſchöpft und kaum im Stande, ſich aufrecht zu halten, mußte dieſer wackere Anführer ſich vom Schlachtfeld wegbringen laſſen. Die öſterreichiſchen Grenadiere behaupteten ſich in der gewonnenen Stellung. Gleichzeitig ward die durch nichts gedeckte Diviſion Chambarlhac von den Kartätſchen faſt niedergeſchmettert. General O'Reilly trieb die 96. Halbbrigade auf unſerer äußerſten Linken zurück und begann, ſie zu überflügeln. Lannes auf dem rechten Flügel, der es anfangs nur mit dem Corps des General Kaim zu thun gehabt hatte und daſſelbe eben in den Fontanone werfen wollte, ſah ſich plötzlich von Ott umgangen, der mit zahlreicher Reiterei aus Caſtel-Ceriolo hervordrang. Vergebens machte die Cavalleriebrigade Champeaux, welche hinter dem Corps von Lannes ſtand, wie Kellermann hinter dem Corps Victors, glänzende Angriffe. Champeaux empfing eine tödtliche Wunde. Unſer Heer, auf beiden Seiten überflügelt und losgeriſſen von dem Punkt von Marengo, wo es ſich anfangs ſo ſehr feſtgehalten, hatte jetzt nichts mehr zu ſeiner Unterſtützung. Es ſchwebte in Gefahr, in die Ebene zurückgedrängt zu werden, wo kein Haltpunkt es gegen 200 Feuerſchlünde und gegen eine zahlreiche Reiterei ſchützen konnte.

Es war zehn Uhr Vormittags. Das Gemetzel war furchtbar geweſen. Eine Maſſe von Verwundeten verſperrte die Straße zwiſchen Marengo und San Giuliano.

Schon zog ſich ein Theil von Victors Truppen in Unordnung zurück und rief, Alles ſei verloren. In der That war Alles verloren, wofern nicht eine Verſtärkung von friſchen Truppen kam und ein großer Feldherr, der im Stand war, ſich des Sieges wieder zu bemächtigen.

Bonaparte, benachrichtigt, daß das öſterreichiſche Heer, deſſen Entkommen er gefürchtet, ihn im Gegentheil überraſcht hatte in der am vorigen Tage ſo einſamen Ebene von Marengo, eilte von Torre di Garofolo herbei und ſegnete das Austreten der Scrivia, welches ihn glücklicher Weiſe gehindert hatte, zu Voghera zu übernachten. Er brachte die Conſulargarde mit, eine nicht zahlreiche, aber unvergleichlich tapfere Schaar, aus welcher ſpäter die Kaiſergarde wurde. Er brachte ferner die aus drei trefflichen Halbbrigaden beſtehende Diviſion Monnier mit und ließ in geringer Entfernung hinter ſich eine Reſerve von zwei Reiterregimentern folgen. Schließlich ſchickte er dem General Deſaix Befehl, eilends nach San Giuliano zu rücken.

An der Spitze dieſer Reſerve kam Bonaparte auf das Schlachtfeld geſprengt. Er fand Lannes zur Rechten vom Fußvolk und von den Reitern Otts überflügelt, jedoch bemüht, ſich zur Linken in der Nähe von Marengo zu halten. Er fand Gardanne beſchäftigt, ſich noch in den Hecken des ſo hartnäckig ſtreitig gemachten Dorfes zu vertheidigen, und auf der andern Seite die Diviſion Chambarlhac im Begriff, ſich unter dem Kugelregen der Oeſterreicher zu zerſtreuen.

Bei dieſem Anblick ermißt er mit ſeinem großartigen Blick, was zu thun iſt, um das Geſchehene wieder gut zu machen. Sein linker Flügel iſt übel zugerichtet und

in unordentlicher Flucht; ſein rechter Flügel iſt bloß bedroht und hält ſich noch. Dieſem muß er Hülfe bringen. Gibt er ihm eine feſte Stellung zu Caſtel-Ceriolo, ſo hat er einen Stützpunkt in der weiten Ebene. Er kann um ſeinen wieder befeſtigten Flügel herumſchwenken und ſeinen geſchlagenen Flügel zurückziehen um ihn den Angriffen des Feindes zu entziehen. Verliert er durch dieſe Bewegung die Straße von Marengo nach San Giuliano, ſo iſt das ein Uebelſtand, der ſich leicht wieder gut machen läßt, denn hinter ſeiner neuen Stellung führt ein anderer Weg nach Sale und von Sale an den Po. Seine Rückzugslinie nach Pavia bleibt alſo geſichert. Indem er auf der rechten Seite der Ebene ſteht, befindet er ſich in der Flanke der Oeſterreicher, welche die Heerſtraße von Marengo nach San Giuliano einſchlagen müſſen, wenn ſie ihren Sieg benutzen wollen.

Dieſe Betrachtungen ſtellt Bonaparte mit Blitzſchnelle an und ſofort führt er die gefaßte Entſchließung aus. Zur Rechten von Lannes ſchiebt er die 800 Grenadiere der Conſulargarde vor mit dem Befehl, die öſterreichiſche Reiterei bis zur Ankunft der drei Halbbrigaden Monniers aufzuhalten. Die wackeren Leute bilden ein Viereck, empfangen mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit die Angriffe der Dragoner von Lobkowitz und bleiben unerſchütterlich bei den wiederholten Stürmen einer Maſſe von Reiterei. Etwas rechts von ihnen läßt Bonaparte zwei eben eintreffende Halbbrigaden Monniers auf Caſtel-Ceriolo marſchiren. Dieſe beiden Halbbrigaden, die 70. und die 19., angeführt von Carra-Saint-Cyr, rücken bald im Quarrée zur Abweiſung der Reiterei, bald in Angriffscolonnen gegen das

Fußvolk, in der Ebene vorwärts, und es gelingt ihnen, den verlornen Boden wiederzugewinnen und ſich in den Hecken und Gärten von Caſtel-Ceriolo feſtzuſetzen. In demſelben Augenblick kommt Bonaparte an der Spitze der 72. Halbbrigade dem linken Flügel von Lannes zu Hülfe, während Dupont, der Chef des Generalſtabs, zurückeilt, um die von den Reitern O'Reillys verfolgten, von Murat mit der Cavallerie-Reſerve geſchützten Trümmer der Diviſionen Victors wieder zum Stehen zu bringen. Die Gegenwart des Erſten Conſuls, der Anblick der Bärenmützen ſeiner reitenden Garde hat den Truppen neuen Muth gegeben. Das Gefecht beginnt wieder mit wüthender Heftigkeit. Watrin, zum Corps von Lannes gehörig, wirft mit der 6. Halbbrigade von der Linie und mit der 22. leichten in einem Bayonnetangriff die Soldaten Kaims in den Fontanone. Lannes erfüllt die 40. und die 28. mit dem Feuer ſeiner Heldenſeele und treibt beide gegen die Oeſterreicher. Ueberall in der weiten Ebene wird hartnäckig gekämpft. Gardanne verſucht, Marengo wieder zu erobern. Lannes ſtrebt, Meiſter des Bachs zu werden, der anfangs unſere Truppen ſo vortheilhaft gedeckt hatte. Die Grenadiere der Conſulargarde bilden fortwährend ein Viereck wie eine lebendige Burg inmitten des weiten Schlachtfelds und füllen den leeren Raum aus zwiſchen Lannes und den in die erſten Häuſer von Caſtel-Ceriolo eingedrungenen Colonnen Carra-Saint-Cyrs. Aber auf der andern Seite führt Melas mit dem Muth der Verzweiflung ſeine vereinigten Maſſen auf Marengo, dringt endlich aus dem Dorf hervor und treibt die ermatteten Truppen Gardannes zurück, welche ſich vergebens an jedem Hemmniß des Wegs zu halten ſuchen. O'Reilly

ſchlägt die ſtets ſchutzlos dem Feuer zahlloſer Geſchütze ausgeſetzte Diviſion Chambarlhac mit Kartätſchen völlig zu Boden.

Ferner Stand zu halten iſt unmöglich. Die Franzoſen müſſen weichen. Bonaparte befiehlt, nur nach und nach und in feſter Haltung zurückzugehen. Aber während ſeine Linke in Marengo ihres Stützpunkts beraubt raſch nach San Giuliano zurückweicht, um dort Schutz zu ſuchen, behauptet er ſich fortwährend auf der rechten Seite der Ebene und vertheidigt ſich langſam, geſtützt auf Caſtel-Ceriolo, auf die Feſtigkeit der Conſulargarde und zumal auf Lannes, der unerhörte Anſtrengungen macht. So lange er ſich mit ſeinem rechten Flügel hält, bleibt ihm eine ſichere Rückzugslinie über Sale nach dem Po, und wenn gar der Tags zuvor gegen Novi hin geſchickte Deſaix noch zeitig genug zurückkommt, dann kann er ſelbſt das Schlachtfeld wieder erobern und den Sieg auf ſeine Seite ziehen.

In dieſem Augenblick machen Lannes und ſeine vier Halbbrigaden Anſtrengungen, welche die Bewunderung der Nachwelt verdienen. Der Feind, in Maſſe aus Marengo in die Ebene vorgedrungen, ſchleudert aus 80 Feuerſchlünden einen Hagel von Kugeln und Kartätſchen. Lannes an der Spitze ſeiner Halbbrigaden zieht zwei Stunden damit hin, eine Strecke von drei Viertelſtunden zurückzuweichen. Kommt ihm der Feind zu nahe, ſo macht er Halt und greift ihn mit dem Bayonnet an. Sein Geſchütz iſt größtentheils unbrauchbar geworden; indeß einige leichte Stücke mit den beſten Pferden beſpannt und mit Geſchick und Kühnheit gehandhabt, unterſtützten mit ihrem Feuer die vom Feind gedrängten Bataillone und pflanzen ſich kecklich der Maſſe der feind-

lichen Geſchütze gegenüber auf. Die Conſulargarde, welche ſich durch Reiterangriffe nicht hatte erſchüttern laſſen, wird jetzt mit Stückkugeln angegriffen. Die Oeſterreicher ſuchten eine Sturmlücke in ſie zu ſchießen, wie in eine Mauer, und laſſen dann die Geſchwader Frimonts auf ſie anreiten. Sie erleidet fühlbare Verluſte und weicht zurück, aber ohne ſich aufzulöſen, Carra-Saint-Cyr zieht ſich gleichfalls zurück und verläßt Caſtel-Ceriolo, behauptet jedoch einen letzten Stützpunkt in den Weingärten vor dem Dorf. Immerhin bleibt noch der Weg von Caſtel-Ceriolo nach Sale in unſerer Hand. Die Ebene bildet den Schauplatz eines großen Blutbads, und mit dem Donner der Kanonen vermiſcht ſich der Knall auffliegender Pulverwagen, an welche Lannes, ſo weit er ſie nicht fortbringen kann, Feuer legen läßt.

Die Hälfte des Tages iſt verfloſſen. Melas glaubt endlich den theuer erkauften Sieg in Händen zu haben. Dieſer Greis, welcher ſich, wenigſtens an Muth, ſeines Gegners an dieſem denkwürdigen Tag nicht unwerth gezeigt hat, kehrt erſchöpft nach Aleſſandria zurück, von wo er nach allen Theilen Europas Eilboten mit der Kunde ſeines Sieges abfertigt, und überläßt den Oberbefehl dem General Zach, Chef ſeines Generalſtabs. Zach formirt die Hauptmaſſe der Oeſterreicher in Marſchcolonnen auf der Straße von Marengo nach San Giuliano, ſtellt an die Spitze zwei Regimenter Fußvolk, dahinter die Colonne der Grenadiere Lattermanns, hinter dieſe das Gepäck, zur Linken den General O'Reilly, zur Rechten die Generale Kaim und Haddik und ſucht in dieſer Ordnung die Heerſtraße von Piacenza zu gewinnen, das Ziel ſo vieler Anſtrengungen und das Heil des öſterreichiſchen Heeres.

Es iſt drei Uhr. Wenn nicht ein neuer Umſtand eintritt, dann kann die Schlacht als verloren betrachtet werden für die Franzoſen, denen jedoch die Ausſicht bleibt, mit den vom Teſſin und von der Adda an den Po ziehenden Truppen am folgenden Tag die Scharte wieder auszuwetzen. Für jetzt iſt jedoch Deſaix noch in der Nähe. Wird er noch zeitig genug ankommen? Davon hängt das Schickſal der Schlacht ab. Seit dem Morgen waren die Adjutanten des Erſten Conſuls ihm nachgeeilt. Aber ſchon lange zuvor, ehe ſie ihn erreichten, hatte er beim erſten Kanonenſchuß, der in der Ebene von Marengo fiel, auf der Stelle Halt gemacht. Aus dem Geſchützdonner, den er in der Ferne hörte, hatte er geſchloſſen, daß der Feind, den er zu Novi auf dem Weg nach Genua aufſuchen ſollte, bei Marengo ſei. Sofort hatte er Savary mit einigen hundert Pferden nach Novi hingeſchickt, um zu ſehen, was dort vorginge, und hatte mit ſeiner Diviſion gewartet, immer auf das Schießen der Oeſterreicher und der Franzoſen horchend, welches ohne Unterlaß von der Bormida herübertönte. Da Savary niemand in der Gegend von Novi gefunden, hatte Deſaix ſich in ſeiner glücklichen Vermuthung befeſtigt und war ohne weitere Zögerung in der Richtung von Marengo aufgebrochen unter Vorausſchickung mehrer Adjutanten, welche dem Erſten Conſul ſeine bevorſtehende Ankunft melden ſollten. Den ganzen Tag war er marſchirt, und um drei Uhr begannen die Spitzen ſeiner Colonnen ſich bei San Giuliano am Eingang der Ebene zu zeigen. Er ſelber ſprengte ihnen voraus zu dem Erſten Conſul. Glücklicher Gedanke eines eben ſo einſichtsvollen wie ergebenen Unterbefehlshabers! Glückliches Geſchick der Ju-

gend! hätte Bonaparte, den jetzt ſeine Generale ſo gut unterſtützten, fünfzehn Jahre ſpäter, auf dem Schlachtfeld von Waterloo einen Deſaix gefunden, ſo würde er das Reich, und Frankreich würde ſeine gebietende Stellung unter den Mächten Europas behauptet haben.

Das Erſcheinen Deſaix's ändert die Geſtalt der Dinge. Man drängt ſich um ihn und erzählt ihm die Schlacht. Die Generale ſchließen einen Kreis um ihn und den Erſten Conſul und ſprechen lebhaft über die bedenkliche Lage. Die meiſten ſtimmen für den Rückzug. Der Erſte Conſul iſt nicht dieſer Meinung, und dringt in Deſaix, die ſeinige zu ſagen. Deſaix läßt ſeine Blicke über das mit Graus bedeckte Schlachtfeld ſchweifen, zieht ſeine Uhr heraus, ſieht nach der Stunde und gibt dem Oberfeldherrn die einfache Antwort: „Die Schlacht iſt verloren; aber es iſt erſt drei Uhr und es bleibt noch Zeit, eine neue Schlacht zu gewinnen.“ — Bonaparte, hocherfreut über dieſe Anſicht Deſaix's, trifft Anſtalten, die von dieſem General herbeigeführte Hülfe zu benutzen und die Vortheile, welche die ſeit dem Vormittag genommene Stellung ihm ſichert. Er befindet ſich zur Rechten in der Ebene, während der Feind zur Linken auf der Heerſtraße in Zugordnung nach San Giuliano vorrückt. Deſaix, mit 6000 Mann friſcher Truppen auf die Spitze der Oeſterreicher ſtoßend, kann ſie aufhalten, während der größere Theil des Heeres ſich ſammelt und ihnen in die Flanke fällt. Demgemäß werden auf der Stelle Anordnungen getroffen.

Die drei Halbbrigaden Deſaix's werden vor San Giuliano etwas rechts von der Heerſtraße formirt: die dreißigſte in Bataille, und auf ihren beiden Flügeln

die neunte und die neunundfünfzigſte in geſchloſſenen Colonnen. Eine kaum merkliche Anhöhe verbirgt ſie vor dem Feind. Ihnen zur Linken ſtehen die geſammelten Trümmer der Diviſionen von Chambarlhac und Gardanne, die ſich ein wenig erholt haben, unter Victor; ihnen zur Rechten in der Ebene Lannes, deſſen rückgängige Bewegung inne gehalten hat; weiterhin die Conſulargarde, und auf der äußerſten Rechten Carra-Saint-Cyr, der ſich ſo nahe wie möglich bei Caſtel-Ceriolo gehalten hat. Zwiſchen Deſaix und Lannes, etwas rückwärts iſt in einem Zwiſchenraum die Reiterei Kellermanns aufgeſtellt. Eine Batterie von zwölf Stücken, der ganze Reſt von der Artillerie des Heeres iſt vor der Front des Corps von Deſaix vertheilt.

Nach dieſen Anordnungen durchreitet der Erſte Conſul die Reihen ſeiner Krieger und ſpricht zu den verſchiedenen Abtheilungen: „Freunde," ſagte er, „wir ſind ein wenig zurückgewichen. Erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfeld zu übernachten." Nachdem er ſeine Truppen ermuthigt, ſo daß ſie, durch die Ankunft der Reſerven beruhigt, vor Begierde brennen, zu ſiegen, gibt er das Zeichen. Auf der ganzen Linie wird Sturmmarſch geſchlagen.

Die Oeſterreicher rückten mehr in Zug- als in Schlachtordnung auf der Heerſtraße vor. Die von Zach geführte Colonne ging vorauf, etwas weiter rückwärts kam das Centrum, halb in der Ebene deployirt, Front gegen Lannes machend.

Unvermuthet demaskirt Marmont zwölf Stück Geſchütz. Ein Kartätſchenhagel ſchlägt auf die Spitze der überraſchten öſtreichiſchen Colonne ein. Auf einen neuen Widerſtand war Niemand unter den Feinden gefaßt,

denn ſie glaubten die Franzoſen in vollem Rückzug. Während ſie ſich mit Mühe von dieſer Ueberraſchung erholten, ſetzt Deſaix die 9. leichte Halbbrigade in Bewegung. Zu ſeinem Adjutanten Savary ſagte er: „Benachrichtigen Sie den Erſten Conſul, daß ich angreife und daß ich der Unterſtützung der Reiterei bedarf." Deſaix reitet an der Spitze dieſer Halbbrigade gegen den Feind. Er überſteigt mit ihr die kleine Anhöhe, die ihn vor den Oeſterreichern verbirgt und kündigt ſich dicht bei ihnen plötzlich durch ein Kleingewehrfeuer an. Die Oeſterreicher erwiedern; Deſaix von einer Kugel in die Bruſt getroffen, ſinkt zu Boden. „Verheimlichen Sie meinen Tod," ſagte er zu dem unter ſeinem Befehl ſtehenden Diviſionsgeneral Boudet, „die Kunde davon könnte die Truppen wankend machen." — Seine Vorſorge war unnöthig und nutzlos. Die Soldaten hatten ihn fallen ſehen und verlangten, wie die Leute Turennes, laut, ihn zu rächen. Die 9. leichte Halbbrigade erwarb an dieſem Tag den Namen der Unvergleichlichen, welchen ſie bis ans Ende unſerer Kriege behauptet hat. Nachdem ſie abgefeuert, formirte ſie ſich in geſchloſſener Colonne und ſtürzt ſich auf die tiefe Maſſe der Oeſterreicher. Bei ihrem Anblick wichen die beiden Regimenter, welche an der Spitze des öſterreichiſchen Heeres daher kamen, in Unordnung zurück auf die zweite Linie und verſchwanden in ihren Reihen. Die Colonne der Grenadiere Lattermanns befindet ſich nun allein an der Spitze und empfängt dieſen Stoß, wie es Kerntruppen geziemt: ſie hält Stand. Der Kampf entſpinnt ſich auf beiden Seiten der Straße. Die 9. leichte Halbbrigade wird zur Linken von den wieder geſammelten Truppen Victors unterſtützt, zur

Rechten von der 30. und der 59. Halbbrigade der Diviſion Boudet, welche ihrer Bewegung gefolgt waren. Die Grenadiere Lattermanns vertheidigten ſich mit Mühe, als plötzlich ein unvermuthetes Gewitter über ſie losbrach. Kellermann, welcher auf Begehren Deſaix's Befehl zum Angriff erhalten, kommt zwiſchen den Corps von Lannes und Deſaix angeſprengt, ſtellt einen Theil ſeiner Schwadronen im rechten Winkel auf, um Front gegen die herabkommende öſterreichiſche Reiterei zu machen, und fällt mit den übrigen den durch Boudets Fußvolk von vorn angegriffenen Grenadieren in die Flanke. Dieſer mit ungewöhnlicher Kraft ausgeführte Angriff bricht die Colonne in zwei Hälften. Kellermanns Dragoner hauen links und rechts ein, bis die von allen Seiten gedrängten Grenadiere das Gewehr ſtrecken. 2000 von ihnen geben ſich gefangen. Zach an ihrer Spitze überliefert ſeinen Degen. Somit ſind die Oeſterreicher für das Ende der Schlacht ohne Leitung, denn Melas, der den Sieg ſicher gewonnen glaubte, war nach Aleſſandria zurückgekehrt. Kellermann begnügt ſich nicht damit, wirft ſich auf die Dragoner Lichtenſteins und treibt ſie in die Flucht. Dieſe ziehen ſich auf das Centrum der ihrigen zurück, welches ſich Lannes gegenüber in der Ebene deployirte, und veranlaßten darin einige Verwirrung. Nun rückt Lannes vor und ſtößt mit Nachdruck auf das erſchütterte Centrum der Oeſterreicher, während die Conſulargarde und Carra-Saint-Cyr von Neuem auf das ihnen nahe Caſtel-Ceriolo rücken. Auf der ganzen Linie zwiſchen San Giuliano und Caſtel-Ceriolo ſind die Franzoſen wieder zum Angriff übergegangen und rücken vor, freudetrunken, da ſie den Sieg ſich wieder auf ihre Seite

neigen ſehen. Ueberraſchung und Entmuthigung ſind jetzt auf Seiten der Oeſterreicher.

Bewunderungswürdige Macht des beharrlichen Willens, der das Glück wieder auf ſeine Seite ziehen will! Von San Giuliano bis Caſtel-Ceriolo rückt die ſchräge Linie der Franzoſen im Sturmſchritt vor und drängt die Oeſterreicher zurück, welche erſtaunen, daß ſie eine neue Schlacht zu liefern haben. Carra-Saint-Cyr hat bald das Dorf Caſtel-Ceriolo wieder erobert, und Ott, der anfangs über dies Dorf hinausgegangen war, fürchtet jetzt, überflügelt zu werden und denkt auf den Rückzug, ehe er ſeine Verbindungslinie verloren hätte. Ein paniſcher Schrecken erfaßt ſeine Reiterei. Sie entflieht im Galopp unter dem Ruf: „An die Brücken!" Jeder will zuerſt an den Bormidabrücken ſein. Ott, mit den Truppen Vogelſangs durch Caſtel-Ceriolo zurückgehend, muß ſich durch die Franzoſen durchſchlagen. Es gelingt ihm, und eilends kehrt er an die Ufer der Bormida zurück, denen Alles wie raſend zuſtürzt.

Die Generale Kaim und Haddik ſuchen vergebens, ſich im Centrum zu behaupten. Lannes läßt ihnen keine Möglichkeit dazu, wirft ſie nach Marengo und will ſie in den Fontanone und aus dieſem in die Bormida ſprengen. Doch die Grenadiere Weidenfels widerſtehen einen Augenblick, um dem bis Caſſina Groſſa vorgerückten O'Reilly Zeit zur Rückkehr zu geben. Die öſterreichiſche Reiterei verſucht einige Angriffe, um den Marſch der Franzoſen aufzuhalten. Aber ſie wird durch die von Beſſières und dem jungen Beauharnais angeführten reitenden Grenadiere der Conſulargarde zurückgetrieben. Endlich ſtürzen ſich Lannes und Victor mit vereinigter Macht auf Marengo und werfen O'Reilly

und die Grenadiere Weidenfels über den Haufen. Auf den Bormidabrücken wächſt die Verwirrung mit jedem Augenblick. Da die Brücken den Zudrang nicht faſſen können, ſo werfen ſich viele in das Waſſer, um durchzuwaten. Der Führer einer Kanone verſucht durch das Waſſer zu fahren. Es gelingt ihm und alles Geſchütz will ſeinem Beiſpiel folgen, aber ein Theil der Fuhrwerke fährt ſich in dem Flußbett feſt. Die Franzoſen, hitzig nachſetzend, bemächtigten ſich der Kanonen, des Gepäcks, der Pferde und der Mannſchaften. Der unglückliche Melas, welcher vor zwei Stunden ſein Heer als ſiegend verlaſſen hatte, war auf das Gerücht von dieſem Wechſel herbeigeeilt und traute kaum ſeinen Augen. Er war in Verzweiflung.

Dies war die blutige Schlacht bei Marengo, welche, wie wir bald ſehen werden, einen unermeßlichen Einfluß auf das Geſchick Frankreichs und der Welt hatte. Sie gab für den Augenblick der Republik den Frieden und etwas ſpäter dem Erſten Conſul das Kaiſerthum. Der Sieg ward hartnäckig ſtreitig gemacht, und es verlohnte ſich der Mühe. Nie war ein Erfolg bedeutſamer für beide Gegner. Melas ſchlug ſich, um einer entſetzlichen Capitulation zu entgehen, und Bonaparte hatte an dieſem Tag ſein ganzes Glück aufs Spiel geſetzt. Die Verluſte waren im Verhältniß zur Zahl der Streiter ungeheuer. Die Oeſterreicher verloren etwa 8000 Mann an Todten und Verwundeten und über 4000 Gefangene. Ihr Generalſtab war fürchterlich gezehntet: Haddik war getödtet, Vogelſang, Lattermann, Bellegard, Lamarſeille, Gottesheim waren verwundet und mit ihnen eine große Zahl von Offizieren. Sie verloren demnach an Mannſchaft, die

kampfunfähig gemacht oder gefangen war, ein Drittel ihres Heeres, wenn daſſelbe, wie allgemein behauptet wurde, 36 bis 40,000 Mann ſtark war. Die Franzoſen hatten 6000 Todte und Verwundete und 1000 Gefangene, alſo ein Viertheil von 28,000 an der Schlacht Theil nehmenden Soldaten. Ihrem Generalſtab war es nicht beſſer ergangen als dem öſterreichiſchen. Die Generale Mainony, Rivaud, Malher und Champeaux waren verwundet, der letztere tödtlich. Der größte Verluſt war der Tod Deſaix. Seit zehn Kriegsjahren hatte Frankreich keinen ſchmerzlicheren erlitten. In den Augen des Erſten Conſuls war er groß genug, um ihm die Freude am Sieg zu verbittern. Sein Secretär Bourienne eilte herbei, um ihm zu dem wunderbaren Triumph Glück zu wünſchen, und ſagte: „Welch ſchöner Tag!“ — „Ja,“ antwortete Bonaparte, „ein ſchöner Tag, wenn ich heut Abend Deſaix auf dem Schlachtfeld hätte umarmen können. Ich hatte im Sinn, ihn zum Kriegsminiſter zu machen; ich würde ihn zum Fürſten gemacht haben, wenn ich gekonnt hätte.“ — Der Sieger von Marengo dachte noch nicht, daß er bald denen, welche ihm dienten, Kronen würde geben können. Deſaix lag bei San Giuliano auf dem großen Blutfeld. Sein Adjutant Savary, der ſeit langer Zeit dieſe Stelle bei ihm bekleidete, ſuchte ihn unter den Todten, erkannte ihn an ſeinem ſtarken Haarwuchs, hob ihn mit frommer Sorgfalt auf, wickelte ihn in einen Huſarenmantel, legte ihn auf ſein Pferd und brachte ihn ins Hauptquartier zu Torre di Garofolo.

Obwohl die Ebene von Marengo von franzöſiſchem Blut überſtrömt war, herrſchte doch Freude unter den

Truppen. Gemeine und Generale fühlten die Verdienſtlichkeit ihres Verhaltens und ermaßen die unendliche Wichtigkeit eines im Rücken des Feindes davongetragenen Siegs. Die Oeſterreicher hingegen waren in Beſtürzung. Sie wußten, daß ſie umringt und genöthigt waren, ſich dem Willen des Siegers zu fügen. Melas, dem an dieſem Tag zwei Pferde unter dem Leib getödtet worden waren, hatte ſich ungeachtet ſeines hohen Alters benommen, wie es der jugendkräftigſte Mann in ſeinem Heer nicht beſſer hätte thun können. Er war vom tiefſten Schmerz erfüllt. In der Meinung, er ſei Sieger, war er, um ſich ein wenig auszuruhen, nach Aleſſandria zurückgekehrt. Jetzt ſah er ſein Heer, zur Hälfte vernichtet, durch alle Ausgänge fliehen und ſein Geſchütz den Franzoſen Preis geben oder es im Sumpfboden der Bormida ſtecken laſſen. Zu allem Unglück war auch Zach, der Chef ſeines Generalſtabs, der ſein ganzes Vertrauen genoß, in der Gefangenſchaft der Franzoſen. Vergebens ſah er ſich unter ſeinen Generalen um. Keiner wollte ihm einen Rath geben; alle verwünſchten den Wiener Hof, welcher ſie in ſo heilloſen trügeriſchen Hoffnungen erhalten und ſie damit in einen Abgrund geſtürzt hatte. — Indeß ein Entſchluß mußte gefaßt werden; aber welcher..? Kämpfen, um ſich Luft zu machen? Man hatte es gethan, und es war nicht gelungen. Sich nach Genua zurückziehen? oder über den oberen Po gehen, um am Teſſin durchzubrechen? Aber dieſe Auswege, ſchon ſchwierig vor der Schlacht, waren unmöglich, ſeitdem ſie geliefert und verloren war. Einige Stunden hinterwärts in der Gegend von Acqui ſtand Suchet mit dem Heer von Ligurien; vor Aleſſandria befand ſich Bona-

parte mit dem ſiegreichen Reſerveheer. Es war voraus=zuſehen, beide würden demnächſt zuſammenſtoßen und die Straße nach Genua abſchneiden. Moncey, der mit den aus Deutſchland gekommenen Truppen den Teſſin bewachte, konnte von Bonaparte in eben ſo kurzer Zeit Hülfe erhalten, als erforderlich war, um zu ihm zu marſchiren. Auf keiner Seite alſo war Ausſicht auf Rettung. Man mußte bei dem peinlichen Gedanken an Capitulation ſtehen bleiben und ſich glücklich ſchätzen, wenn man durch das Aufgeben von Italien das öſter=reichiſche Heer rettete und vom Edelmuth des Siegers erlangte, daß dies Heer nicht kriegsgefangen würde. Demnach ward beſchloſſen, einen Parlamentär an Bo=naparte zu ſchicken, um eine Unterhandlung anzuknüpfen. Der Fürſt von Lichtenſtein ward beauftragt, ſich am Morgen des nächſten Tages, 15. Juni (26. Prairial) ins franzöſiſche Hauptquartier zu begeben.

Der Erſte Conſul ſeinerſeits hatte viele Gründe, ſich in Unterhandlung einzulaſſen. Sein Hauptzweck war erreicht: Italien war in einer einzigen Schlacht befreit. Nach dem ſo eben davon getragenen Sieg, welcher die Einſchließung der Oeſterreicher vollſtändig machte, war er ſicher, die Raumung Italiens zu er=langen. Streng genommen hätte er verlangen können, daß die Beſiegten die Waffen ſtreckten und ſich als Ge=fangene ergäben. Aber wenn man das Ehrgefühl dieſer wackern Leute verletzte, trieb man ſie vielleicht zu einer Handlung der Verzweiflung. Unnöthiges Blutvergießen und vornehmlich Zeitverluſt wäre die Folge geweſen. Bonaparte war über einen Monat von Paris entfernt, und es lag ihm daran, baldigſt dahin zurückzukehren. Wir hatten einen Gefangenen, welcher ein trefflicher

Vermittler ſein konnte: den General Zach. Der Erſte Conſul beſprach ſich mit ihm, äußerte in ſeiner Gegenwart den aufrichtigen Wunſch, Frieden zu ſchließen, und ſeine Geneigtheit, das öſterreichiſche Heer zu ſchonen und ihm die ehrenvollſten Bedingungen zu bewilligen. Mittlerweile war der öſterreichiſche Parlementär angekommen. Vor ihm offenbarte Bonaparte dieſelben Abſichten, wie vor Zach, und beide beauftragte er, ſich mit Berthier zu Melas zu begeben, um die Grundlagen einer Capitulation zu verabreden. Nach ſeiner unter allen Umſtänden dieſer Art befolgten Gewohnheit erklärte er ein für alle Mal die von ihm bereits in Gedanken entworfenen Bedingungen mit der Verſicherung, daß keine Unterredung ihn zu einer Abänderung derſelben bringen würde. So geſtand er zu, nicht zu verlangen, daß das öſterreichiſche Heer für kriegsgefangen erklärt würde. Er wollte es recht gern mit allen Kriegsehren abziehen laſſen, aber er verlangte, daß auf der Stelle alle Plätze Liguriens, Piemonts, der Lombardei und der Legationen übergeben würden, und daß die Oeſterreicher ganz Italien bis an den Mincio räumten. Die Unterhändler gingen ſogleich nach dem öſterreichiſchen Hauptquartier ab.

Die Bedingungen, welche ſie mitbrachten, waren freilich hart, aber natürlich und ſogar großmüthig. Nur eine war ſchmerzlich, faſt demüthigend: die Rückgabe Genuas, deſſen Beſitznahme ſo viel Blut gekoſtet und deſſen Beſitz nur ſo wenige Tage gedauert hatte. Augenſcheinlich konnte aber der Sieger von dieſer Bedingung nicht abgehen. Melas ſchickte ſeinen Hauptunterhändler zum Erſten Conſul, um einige Einwendungen gegen den vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand zu machen.

„Herr,“ entgegnete Bonaparte lebhaft, „meine Bedingungen ſind unwiderruflich. Nicht ſeit geſtern erſt führe ich Krieg. Ich kenne Ihre Lage ſo gut, wie Sie ſelber. Sie ſind in Aleſſandria, mit Todten, Verwundeten und Kranken überladen, von Lebensmitteln entblößt, des Kerns Ihrer Truppen beraubt und von allen Seiten eingeſchloſſen. Ich könnte Alles verlangen, aber ich achte die grauen Haare Ihres Generals und die Tapferkeit Ihrer Soldaten und verlange nichts weiter, als was die gegenwärtige Lage der Dinge gebieteriſch fordert. Kehren Sie nach Aleſſandria zurück und ſeien Sie überzeugt, andere Bedingungen erhalten Sie nicht, Sie mögen machen, was Sie wollen.“

Das Uebereinkommen ward noch an demſelben Tag, 15. Juni, zu Aleſſandria unterzeichnet gemäß den von Bonaparte vorgeſchlagenen Grundlagen. Erſtlich ward ausgemacht, die Waffen ſollten in Italien ruhen, bis eine Antwort von Wien eingetroffen ſei. Würde dort das Uebereinkommen genehmigt, dann ſollte den Oeſterreichern frei ſtehen, ſich mit allen Kriegsehren hinter die Linie des Mincio zurückzuziehen. Die Oeſterreicher verpflichteten ſich, beim Rückzug die von ihnen beſetzten Feſtungen den Franzoſen zu übergeben. Die Schlöſſer von Tortona, Aleſſandria, Mailand, Arona und Piacenza ſollten zwiſchen dem 16. und 20. Juni (27. Prairial bis 1. Meſſidor), die Schlöſſer von Ceva und Savona und die Plätze Coni und Genua zwiſchen dem 16. und 24. Juni, die Burg von Urbino am 26. Juni übergeben werden Das öſterreichiſche Heer ſollte in drei Colonnen getheilt werden, welche ſich eine nach der andern zurückziehen würden, in demſelben Verhältniß, wie die Plätze übergeben würden. Die ungeheuern von

Melas in Italien aufgehäuften Vorräthe wurden gleich getheilt, das Geſchütz aus den italieniſchen Gießereien ward dem franzöſiſchen Heer überlaſſen, das aus den öſterreichiſchen dem kaiſerlichen Heer. Nach Räumung der Lombardei bis an den Mincio ſollten die Kaiſerlichen ſich auf folgende Linie beſchränken: der Mincio, die Foſſa Maeſtra, das linke Poufer von Borgo Forte bis zur Mündung am adriatiſchen Meer. Peschiera und Mantua blieben dem öſterreichiſchen Heer. Ohne nähere Erklärung war geſagt, daß die in Toscana befindliche Abtheilung dieſes Heeres ferner dieſe Provinz beſetzt halten ſollte. Von den Gebieten des Papſtes und des Königs von Neapel konnte in dieſer Uebereinkunft nicht die Rede ſein, da dieſe Fürſten den Begebenheiten in Oberitalien fremd waren. Würde die Capitulation vom Kaiſer nicht genehmigt, ſo ſollte man zehn Tage Zeit haben, ſich einander von der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten zu benachrichtigen. Einſtweilen ſollten von keiner Seite Truppen nach Deutſchland entſendet werden dürfen.

Dies war der Inhalt der berühmten Uebereinkunft von Aleſſandria, welche in einem Tag Frankreich Ober-Italien und folgeweiſe ganz Italien wieder verſchaffte. Man hat ſpäter dem Feldmarſchall viele und harte Vorwürfe über dieſen Feldzug und dieſe Uebereinkunft gemacht. Man muß gerecht ſein gegen das Unglück, zumal wenn ihm ein ehrenhaftes Verhalten zur Seite ſteht. Melas war über das Daſein des Reſerveheeres getäuſcht durch das Wiener Cabinet, welches ihn fortwährend in trügeriſchen Hoffnungen erhielt. Vorwerfen kann man ihm, daß er nach dem Schwinden der Täuſchung ſeine Truppen weder ſchnell noch vollſtändig

genug zuſammengezogen und zu viel Mannſchaft in den feſten Plätzen gelaſſen, denn nicht hinter ihren Mauern, ſondern auf dem Schlachtfeld von Marengo mußten dieſe Feſtungen vertheidigt werden. Abgeſehen von dieſem Fehler muß man geſtehen, daß Melas ſich benahm, wie herzhafte Leute thun, wenn ſie umringt ſind: er ſuchte ſich Bahn zu machen mit dem Degen in der Fauſt. Er verſuchte es muthig und wurde beſiegt. Von nun an war ihm nur noch Eins möglich: die Freiheit ſeines Heeres zu retten; denn Italien war unwiederbringlich für ihn verloren. Er konnte nicht mehr erlangen, als ihm zugeſtanden wurde. Er hätte ſelbſt noch größere Demüthigungen ſich gefallen laſſen müſſen, wenn der Sieger gewollt hätte. Auf der andern Seite that der Sieger wohl, nicht mehr zu verlangen; denn hätte er dieſe wackern Leute demüthigen wollen, ſo hätte er ſie damit zu einem verzweifelten Kampf auf Tod und Leben treiben und eine koſtbare Zeit verlieren können, während ſeine Anweſenheit zu Paris nöthig war. Melas iſt zu beklagen, und das Verfahren des Siegers iſt ohne Rückhalt zu bewundern. Bonaparte verdankte die wunderbaren Erfolge dieſes Feldzugs nicht dem Zufall, ſondern den tiefſten Berechnungen und deren ausgezeichneter Ausführung.

Tadler haben dem General Kellermann den Gewinn der Schlacht bei Marengo und alle Folgen deſſelben zuſchreiben wollen. Soll Bonaparte einmal dieſes Ruhms beraubt werden, warum will man ihn dann nicht dem edlen Opfer des glücklichſten Gedankens zuſchreiben, dem General Deſaix, der die Befehle ſeines Oberfeldherrn errieth, bevor er ſie empfing, und ihm den Sieg und ſein Leben darbrachte? Warum ſollte man den Ruhm

nicht auch dem unerſchrockenen Vertheidiger von Genua zuſchreiben, welcher, indem er die Oeſterreicher auf dem Apennin zurückhielt, dem General Bonaparte Zeit gab, von den Alpen herabzukommen, und ihm den Feind halb vernichtet überlieferte? Demnach wären Kellermann, Deſaix und Maſſena die wahren Sieger von Marengo. Aber in dieſer Welt hat immerdar der Zuruf der Völker den Sieg zuerkannt, und der Zuruf der Völker hat denjenigen für den Sieger von Marengo erklärt, welcher mit dem Blick des Genius den Vortheil entdeckte, welchen man von den Hochalpen ziehen konnte, um im Rücken der Oeſterreicher nach Italien zu kommen, — der drei Monate lang die Wachſamkeit des Feindes getäuſcht, — der ein Heer geſchaffen und dieſe Schöpfung für ganz Europa unglaublich gemacht hatte, der ohne gebahnten Weg über den Bernhard gegangen, unvermuthet in dem erſtaunten Italien erſchienen war, mit wunderbarer Kunſt ſeinen Gegner umgarnt und ihm eine entſcheidende Schlacht geliefert hatte, welche am Morgen verloren, am Abend wieder gewonnen war und die, wenn es nicht ſchon an demſelben Tage geſchehen wäre, ſicher am folgenden Tage wieder gewonnen worden ſein würde, da außer den 6000 Mann Deſair's noch 10,000 vom Teſſin herbeieilende und 10,000 am untern Po ſtehende das unfehlbare Mittel zur Vernichtung des feindlichen Heeres darboten. Angenommen, die Oeſterreicher wären am 14. Juni Sieger geblieben und in die enge Straße von la Stradella vorgerückt, ſo hätten ſie zu Piacenza die Generale Duhesme und Loiſon bereit gefunden, ihnen den Uebergang über den Po ſtreitig zu machen, und hinter ihnen wäre Bonaparte geweſen, verſtärkt durch Deſaix und

Moncey. Was hätten ſie nun in dieſer Mausfalle machen wollen, wo ſie durch einen wohlvertheidigten Fluß aufgehalten und von einem an Zahl überlegenen Heere verfolgt wurden? Ihre Niederlage würde hier noch ſchrecklicher geweſen ſein, als in den Gefilden der Bormida. — Der wahre Sieger von Marengo iſt alſo der, welcher durch ſeine wunderbaren, einzig in der Geſchichte daſtehenden Berechnungen das Glück bemeiſtert hat.

Uebrigens gingen ihm ſeine Unterbefehlshaber trefflich an die Hand. Man braucht keinen Ruhm zu opfern, um den ſeinigen zu erhöhen. Zu ſeinem Triumph haben beigetragen, Maſſena durch heldenmüthige Vertheidigung von Genua, Deſaix durch eine glückliche Entſchließung, Lannes durch unvergleichliche Feſtigkeit in der Ebene von Marengo, Kellermann durch einen ſchönen Reiterangriff. Er belobnte ſie alle aufs Glänzendſte, und dem Tode Deſaix's weihte er den edelſten Schmerz. Er verordnete großartige Ehrenbezeugungen für den Mann, welcher dem Vaterland einen ſo großen Dienſt geleiſtet hatte. Er nahm ſeine militäriſche Familie zu ſich: ſeine beiden Adjutanten Rapp und Savary.

Bevor der Erſte Conſul das Schlachtfeld von Marengo verließ, wollte er dem deutſchen Kaiſer einen neuen Brief ſchreiben. Obwohl ihm auf den erſten nur eine indirekte von Thugut an Talleyrand gerichtete Antwort zugegangen war, ſo glaubte er doch, daß der Sieg ihm verſtattete, zurückgewieſene Anträge zu erneuern. In dieſem Augenblicke hegte er den glühendſten Wunſch nach Frieden. Er fühlte, daß ſeine wahre Aufgabe war, Frankreich den Frieden im Innern zu geben, nachdem er ihm Frieden nach außen verſchafft,

und daß die Erfüllung dieſer Aufgabe ſeiner im Entſtehen begriffenen Herrſchergewalt das Siegel der Rechtmäßigkeit beſſer aufdrücken würde, als neue Siege vermöchten. Der lebhafteſten Eindrücke fähig, war er ungewöhnlich ergriffen worden durch den Anblick der Ebene von Marengo, auf welcher der vierte Theil beider Heere in ſeinem Blut lag. Unter dem Einfluß dieſer Gefühle faßte er einen ziemlich ſonderbaren Brief an den Kaiſer ab. „Auf dem Schlachtfeld,“ ſagte er, „umgeben von dem Jammer unzähliger Verwundeter und von den Leichnamen von 15,000 Menſchen beſchwöre ich Ew. Majeſtät auf die Stimme der Menſchlichkeit zu hören und nicht zuzugeben, daß zwei wackere Nationen ſich einander umbringen für eine Sache, die ihnen fremd iſt. An mir iſt es, in Ew. Majeſtät zu dringen, da ich dem Kriegsſchauplatz näher bin, als Sie. Ihr Herz kann nicht ſo lebhaft ergriffen ſein, wie das meinige ...“

Der Brief war lang. In demſelben erörterte Bonaparte mit der ihm eigenen Beredſamkeit in einer Sprache, welche nicht die der Diplomatie war, die Gründe, welche Oeſterreich und Frankreich noch haben könnten, gegen einander unter den Waffen zu bleiben. „Kämpfen Sie für Ihre Religion?“ fragte er. „Nun dann befriegen Sie die Ruſſen und die Engländer, die Feinde Ihres Glaubens, und ſein Sie nicht ihr Verbündeter! Wollen Sie ſich der revolutionären Grundſätze erwehren? Der Krieg hat ſie in der Hälfte Europas verbreitet, indem er die Eroberungen Frankreichs ausdehnte, und ſeine Fortſetzung muß ſie noch weiter verbreiten. Streiten Sie für das Gleichgewicht Europas? Dies Gleichgewicht iſt mehr durch die Engländer als durch uns bedroht. Sie ſind die Herren

und Tyrannen des Handels geworden, und niemand kann mehr gegen ſie ankämpfen, während Europa Frankreich ſtets in Schranken halten kann, wenn es ernſtlich die Unabhängigkeit der Nationen bedrohen wollte.“ (Dieſer Satz iſt leider richtig. Fünfzehn Kriegsjahre haben es nur zu ſehr bewieſen.) „Iſt es Ihnen,“ fuhr der kriegeriſche Diplomat fort, „um die Integrität des deutſchen Reichs zu thun? Ew. Majeſtät hat ja ſelber uns Mainz und die deutſchen Länder auf dem linken Rheinufer überliefert. Und dann verlangt das Reich dringend, daß Sie ihm den Frieden ſchenken. Oder kämpfen Sie etwa für das Beſte des Hauſes Oeſterreich? Dies wäre natürlich. Aber laſſen Sie uns den Frieden von Campo Formio vollziehen, welcher Ew. Majeſtät bedeutende Entſchädigungen für die verlorenen Niederlande gibt und dieſe Entſchädigungen Ihr da ſichert, wo Sie dieſelben am liebſten haben will, in Italien. Ew. Majeſtät ſchicke an einen beliebigen Ort Unterhändler, und wir wollen zu dem Vertrag von Campo Formio Beſtimmungen hinzufügen, welche Ew. Majeſtät beruhigen können über das Daſein der Staaten zweiten Rangs, die insgeſammt erſchüttert zu haben, man der franzöſiſchen Republik vorwirft.“ — Der Erſte Conſul ſpielte hier an auf Holland, die Schweiz, Piemont, den Kirchenſtaat, Toscana, Neapel, welche das Direktorium revolutionirt hatte. — „Unter dieſen Bedingungen,“ ſchloß er, „iſt der Friede gemacht. Möge der Waffenſtillſtand für alle Heere gelten, und die Unterhandlung unverzüglich begonnen werden.“

Saint-Julien, einer der Generale, welche das Vertrauen des Kaiſers beſaßen, erhielt den Auftrag, dieſen

Brief ſammt der Uebereinkunft von Aleſſandria nach Wien zu bringen.

Einige Tage ſpäter, als er ein wenig von ſeinen erſten Eindrücken zurückgekommen war, empfand der Erſte Conſul eine Reue, wie ſie ihm oft gekommen iſt, wenn er dem Gefühl des Augenblicks folgend, ein wichtiges Schreiben verfaßt hatte, ohne kältere Köpfe um Rath gefragt zu haben. Indem er die Conſuln von ſeinem Schritt benachrichtigte, ſagte er ihnen: „Ich habe einen Courier an den Kaiſer abgefertigt mit einem Brief, den der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Ihnen mittheilen wird. Sie werden denſelben etwas originell finden. Er iſt eben auf einem Schlachtfeld geſchrieben. (22. Juni.)

Nachdem Bonaparte von ſeinem Heer Abſchied genommen, reiſ'te er am Morgen des 17. Juni (28. Prairial), drei Tage nach dem Sieg bei Marengo, nach Mailand ab. Dort wurde er mit lebhafter Ungeduld erwartet. Am ſpäten Abend langte er an. Das Volk war benachrichtigt. Es drängte ſich in den Straßen, ihn kommen zu ſehen, und warf unter Freudengeſchrei Blumen in ſeinen Wagen. Die Stadt war beleuchtet mit einem Glanz, wie ihn nur die Jaliener bei ihren Feſten zu entfalten verſtehen. Die Lombarden, welche zehn bis zwölf Monate das durch den Krieg und die Gewaltſamkeit der Umſtände ſo viel härter gewordene Joch der Oeſterreicher getragen, zitterten bei dem Gedanken, wieder unter daſſelbe zu kommen. Unter den Wechſelfällen dieſes kurzen Feldzugs hatten ſie die entgegengeſetzteſten Gerüchte gehört, die ſchwerſte Angſt ausgeſtanden und waren entzückt, endlich ihre Befreiung geſichert zu ſehen. Bonaparte ließ auf der Stelle die

Wiederherſtellung der cisalpiniſchen Republik ausrufen und beeilte ſich, einige Ordnung in die Angelegenheiten Italiens zu bringen, deſſen Geſtalt durch ſeinen letzten Sieg völlig verändert war.

Wir haben bereits geſagt, daß der von der furchtbaren Coalition der Ruſſen, Engländer und Oeſterreicher unternommene Krieg, welcher die Wiedereinſetzung der durch die angeblichen Eingriffe des Directoriums geſtürzten Fürſten bezweckte, Niemanden wieder eingeſetzt hatte. Der Beherrſcher von Piemont war zu Rom, der Großherzog von Toscana in Oeſterreich, der Papſt war zu Valence geſtorben, und ſeine Provinzen waren von den Neapolitanern eingenommen. Nur die königliche Familie von Neapel, völlig in der Hand der Engländer, befand ſich in ihren Staaten, wo ſie die blutigſte Reaction duldete. Die Königin von Neapel, der Ritter Acton und Lord Nelſon erlaubten abſcheuliche Grauſamkeiten, wenn ſie dieſelben nicht befahlen. Alles das mußte mit dem Sieg der franzöſiſchen Republik anders werden. Die Menſchlichkeit verlangte es eben ſo ſehr, wie die Politik.

Der Erſte Conſul ſetzte vorläufig zu Mailand eine Regierung ein, bis er die cisalpiniſche Republik reorganiſirte und ihr feſte Grenzen geben könnte, was nur bei Abſchluß des Friedens möglich war. Dem Herrſcher von Piemont glaubte er nicht mehr Rückſichten ſchuldig zu ſein, als Oeſterreich ihm bewieſen hatte; er beeilte ſich alſo nicht, ihn wieder einzuſetzen. An ſeine Stelle ließ er eine proviſoriſche Regierung treten und ernannte zum Commiſſär bei dieſer Regierung mit dem Auftrag, ſie zu leiten, den General Jourdan. Lange ſchon hegte er den Wunſch, dieſen ehrlichen, vernünftigen Mann,

der wenig zum Haupt der franzöſiſchen Anarchiſten taugte, von der Seite ſeiner Feinde abzuziehen. Piemont wurde ſo zurückbehalten, in der Abſicht, beim Frieden darüber zu verfügen, ſei es zum Vortheil der franzöſiſchen Republik, ſei es als über ein Pfand der Verſöhnung mit Europa, wenn die unter dem Directorium vernichteten Staaten zweiten Rangs wiederhergeſtellt werden ſollten. Toscana ſollte durch öſterreichiſche Truppen beſetzt bleiben. Bonaparte ließ es beobachten und war bereit, zuzugreifen, wenn die Engländer darin landeten oder wenn darin ferner Mannſchaften gegen Frankreich ausgehoben würden. In Betreff Neapels ſagte und that er nichts, abwartend, welche Wirkung ſein Sieg auf den dortigen Hof hervorbringen würde. Schon traf die erſchreckte Königin von Neapel Anſtalt, nach Wien zu gehen, um die Unterſtützung Oeſterreichs und vornehmlich Rußlands anzurufen.

Nun war noch der römiſche Hof übrig. Hier verwickelten ſich die weltlichen Intereſſen mit den wichtigſten geiſtlichen Intereſſen. Pius VI. war, wie wir geſehen haben, in Frankreich als Gefangener des Directoriums geſtorben. Der Erſte Conſul, treu ſeiner Politik, hatte ihm die letzten Ehren erweiſen laſſen. Zu Venedig hatte ſich ein Conclave verſammelt und mit vieler Mühe vom öſterreichiſchen Cabinet die Erlaubniß erlangt, dem verſtorbenen Papſt einen Nachfolger zu geben. Fünfunddreißig Cardinäle wohnten dieſem Conclave bei. Der Secretär dieſes Conclave war Monſignor Conſalvi, ein junger, ehrgeiziger, durch ſeine Geſchmeidigkeit, ſeinen Scharfblick und ſeinen Geiſt ausgezeichneter römiſcher Prieſter, der ſeitdem bei den

wichtigſten Angelegenheiten des Jahrhunderts betheiligt geweſen iſt. Das Conclave war, wie es bei allen politiſchen und kirchlichen Wahlen gewöhnlich iſt, getheilt. Zweiundzwanzig ſeiner Mitglieder hielten zu dem Cardinal Braschi, Neffen des letzten Papſtes, und wollten den Cardinal Belliſomi, Biſchof von Ceſena, auf den päpſtlichen Stuhl erheben. Diejenigen, welche die Herrſchaft der Familie Braschi zu Rom nicht verewigen wollten, hielten zum Cardinal Antonelli und ſtimmten für den Cardinal Mattei, den Unterzeichner des Friedens von Tolentino. Aber ſie hatten nur dreizehn Stimmen. Mehrere Monate lang war dieſer ſtille aber hartnäckige Kampf fortgeführt worden. Keiner der beiden Bewerber hatte bis jetzt dem andern Stimmen abgewonnen. Nun dachte man an den gelehrten Cardinal Gerdil, welcher ſich bei den Controverſen im vergangenen Jahrhundert ausgezeichnet hatte. Dieſer neue Candidat war ein Savoyard und ſeit den Siegen der Republik Unterthan Frankreichs. Oeſterreich übte gegen ihn ſein Ausſchließungsrecht. Um zu einem Ende zu kommen, fielen zwei Stimmen vom Cardinal Mattei ab und verſprachen, ſich mit dem Cardinal Belliſomi zu verbinden, ſo daß dieſem 24 Stimmen geſichert waren; die von den Kirchengeſetzen zur Gültigkeit einer Wahl ſtreng erforderten zwei Drittel aller Stimmen. Da man ſich auf öſterreichiſchem Gebiet befand, ſo hatte man paſſend gefunden, dem Wiener Hof insgeheim dieſe Wahl zur Genehmigung anzumelden. Der Hof beging den Fehler, einen Monat ohne Antwort hingehen zu laſſen. Die Empfindlichkeit der Kirchenfürſten ward hierdurch verletzt. Gleichzeitig fielen die Parteien auseinander und die Wahl des Cardinal Bel-

liſomi ward unmöglich. Dieſen Augenblick der Unordnung und Ermattung hatte der gewandte Conſalvi abgewartet, um eine neue Candidatur auf die Bahn zu bringen, über die er lange im Stillen nachgedacht. Indem er gegen jede Partei die Sprache führte, welche Eingang bei ihr finden konnte, bewies er den Einen die Unbequemlichkeit der Herrſchaft der Braschi, den Andern, wie wenig man auf Oeſterreich und auf die andern chriſtlichen Höfe bauen könnte. Dann verwies er auf die alte, tiefe, ſcharfblickende römiſche Politik und öffnete den Ueberraſchten eine ganz neue Ausſicht. „Von Frankreich,“ ſagte er, „ſind uns ſeit zehn Jahren die Verfolgungen gekommen. Von Frankreich wird uns vielleicht in Zukunft Troſt und Hülfe kommen. Seit Karl dem Großen iſt Frankreich ſtets für die Kirche der nützlichſte, der am wenigſten unbequeme Beſchützer geweſen. Dort herrſcht jetzt ein außerordentlicher, bis jetzt noch ſchwer zu beurtheilender junger Mann. Ohne Zweifel wird er bald Italien wieder erobert haben.“ (Die Schlacht bei Marengo war noch nicht geliefert.) „Erinnert Euch, daß er im Jahr 1797 die Prieſter beſchützt und daß er neuerdings dem Papſt Pius VI. die letzte Ehre hat erweiſen laſſen. Von glaubwürdigen Zeugen ſind uns merkwürdige Worte berichtet, die er über die Religion und über den römiſchen Hof geſprochen hat. Die Hülfe, welche ſich von dieſer Seite darbieten möchte, dürfen wir nicht vernachläſſigen. Treffen wir eine Wahl, welche nicht als eine Feindſeligkeit gegen Frankreich angeſehen werden kann, eine Wahl, die ihm einigermaßen zuſagen dürfte, und wir werden vielleicht etwas für die Kirche nützlicheres thun,

als wenn wir uns von allen katholiſchen Höfen Candidaten erbitten.“

Dies war ſicherlich ein Schimmer des Geiſtes des römiſchen Hofes, der im Anfang dieſes Jahrhunderts noch einiges ſtarke Licht ausſtrahlen ſollte. Monſignor Conſalvi ſchob nun den Namen des Cardinals Chiaramonti, Biſchofs von Imola, vor. Eine beſſere Wahl konnte nicht getroffen werden zu dem vorgeſetzten Zweck. Dieſer Cardinal Chiaramonti, gebürtig von Ceſena, 58 Jahr alt, ein Verwandter Pius VI., von ihm mit dem römiſchen Purpur bekleidet, genoß wegen ſeines Verſtandes, ſeines Wiſſens und ſeiner milden Tugenden, der allgemeinen Achtung. Mit ſeinen einnehmenden Eigenſchaften verband er große Feſtigkeit. Früher hatte man ihn wider die Chicanen ſeines Ordens (der Benedictiner) und wider die Verfolgungen der Inquiſition mit ſiegreicher Beharrlichkeit kämpfen ſehen. Seine neueſte und am meiſten beſprochene Handlung war eine Predigt, die er als Biſchof von Imola bei der Einverleibung ſeines Sprengels in die cisalpiniſche Republik gehalten hatte. In derſelben hatte er von der franzöſiſchen Revolution mit einer Mäßigung *) geſprochen, welche den Sieger von Italien entzückt und den Fanatikern der alten Regierungsform großes Aergerniß gegeben hatte. Trotzdem war er allgemein geachtet. Er gefiel der Partei Braschis, war der entgegengeſetzten Partei nicht zuwider, ſagte allen Cardinälen zu, welche der langen

---

*) Dieſer Wiederherſteller des Jeſuitenordens hat damals gepredigt: Chriſtus ſei ein echter Demokrat geweſen, — gerade wie Hébert zu Paris drei Jahre vorher: Chriſtus ſei ein echter Sansculott geweſen, und ein wahrer Jakobiner müſſe nach Jeſu Lehre leben. Anmerk. des Ueberſ.

Dauer des Conclave überdrüſſig waren, und erſchien als eine glückliche Wahl für die, welche für die Zukunft viel von dem guten Willen Frankreichs hofften. Die unerwartete Zuſtimmung einer bedeutenden Perſon gab den Ausſchlag für ihn, während die einzige erhebliche Schwierigkeit ſeiner Wahl in ſeiner Weigerung der Annahme derſelben beſtand. Jene unerwartete Zuſtimmung war die des Cardinal Maury. Dieſer berühmte Kämpe für das alte franzöſiſche Königthum hatte ſich an den römiſchen Hof zurückgezogen und war für ſeine Kämpfe gegen Barnave und Mirabeau mit dem Cardinalshut belohnt worden. Er war ein Emigrant, aber ein ſehr geiſtreicher, verſtändiger Emigrant, der mit heimlichem Vergnügen den Gedanken aufnahm, ſich wieder an die Regierung Frankreichs anzuſchließen, nachdem der Ruhm ihn mit der Neuheit dieſer Regierung verſöhnt hatte. Er verfügte über ſechs Stimmen und gab dieſelben dem Cardinal Chiaramonti, welcher zum Papſt erwählt wurde, ungefähr in dem Augenblick, wo Bonaparte über den Bernhard nach Mailand kam.

Der neue Papſt war zu Venedig. Vom Wiener Hof konnte er nicht erlangen, daß er in der Marcuskirche gekrönt würde, und der Hof zu Neapel ſträubte ſich, ihm Rom herauszugeben. Faſt unvermuthet reiſte er von Venedig nach Ancona und unterhandelte dort wegen Räumung des Kirchenſtaats und wegen ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt. In dieſer mißlichen Lage konnte das gegen den heiligen Stuhl wohlwollend gewordene Frankreich ihm eine ſehr nützliche Unterſtützung gewähren, und die auffallende Vorausſetzung Conſalvis konnte ganz plötzlich in Erfüllung gehen. Das Zuſammentreffen der Erhebung des

Cardinals Chiaramonti auf den päpſtlichen Stuhl und des Generals Bonaparte zur Dictatur der franzöſiſchen Republik ſollte eine der auffallendſten und folgenreichſten Begebenheiten des Jahrhunderts werden.

Im Jahr 1796 hatte der junge Bonaparte als ein dem Directorium untergebener General noch nicht Alles wagen, noch nicht ſich einfallen laſſen können, der franzöſiſchen Revolution Lehren zu geben. Aber er hatte als ſolcher durch den Frieden von Tolentino den Papſt erhalten und ihm nur die Legationen genommen, um dieſelben der cisalpiniſchen Republik einzuverleiben. Jetzt, wo er Erſter Conſul war und thun konnte, was ihm gut däuchte, war er entſchloſſen, eine Menge von Dingen, welche die franzöſiſche Revolution vollendet hatte, wieder anders zu machen, und jetzt konnte er nicht ungewiß ſein, wie er gegen den neugewählten Papſt verfahren ſollte. Kaum war er nach Mailand zurückgekommen, ſo hielt er eine Zuſammenkunft mit dem Cardinal Martiniana, Biſchof von Vercelli und Freund von Pius VII. Er erklärte ihm ſeinen Entſchluß, mit dem heiligen Stuhl auf gutem Fuß zu leben, die franzöſiſche Revolution mit der Kirche zu verſöhnen und ſogar letztere gegen ihre Feinde zu unterſtützen, wenn der neue Papſt ſich billig zeigte und die jetzige Lage Frankreichs und der Welt begriffe. Dies dem alten Cardinal zugeraunte Wort war nicht verloren und ſollte bald reiche Früchte tragen. Der Biſchof von Vercelli ließ ſeinen eigenen Neffen, den Grafen Alciati nach Rom abgehen, um eine Unterhandlung anzuknüpfen.

Mit dieſer Eröffnung verband Bonaparte einen noch kühneren Schritt, den er ſich zu Paris nicht erlaubt haben würde, den er aber gern von weitem in Frank-

reich bemerkbar werden laſſen wollte, als ein Zeichen ſeiner Abſichten für die Zukunft. Die Italiener hatten ein feierliches Te Deum in dem alten Dom von Mailand veranſtaltet. Er wohnte demſelben bei und ſchrieb am 18. Juni (29. Prairial) den Conſuln: „Heute gehe ich in feierlichem Aufzug zu dem Te Deum, welches in der erzbiſchöflichen Kirche zu Mailand geſungen wird — mögen unſere Atheiſten in Paris dazu ſagen, was ſie wollen.“ (Archiv des Staatsſecretariats).

Nachdem er ſo die allgemeinen Angelegenheiten Italiens beſorgt, traf er einige nothwendige Anordnungen zur Vertheilung, Ernährung und Reorganiſation des Heeres in dem ererbten Lande. Die üble Laune des Vertheidigers von Genua ſchwand vor der ſchmeichelhaften Aufnahme, die er beim Erſten Conſul fand. Er erhielt den wohlverdienten Oberbefehl über das Heer in Italien. Dies Heer beſtand aus dem Corps, welches Genua vertheidigt hatte, aus dem, welches den Feind am Var abgewehrt, aus dem vom Bernhard herabgekommenen und aus dem von Moncey aus Deutſchland zugeführten. Das alles zuſammen bildete eine Maſſe von 80,000 bewährten Streitern. Der Erſte Conſul legte ſie in die reichen Ebenen des Po, um ſie von ihren Mühen ausruhen zu laſſen und ſie durch Ueberfluß für die erduldeten Entbehrungen zu entſchädigen.

Mit ſeiner gewohnten Vorſorge für die Zukunft gab Bonaparte Befehl, die Burgen und Citadellen zu ſprengen, welche die Ausgänge aus Frankreich nach Italien verſchloſſen. Demnach ward die Schleifung der Burgen von Arona, Bard und Seravalle und der Citadellen von Ivrea und Ceva angeordnet und vollzogen. Er beſtimmte Art und Maß der Steuern, welche zum Un-

terhalt des Heeres dienen ſollten, ließ die Conſulargarde abgehen und beſtimmte ihre Tagmärſche ſo, daß ſie zum Feſt des 14. Juli in Paris ſein konnte, welches er mit großem Glanz gefeiert wiſſen wollte. „Man muß ſich bemühen,“ ſchrieb er, „die Feier des 14. Juli glanzvoll zu machen, und Sorge tragen, daß ſie nicht eine Nachäffung der bisher ſtattgehabten Luſtbarkeiten ſei. Die Wagenrennen konnten gut ſein in Griechenland, wo man auf Wagen kämpfte. Bei uns wollen ſie nichts bedeuten.“ (Mailand, 22. Juni. — Archiv des Staatsſecretariats.) Er verbat ſich die Errichtung von Triumphbogen mit der Erklärung: er wolle keinen andern Triumphbogen, als die allgemeine Zufriedenheit.

Wenn der Erſte Conſul trotz allem, was ihn nach Paris zurückrief, zehn Tage in Mailand verweilte, ſo geſchah es, um der treulichen Ausführung des Vertrags von Aleſſandria ſicher zu ſein. Er mißtraute der Aufrichtigkeit der Oeſterreicher und glaubte ſelbſt einige Verzögerung in der Uebergabe der feſten Plätze zu bemerken. Berthiers Schwäche ſcharf tadelnd, gab er augenblicklich Befehl, die zweite und dritte Colonne von Melas Heer zurückzuhalten. Die erſte war bereits abgegangen. Es ſtand beſonders zu beſorgen, die Oeſterreicher möchten verſucht ſein, Genua den Engländern zu überliefern, ehe die Franzoſen wieder einrückten. Der Prinz von Hohenzollern weigerte ſich, ſei es aus eignem Antrieb, ſei es, daß die Engländer ihn dazu aufreizten, den Truppen Maſſenas einen Platz zurückzugeben, deſſen Eroberung ſo viel Mühe gekoſtet hatte. Als Melas dieſe Schwierigkeiten erfuhr, drang er ehrlich bei ſeinem Unterbefehlshaber auf Vollziehung des Ver-

trags von Aleſſandria und drohte ihm für den Fall der Weigerung, ihn den Folgen eines Treubruchs zu überlaſſen. Des Feldmarſchalls Worte fanden Gehör. Genua ward den Franzoſen wieder übergeben, am 24. Juni, zur Freude der liguriſchen Patrioten, welche in ſo wenigen Tagen von der Gegenwart der Oeſterreicher und von der Herrſchaft der Oligarchen befreit waren. So bewährte ſich das Wort Maſſenas: „Ich ſchwöre euch, vor vierzehn Tagen bin ich wieder in Genua.“

Nachdem dies alles geſchehen war, ging der Erſte Conſul am 24. Juni von Mailand ab mit Duroc, ſeinem Lieblingsadjutanten, mit Beſſières, dem Befehlshaber der Conſulargarde, mit ſeinem Secretär Bourienne und mit Savary, einem der beiden Offiziere, denen er zum Andenken an Deſaix bei ſeiner Perſon Dienſt gegeben. Zu Turin hielt er ſich einige Stunden auf, um Arbeiten an der Citadelle anzuordnen. Dann ging er über den Mont Cenis und zog unter Triumphbogen in Lyon ein umgeben von einer Bevölkerung, welche die vollbrachten Wunder anſtaunte. Die Lyoner, welche gleich ſehr von ſeinem Ruhm wie von ſeiner Politik eingenommen waren, drängten ſich in das Hôtel der Cöleſtiner, wo er abgeſtiegen war, und wollten ihn ſchlechterdings ſehen. Er mußte ſich ihnen zeigen. Bei ſeinem Anblick brach allgemeiner Freudenruf aus. Man bat ihn ſo dringend, den Grundſtein zum erſten Haus des wiederzuerbauenden Platzes Bellecour zu legen, daß er ſich dazu verſtehen mußte. Er brachte einen Tag in Lyon zu unter dem Zulauf alles Volks der Umgegend. Nachdem er an die Lyoner Worte gerichtet, welche ſie entzückten, indem ſie Wiederherſtellung des Friedens, der Ordnung und des Handels in nahe Ausſicht ſtellten,

ging er weiter nach Paris. Unterwegs lief von allen Seiten die Bevölkerung der Provinzen zu. Vom Glück begünſtigt, ſchwelgte er in ſeinem Ruhm. Und doch ſagte er zu ſeinen Reiſegefährten, mit welchen er ſich fortwährend unterhielt: „In weniger als zwei Jahren habe ich Kairo, Mailand und Paris erobert, und wenn ich morgen ſtürbe, würd' ich nur ein halbes Blatt in einer Weltgeſchichte einnehmen." Dies große Wort bezeichnet ſo recht ſeine unerſättliche Liebe zum Ruhm. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli langte er zu Paris an.

Seine Rückkehr war nöthig. Seine faſt zweimonatliche Abweſenheit von der Hauptſtadt hatte, beſonders in dem Augenblick, wo falſche Nachrichten von Marengo einliefen, Anlaß zu neuer Anſpinnung gewiſſer Ränke gegeben. Da man ihn für beſiegt ausgegeben und einen Augenblick gar todt geſagt hatte, waren die Ehrgeizigen an die Arbeit gegangen. Einige dachten an Carnot, andere richteten ihre Blicke auf Lafayette, welcher dem General Bonaparte ſeine Befreiung aus dem Kerker in Olmütz und ſeine Rückkehr nach Frankreich verdankte.*) Sie wollten aus Carnot oder aus Lafayette einen Präſidenten der Republik machen. Lafayette hatte nicht den geringſten Antheil an dieſen Ränken, und Carnot eben ſo wenig. Aber gegen den letzteren faßten Lucian und Joſeph Bonaparte ungerechten Argwohn, welchen ſie ihrem Bruder einflößten. Daher der ſpäter ausgeführte bedauerliche Entſchluß des Erſten Conſuls, dem Miniſter Carnot das Kriegsportefeuille abzunehmen.

---

*) Lafayette verſichert in ſeinen Memoiren das Gegentheil. Anmerkung des Ueberſetzers.

Man wollte ſelbſt bemerkt haben, daß Talleyrand und Fouché, die ſich einander haßten, eine Annäherung verſucht hätten, ohne Zweifel, um ſich zu verſtändigen und gemeinſchaftlich die Umſtände zu benutzen. Bei dem Mann, welcher am erſten berufen geweſen ſein möchte, eine Rolle zu ſpielen, falls Bonaparte von der Bühne abgetreten wäre, bei Sieyès war nichts zu bemerken. Er war aber auch der einzige, der ſo viel Zurückhaltung bewies. Uebrigens hatte das alles kaum Zeit, ſchwach zum Vorſchein zu kommen, denn die ſchlimmen Nachrichten wurden ſchnell durch die guten vermiſcht. Im Bericht wurde das Vorgefallene gewaltig übertrieben. Der Erſte Conſul faßte gegen einige Perſonen einen Groll, den er klug genug war zu verhehlen und endlich ſelbſt zu vergeſſen. Nur dem trefflichen Carnot blieb er gram. In dieſem Augenblick, wo er ſich ganz der Freude des Sieges überließ, wollte er nicht, daß die geringſte Wolke das allgemeine Wonnegefühl trüben ſollte. Er nahm jedermann freundlich auf, und ward von Allen mit Jubel aufgenommen zumal von Denen, welche ſich Vorwürfe zu machen hatten. Das Volk von Paris lief bei der Nachricht von ſeiner Rückkehr unter die Fenſter der Tuilerien und drängte ſich den ganzen Tag in den Höfen und im Garten des Pallaſtes. Mehrmals mußte der Erſte Conſul ſich der Menge zeigen. Am Abend war Paris freiwillig beleuchtet. Man beeiferte ſich, einen wunderbaren Sieg zu feiern, der einen heiß erſehnten Frieden hoffen ließ. Dieſer Tag rührte ſo tief den Mann, welcher Gegenſtand ſolcher Huldigungen war, daß er ihn zwanzig Jahre ſpäter, wo er allein in der Verbannung und Gefangenſchaft in

der Oede des atlantiſchen Meeres auf ſeine Vergangenheit zurückblickte, zu den ſchönſten ſeines Lebens zählte.

Am folgenden Tage verfügten ſich die Körperſchaften der Staatsverwaltung zu ihm und gaben das erſte Beiſpiel jener Beglückwünſchungen, die man ſeitdem ſo oft unter allen Regierungen bis zum Ueberdruß ſich hat wiederholen ſehen. Dies Schauſpiel war damals neu, und der Anlaß war von der Art, daß es der Mühe werth war. Man ſah alſo in den Tuilerien erſcheinen: den Senat, den geſetzgebenden Körper, das Tribunat, die Obergerichte, die Präfektur der Seine, die Civil- und Militärautoritäten, die Directoren der Bank von Frankreich, endlich das Inſtitut und die gelehrten Geſellſchaften. Dieſe großen Körperſchaften kamen herbeigeeilt, um den Sieger von Marengo zu begrüßen und ſprachen zu ihm, wie man vordem und nachher zu den Königen geſprochen hat. Aber man muß ſagen, die Sprache, obwohl gleichmäßig lobpreiſend, war von einer aufrichtigen Begeiſterung eingegeben. Die gänzliche Veränderung der Weltlage binnen wenigen Monaten, die auf arge Verwirrung gefolgte Sicherheit, ein unerhörter Sieg, welcher Frankreich wieder an die Spitze der europäiſchen Mächte ſtellte, die Gewißheit eines nahen Friedens, welche die Beſorgniß vor einem allgemeinen Krieg verſcheuchte, endlich das ſich bereits allerwärts kundgebende Gedeihen — wie hätten ſo große, ſo ſchnell gekommene Ergebniſſe nicht die Gemüther entzücken ſollen? Folgendermaßen ſchloß der Präſident des Senats ſeine Anrede, welche einen Begriff von allen übrigen geben kann: „Mit Vergnügen erkennen wir an, daß das Vaterland Ihnen ſeine Rettung verdankt, daß die Republik Ihnen ihre Befeſtigung verdanken wird,

und das Volk eine Wohlfahrt, welche Sie in einem Tag auf die ſturmvollſte aller Revolutionen haben folgen laſſen."

Während dieſer Vorgänge in Italien und in Frankreich, ſetzte Moreau an den Ufern der Donau ſeinen ſchönen Feldzug gegen den Feldmarſchall Kray fort. Wir haben ihn verlaſſen in dem Augenblick, wo er um Ulm herum manövrirte, um die Oeſterreicher zur Räumung dieſer feſten Stellung zu zwingen. Er hatte ſich zwiſchen die Iller und den Lech geſtellt, ſeine beiden Flügel an dieſe beiden Flüſſe lehnend, Front gegen die Donau machend, den Rücken der Stadt Augsburg zugekehrt, bereit, den öſterreichiſchen Feldherrn zu empfangen, wenn derſelbe kämpfen wollte, und einſtweilen ihm den Weg nach den Alpen verſperrend, was die Hauptſache im Geſammtplan war. Waren die Erfolge Moreaus weder raſch noch entſcheidend geweſen, ſo waren ſie dafür anhaltend und genügend, um dem Erſten Conſul zu verſtatten, in Italien das auszurichten, was er ſich vorgeſetzt hatte. Jetzt aber war der Augenblick gekommen, wo der Anführer des Rheinheeres, durch die Erfolge des Reſerveheeres ermuthigt, eine ernſthafte Bewegung verſuchen wollte, um Kray aus der Stellung von Ulm zu verdrängen. Jetzt, wo er zwar nichts von der Schlacht bei Marengo wußte, jedoch den glücklichen Alpenübergang erfahren hatte, jetzt war Moreau weniger ängſtlich, das Gebirg bloßzuſtellen und hatte volle Freiheit in ſeinen Bewegungen. Von den verſchiedenen möglichen Bewegungen, um die Stellung von Ulm unhaltbar zu machen, zog er diejenige vor, welche, in einem Donauübergang unterhalb Ulm beſtehend, die Oeſterreicher bedrohte, von ihrer Rückzugslinie abge-

ſchnitten zu werden und ſie dadurch nöthigte, abzuziehen. Dies Manöver war wirklich das beſte. Geradeswegs über München gegen Wien vorzudringen, war zu kühn für Moreaus Sinnesart und vielleicht unzeitig bei der allgemeinen Lage der Dinge. Oberhalb Ulm und ganz nahe bei dieſer Stadt über die Donau zu gehen, um das öſterreichiſche Lager zu erſtürmen, war gewagt wie jeder Sturm. Unterhalb Ulm über den Fluß zu ſetzen und Kray zu Gewinnung ſeiner Rückzugslinie zu nöthigen, dadurch, daß man dieſelbe bedrohte, war das klügſte und das ſicherſte Manöver.

Vom 15. bis 18. Juni ſetzte ſich Moreau in Bewegung, um ſeinen neuen Entſchluß auszuführen. Die Organiſation ſeines Heeres hatte, wie früher geſagt, einige Veränderungen erlitten durch den Abgang der Generale Saint-Cyr und Sainte-Suzanne. Lecombe bildete, wie früher, den rechten Flügel und Moreau mit dem Reſervecorps das Centrum. Das unter den Befehl Greniers gekommene Corps Saint-Cyrs bildete den linken Flügel. Das auf eine ſtarke Diviſion zuſammengeſchmolzene Corps von Sainte-Suzanne war dem verwegenen Richepanſe anvertraut und verſah den Dienſt eines Flankeur-Corps mit der augenblicklichen Beſtimmung, Ulm zu beobachten, während die Bewegungen weiter unten ausgeführt würden.

Vor Ulm hatten einige Gefechte ſtattgefunden, namentlich eins am 5. Juni, wo zwei franzöſiſche Diviſionen 40,000 Oeſterreicher die Spitze geboten hatten. Kray ſuchte die Franzoſen vor Ulm feſtzuhalten, indem er ſie dort ſtark beſchäftigte. Am 18. Juni ſtand Richepanſe im Angeſicht von Ulm, Grenier mit dem linken Flügel bei Günzburg, das aus der Reſerve beſte-

hende Centrum bei Burgau, und Lecourbe mit dem rechten Flügel dehnte ſich bis Dillingen aus. Von Ulm bis Donauwörth hatte der Feind alle Brücken abgebrochen. Eine von Lecourb ausgeführte Recognoſcirung hatte Moreau beſtimmt, Blenheim und Gremheim als Uebergangspunkte über die Donau zu wählen, weil dort die Brücken unvollſtändig abgebrochen und leicht wieder herzuſtellen waren. Mit dieſer gefährlichen Unternehmung ward Lecourbe beauftragt. Um ſie ihm zu erleichtern, verſtärkte ihn Moreau durch den General Boyer mit fünf Bataillonen und durch die ganze Cavalleriereſerve unter Hautpoul. Das Centrum unter dem Oberfeldherrn rückte von Burgau nach Aislingen, um in der Verfaſſung zu ſein, den Uebergang zu unterſtützen. Grenier mit dem linken Flügel erhielt Befehl, einen Verſuch auf ſeiner Seite zu machen, um die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich zu ziehen. Am Morgen des 19. Juni hatte Lecourbe ſeine Truppen zwiſchen den Dörfern Blenheim und Gremheim aufgeſtellt, wo die Brücken nur halb zerſtört waren, und verſteckte ſich hinter einigen kleinen Gehölzen. Er hatte kein Brückengeräth, ſondern nur eine Anzahl ſtarker Bohlen. Durch Verwegenheit erſetzte er ſeinen Mangel. Der General Gudin leitete unter Lecourbe dieſen Uebergangsverſuch. Einige Stücke Geſchütz wurden am Donauufer aufgefahren, um den Feind zu entfernen. Der Adjunct Quenot durchſchwamm herzhaft den Fluß, um ſich zweier Kähne zu bemächtigen, die man am andern Ufer gewahrte. Er brachte ſie unter einem Kugelregen herüber und trug nur eine leichte Wunde am Fuß davon.

Nun wählte man die beſten Schwimmer in den Diviſionen, ließ ſie ihre Waffen und Kleider in die Kähne

legen und neben denſelben nach dem feindlichen Ufer ſchwimmen. Dort ergriffen ſie ihre Waffen, ſtürzten ſich nackt auf einige Compagnien Oeſterreicher, die hier den Fluß bewachten, zerſtreuten ſie und nahmen ihnen zwei Stück Geſchütz ſammt Pulverwagen ab. Hierauf eilten ſie zu der Brücke, deren Stützen noch ſtanden und arbeiteten gleichzeitig mit dem am andern Ufer zurückgebliebenen, durch aufgelegte Leitern und Bohlen eine nothdürftige Verbindung herzuſtellen. Einige franzöſiſche Kanoniere gingen auf dieſe Nothbrücke hinüber und ließen die zwei eroberten Geſchütze gegen den Feind ſpielen. Bald war man beider Ufer Meiſter und ſtellte die Brücken inſoweit wieder her, daß der größte Theil der Truppen hinüber gehen konnte. Das Fußvolk und die Reiter begannen jenſeits aufzumarſchiren. Man mußte gefaßt ſein, daß bald die Oeſterreicher in großer Zahl von Donauwörth herauf und von Gundelfingen, Günzburg und Ulm herabkommen würden, um ihre Poſten in dieſer Gegend zu verſtärken. Lecourbe war ſelber an Ort und Stelle gekommen und ſtellte das verfügbare Fußvolk nebſt einigen Zügen Reiterei in dem Dorf Schwenningen auf, welches an der Straße nach Donauwörth liegt. Dieſer Punkt war wichtig, denn hier mußten die Oeſterreicher erſcheinen, wenn ſie die Donau herauf kamen. Bald zeigten ſich wirklich 4000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß mit 6 Stücken Geſchütz und griffen das Dorf an, welches in weniger als zwei Stunden mehrmals verloren und wieder gewonnen wurde. Die Ueberzahl der Oeſterreicher und ihre Hartnäckigkeit, eine entſcheidende Stellung wieder zu gewinnen, ſtand auf dem Punkt, unſere Truppen zu überwältigen und ſie aus dem Dorf zu verdrängen, als

Lecourbe zu rechter Zeit eine Verſtärkung von 2 Schwadronen Carabiniers empfing. Er ließ zu ihnen einige Züge vom 8. Huſarenregiment ſtoßen, welche er bei der Hand hatte, und warf ſie auf das feindliche Fußvolk, welches ſich in der weiten Ebene am Donauufer ausdehnte. Dieſer Angriff ward mit ſolcher Raſchheit und Kraft ausgeführt, daß die Oeſterreicher uns ihr Geſchütz, 2000 Gefangene und 300 Pferde ließen. Zwei Bataillone Würtemberger, welche ſich halten wollten, indem ſie Quarrées bildeten, wurden durchbrochen wie die Uebrigen.

Nach dieſem von der Brigade Puthod gelieferten glanzvollen Gefecht hatte Lecourbe von der unteren Donau her nichts mehr zu fürchten. Aber daher konnte auch nicht die größte Gefahr kommen. Die Hauptmacht der Oeſterreicher ſtand oberhalb, zu Dillingen, Gundelfingen und Ulm. Dorthin mußte er ſich wenden, um dem herabkommenden Feind die Stirn zu bieten. Glücklicher Weiſe waren die Diviſionen Montrichard, Gudin und die Reſerve Hautpouls über die wiederhergeſtellten Brücken von Blenheim und Gremheim gegangen und ſtanden am Rand der Ebene von Höchſtädt, welche unter Ludwig XIV. (13. Auguſt 1704) eine für uns traurige Berühmtheit erlangt hat. Der Feind, welcher von den nächſten Punkten nach Dillingen, nicht weit von Höchſtädt, herbeigeeilt war, ſtellte ſich nahe an der Donau auf, das Fußvolk uns zur Linken längs den ſumpfigen Ufern des Fluſſes hinter einigen Holzungen, die zahlreiche Reiterei uns zur Rechten. Er ſtand in guter Ordnung da, wartete auf die ihm zuziehenden Verſtärkungen und zog ſich langſam zurück, um ſich dieſen zu nähern. Die 37. Halbbrigade und eine Schwadron des

9. Huſarenregiments folgten Schritt für Schritt der rückgängigen Bewegung der Oeſterreicher. Lecourbe, durch das Gefecht bei Schwenningen des Feindes entledigt, der von der untern Donau hätte kommen können, ſprengte im Galopp heran mit dem 2. Carabinierregiment, mit den Küraſſieren, mit dem 6. und 9. Reiterregiment und mit dem 9. Huſarenregiment, d. h. faſt mit der ganzen Cavalliereſerve Hautpouls. Man befand ſich in der Ebene, vom Feind durch den Bach Egge getrennt, an welchem das Dorf Schrezheim lag. Lecourbe ſprengte an der Spitze der Küraſſiere durch das Dorf, formirte ſie hinter demſelben und warf ſie auf die öſterreichiſche Reiterei, welche von dieſem plötzlichen Angriff überraſcht, ſich in Unordnung zurückzog und die 9000 Mann Fußvolk, welche ſie hätte ſchützen ſollen, bloßſtellte. Das ſo preisgegebene Fußvolk wollte ſich in die Gräben werfen, welche die Ufer der Donau um Dillingen durchziehen, aber die gut geleiteten Küraſſiere ſchnitten von der Colonne 1800 Mann ab, welche in Gefangenſchaft geriethen.

Dies waren ſchon zwei glückliche Gefechte an einem Tag, meiſt durch Reiterei gewonnen, und das zweite war noch nicht das letzte. Lecourbe ſtellte ſich an der Egge auf, den Reſt ſeiner Reſerve erwartend, welche über die in unſere Hände gefallene Brücke von Dillingen heranzogen. Da kam die Reiterei Krays dem Fußvolk voraus herangeſprengt und formirte ſich in zwei großen Linien in der Ebene hinter Lauingen. Für unſere Reiterei war dies der Augenblick, dem Aufſchwung zu folgen, welchen die am Vormittag gewonnenen Erfolge ihr gegeben und ſich in der Ebene mit den zahlreichen prächtigen Schwadronen der Oeſter-

reicher zu meſſen. Lecourbe ließ Lauingen durch ſein Fußvolk beſetzen, vereinigte alle Reiter ſeiner Diviſionen mit den Reitern Hautpouls und ließ ſie in der Ebene aufreiten. Damit bot er dem Feind ein Gefecht an, welches ihn in Verſuchung führen mußte, wenn er die Zahl und Beſchaffenheit ſeiner Reiter betrachtete. Die erſte öſterreichiſche Linie ſetzte im Galopp an mit der Sicherheit einer wohlgeübten Reiterei. Sie trieb das zweite Carabinerregiment zurück, welches ſich am Vormittag ſo wacker gehalten hatte, desgleichen die Huſaren, welche mit ihm jenen Angriff bei Schwenningen gemacht hatten. Jetzt rücken unſere Küraſſiere vor, bringen die Carabiniere und Huſaren zum Stehen, werfen ſich vereint mit ihnen auf die öſterreichiſchen Schwadronen und treiben ſie nun ihrerſeits zurück. Bei dieſem Anblick ſprengt die zweite Linie der feindlichen Reiter vor und nöthigt unſere beim Zuſammenſtoß mit der erſten Linie in Unordnung gerathenen Reiter zu ſchneller Umkehr. Aber das neunte Regiment war in Reſerve. Mit kühnen und geſchickten Bewegungen kam es den öſterreichiſchen Reitern in die Flanke, überraſchte und warf ſie und ſicherte unſeren ſiegreichen Schwadronen die Ebene von Höchſtädt.

Die Zahl der Todten, Verwundeten und Gefangenen konnte nicht bedeutend ſein, denn nur das Zuſammentreffen von Reitern mit Fußvolk iſt ernſthaft. Aber die Ebene war uns geblieben und unſere Reiterei hatte eine wahre Ueberlegenheit der öſterreichiſchen gegenüber gewonnen, was ſie bis jetzt noch nicht erlebt hatte. Von nun an waren alle unſere Waffengattungen entſchieden den feindlichen überlegen. Es war acht Uhr Abends, und an dem langen Junitag blieb den Kaiſer-

lichen noch Zeit, uns das am Morgen ſo ruhmvoll eroberte linke Donauufer ſtreitig zu machen. Zur Unterſtützung der geſchlagenen Abtheilungen zogen 8000 Mann zu Fuß mit vielen Geſchützen heran. Andererſeits war Moreau an der Spitze aller ſeiner Reſerven herübergekommen. Eine neue blutigere Schlacht begann. Das franzöſiſche Fußvolk griff unter den Kugeln und Kartätſchen das öſterreichiſche an. Krays Soldaten, welche für die Behauptung ihrer ſo wichtigen Stellung bei Ulm kämpften, entwickelten außerordentliche Kraft. Moreau gerieth mehrmals perſönlich ins Handgemeng. Endlich gegen elf Uhr Abends blieb der Sieg ſeinem von der Reiterei unterſtützten Fußvolk. Gleichzeitig rückte die 37. Halbbrigade in Gundelfingen ein, und ſomit waren alle Stellungen der Ebene in unſerer Gewalt. Wir hatten die Donau überſchritten, 5000 Gefangene gemacht, 20 Stück Geſchütz, 1200 Pferde, 300 Wagen und die beträchtlichen Magazine von Donauwörth genommen. Achtzehn Stunden hintereinander hatte man ſich geſchlagen. Dieſe Unternehmung, welche die üblen Erinnerungen von Höchſtädt in Erinnerungen des Ruhms verwandelte, war nächſt Marengo die ſchönſte des Feldzugs. Sie machte ſowohl Lecourbe als Moreau Ehre. Bei letzterem hatte es lang gedauert, bis er ſich ein Herz faßte. Endlich aber, gereizt durch die in Italien gegebenen Beiſpiele, hatte er eine größere Bahn betreten und einen Lorbeer von dem Baum gepflückt, von welchem der Erſte Conſul ſo ſchöne genommen hatte. Glücklicher, edler Wetteifer, wenn er ſich nie weiter erſtreckt hätte!

Nach einer ſo kühnen entſcheidenden Bewegung ſeines Gegners konnte Kray ſich nicht länger in Ulm

halten, wollte er nicht von ſeiner Verbindung mit Wien abgeſchnitten werden. Geradeswegs auf die Franzoſen losgehen und ihnen eine Schlacht liefern, war zu gewagt, nachdem die letzte Begebenheit den Muth ſeiner Soldaten erſchüttert hatte. Er brach alſo noch an demſelben Abend auf. Vor ſich her ſchickte er den aus faſt tauſend Fuhrwerken beſtehenden - Park und folgte am nächſten Tag mit der Hauptmacht auf der Straße nach Nördlingen. Sein Marſch fand bei abſcheulichem Wetter ſtatt auf Wegen, die der Regen ganz verdorben hatte. Und doch ging ſein Rückzug ſo ſchnell von ſtatten, daß er in 24 Stunden nach Neresheim kam. Um ſeine ermatteten Truppen aufrecht zu halten, ließ er das Gerücht ausſtreuen, in Italien ſei ein Waffenſtillſtand geſchloſſen worden, welcher auf Deutſchland ausgedehnt werden würde, und dem gewiß der Friede folgen würde. Dieſe Nachricht verbreitete Freude unter den Soldaten und gab ihnen wieder einige Kraft. Sie kamen nach Nördlingen.

Zu ſpät hatte Moreau den Abzug des Feindes erfahren. Richepanſe hatte die Räumung Ulms nicht eher bemerken können, als beim Abzug der letzten Abtheilungen. Bis er den Oberfeldherrn benachrichtigte, hatten die Oeſterreicher einen Vorſprung gewonnen und das ſeit zwei Tagen herrſchende ſchlechte Wetter verſtattete nicht, ſie durch einen Eilmarſch einzuholen. Doch kam Moreau am Abend des 23. Juni dicht hinter der Nachhut des ſich weiter zurückziehenden Kray nach Nördlingen. Da er ſah, daß er auf den ſchlechten Wegen nicht ſchnell genug vorwärts kam, um die Oeſterreicher einzuholen, und daß er auf einer nutzloſen Verfolgung begriffen ſei, die ihn in unberechnete Entfernungen

führen könnte, ſo beſchloß er, Halt zu machen und eine auf den jetzigen Stand der Dinge berechnete Stellung zu nehmen. Kray ließ ihm, unter Verſchweigung der im franzöſiſchen Lager noch nicht bekannten guten Nachricht vom Sieg bei Marengo, den in Italien verabredeten Waffenſtillſtand melden und ſchlug ihm den Abſchluß eines entſprechenden in Deutſchland vor. Hieraus ſchloß Moreau, daß jenſeits der Alpen wichtige Dinge vorgefallen ſeien. Da er nicht zweifelte, daß dieſelben glücklich ſeien, und jeden Augenblick einen Kurier erwartete, der ſie ihm meldete, ſo wollte er ſich auf nichts einlaſſen, bevor er ſie erfahren und bevor er beſſere Quartiere für ſeine Truppen erobert hätte. Er beſchloß, über die Donau zurückzugehen, dem General Richepanſe die Einſchließung der beiden Hauptplätze an dieſem Fluß — Ulm *) und Ingolſtadt — zu übertragen, mit ſeiner Hauptmacht über den Lech zu gehen, Augsburg und München zu beſetzen und damit einen Theil von Bayern, um Lebensmittel zu finden, und endlich die Iſarbrücken nebſt allen zum Inn führenden Straßen zu erobern.

Moreau ging alſo über die Donau bei Donauwörth, über den Lech bei Rain und ſchickte ſeine verſchiedenen Corps über Pöttmes und Pfaffenhofen bis an die Ufer der Iſar. An dieſem Fluß beſetzte er die Orte Landshut, Moosburg und Freiſing. Nach München ſchickte er den General Decaen, der dort wie im Triumph einzog. Während er dieſe Bewegung ausführte, trafen

*) Oben heißt es, die Oeſterreicher hätten Ulm geräumt, Wahrſcheinlich ſollte es heißen, die Stellungen hinter Ulm.
Anmerkung des Ueberſ.

beide Heere noch ein Mal auf einander und geriethen unverſehens in ein zweckloſes Gefecht. Bei Neuburg auf dem rechten Donauufer, während beide Theile nach der Iſar zogen, hatte eine franzöſiſche Diviſion ſich zu weit von dem übrigen Heere entfernt und mußte einen langen, hartnäckigen Kampf beſtehen, in welchem ſie am Ende den Sieg behielt, aber einen empfindlichen Verluſt erlitt, den Verluſt des tapferen Latour d'Auvergne. Dieſer ruhmreiche Krieger, von Bonaparte mit dem Titel „Erſter Grenadier von Frankreich“ beehrt, erhielt einen Lanzenſtoß ins Herz. Das Heer vergoß Thränen auf ſeinem Grab und verließ das Schlachtfeld nicht eher, als bis es ihm ein Denkmal errichtet hatte.

Am 3. Juli (14. Meſſidor) befand ſich Moreau mitten in Bayern, hielt an der Donau Ulm und Ingolſtadt eingeſchloſſen und hatte an der Iſar Landshut, Moosburg, Freiſing und München beſetzt. Dies war der Augenblick, endlich an Tyrol zu denken und den Fürſten Reuß aus den ſtarken Stellungen im Gebirg an den Quellen der Iller, des Lech und der Iſar zu vertreiben, von welchen aus er ſtets die Franzoſen beunruhigen konnte. Gefährlich war er zwar nicht; aber ſeine Anweſenheit nöthigte uns, bedeutende Truppenabtheilungen gegen ihn in Bereitſchaft zu haben, und ſtörte ewig unſern rechten Flügel in der Freiheit ſeiner Bewegungen. Zu dem Ende wurde der General Molitor ſo weit verſtärkt, daß er Graubünden und Tyrol angreifen konnte. Raſch und mit Glanz nahm er nach einander die Stellungen von Füſſen, Reitti, Immenſtadt und Feldkirch. Damit war unſere Stellung an der Iſar vollkommen geſichert.

Kray war über die Iſar gegangen und hatte ſich

hinter den Inn zurückgezogen. Links von dieſem Fluß hielt er das Lager bei Ampfing und die Brückenköpfe von Waſſerburg und Mühldorf beſetzt. Es war jetzt Mitte Juli (Ende des Meſſidor). Die franzöſiſche Regierung hatte dem General Moreau freie Hand gegeben, nach Gutfinden zu handeln und die Waffen niederzulegen, wenn er es für paſſend erachtete. Er meinte mit Recht, es ſei nicht paſſend, daß er allein ſich ſchlüge. Die Ruhe, deren die Soldaten in Italien genoſſen, machte die in Deutſchland neidiſch; und dann hatte das zwiſchen Iſar und Inn ſtehende Rheinheer eine viel vorgerücktere Stellung als das Heer in Italien, ſo daß eine ſeiner Flanken entblößt war. Freilich war durch den Vertrag von Aleſſandria den Oeſterreichern wie den Franzoſen unterſagt, Truppen aus Italien nach Deutſchland zu entſenden; aber es blieb immer möglich, daß dieſe Beſtimmung nicht gewiſſenhaft beobachtet wurde, und daß dem Rheinheer unvermuthet eine Verſtärkung des Feindes über den Hals kam. Moreau, dem Kray verſchiedene Vorſchläge gemacht hatte, ließ ſich endlich darauf ein und ſchloß am 15. Juli (26. Meſſidor) zu Parsdorf bei München einen Waffenſtillſtand, welcher ziemlich mit dem in Italien beſtehenden übereinſtimmte.

Jedes der beiden Heere ſollte ſich hinter eine Abgränzungslinie zurückziehen, welche von Balzers in Graubünden aus längs Tyrol und dann zwiſchen Iſar und Inn in gleicher Entfernung von beiden Flüſſen herlaufend, bei Vilshofen die Donau erreichte, dann an der Donau hinaufginge bis zur Mündung der Altmühl und längs der Altmühl, der Rednitz und dem Main bis Mainz liefe. Die Feſtungen Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt blieben eingeſchloſſen, ſollten aber alle

vierzehn Tage eine der Stärke ihrer Beſatzungen entſprechende Menge von Lebensmitteln erhalten. Beide Heere hatten zwölf Tage um ſich den Fall der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten anzuzeigen. Das franzöſiſche Heer hatte ſonach zu ſeinem Unterhalt Franken, Schwaben und einen Theil von Bayern. Unſere Soldaten, ſüdlich von den Alpen am Mincio, nördlich an der Iſar ſtehend, konnten ſich alſo in den reichen Ebenen Italiens und Deutſchlands für die gehabten Mühen und Entbehrungen entſchädigen. Sie hatten es verdient durch die ſchönſten Thaten, welche noch je die franzöſiſchen Waffen verherrlicht hatten. Zwar hatte das Rheinheer keine ſo glänzenden Thaten verrichtet wie das von Italien, aber es hatte ſich doch durch einen mit eben ſo viel Beſonnenheit wie Nachdruck gemachten Feldzug ausgezeichnet. Die letzte große Begebenheit dieſes Feldzugs, der Donauübergang bei Höchſtädt konnte den ſchönſten Waffenthaten unſerer Kriegsgeſchichte an die Seite geſtellt werden. Die öffentliche Meinung, welche im Jahre 1799 dem General Moreau nicht günſtig geweſen war, wurde im Jahre 1800 faſt parteiiſch für ihn, hinter den Namen Bonaparte und allerdings weit hinter ihn, jedoch in einer Entfernung, wo die Plätze noch hoch genug waren, ſtellte man ſtets den Namen Moreaus, und da die Meinung wandelbar iſt, ſo verdunkelte Moreau in dieſem Jahr den Sieger von Zürich, wie Maſſena im vergangenen Jahr ihn verdunkelt hatte.

Die Nachricht von den glücklichen Erfolgen des Rheinheeres vervollſtändigte die durch die außerordentlichen Erfolge des Heeres in Italien hervorgebrachte Zufriedenheit und ſteigerte die Friedenshoffnungen, von

welchen die Gemüther erfüllt waren, zur Gewißheit. Die Freude war allgemein. Die fünfprocentigen öffentlichen Fonds, welche vor dem 18. Brumaire zu 13 Franken verkauft worden, waren auf 40 geſtiegen. Eine Verordnung der Conſuln kündigte den Rentnern an, daß das am 22. September 1800 fällige Semeſter vom Jahr IX ihnen durchaus in Silber ausbezahlt werden würde — eine frohe Nachricht, wie ſie den armen Staatsgläubigern lange nicht zugekommen war. Alle dieſe Wohlthaten ſchrieb man den Heeren zu und den Feldherren, die ſie geführt hatten, vornehmlich aber dem jungen Bonaparte, der jetzt bewieſen hatte, daß er gleich ausgezeichnet zu regieren und Krieg zu führen verſtand. Das Feſt des 14. Juli, einer der durch die Verfaſſung beibehaltenen republikaniſchen Feiertage, wurde mit großem Glanz begangen. Im Invalidenhaus war eine prächtige Feierlichkeit veranſtaltet. Der Muſiker Méhul hatte ſchöne Geſänge componirt, und zum Vortrag derſelben hatte man die erſten Sänger Italiens kommen laſſen, welchem Land man jetzt begann ſeine Meiſterwerke und ſeine Künſtler abzunehmen. Nach Anhörung dieſer Geſänge unter der Kuppel des Invalidenhauſes begab ſich der Erſte Conſul mit einem zahlreichen Generalſtab auf die Mitte des Marsfeldes, um die Conſulargarde zu empfangen. Sie kam eben an dieſem Morgen an, mit Staub bedeckt, und in zerfetzten Kleidern, da ſie ſeit dem Tag nach der Schlacht bei Marengo unabläſſig marſchirt war, um genau am 14ten Juli einzutreffen. Sie brachte ins Invalidenhaus die im letzten Feldzug eroberten Fahnen, um ſie zu der Sammlung unſerer Siegeszeichen hinzuzufügen. Die Menge zu beiden Seiten des Marsfeldes drängte ſich

herbei, die Helden von Marengo in der Nähe zu ſehen. Der Freudentaumel hätte beinahe Unglücksfälle herbeigeführt. Der Erſte Conſul befand ſich lange Zeit im Gedräng dieſer Volksmenge. Von ihr umgeben kehrte er in die Tuilerien zurück. Der ganze Tag ward öffentlichen Luſtbarkeiten gewidmet.

Eine Woche ſpäter, am 21. Juli (2. Thermidor) ward die Ankunft des Grafen von Saint-Julien, eines Generals, der das Vertrauen des deutſchen Kaiſers genoß, angekündigt. Derſelbe war beauftragt, die Ratification der Uebereinkunft von Aleſſandria nach Paris zu bringen und ſich mit dem Erſten Conſul über die Bedingungen des bevorſtehenden Friedens zu beſprechen. Nun zweifelte man nicht mehr am Abſchluß dieſes erſehnten Friedens, welcher der zweiten Coalition ein Ende machen ſollte. Man kann wohl ſagen: nie hatte Frankreich ſchönere Tage geſehen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe, / Fenner von Fenneberg, Ferdinand Daniel, / Funck, Friedrich,

Geschichte des Consulats und Kaiserreichs

Bd.: 1

Mannheim (1845)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3223(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098083-5